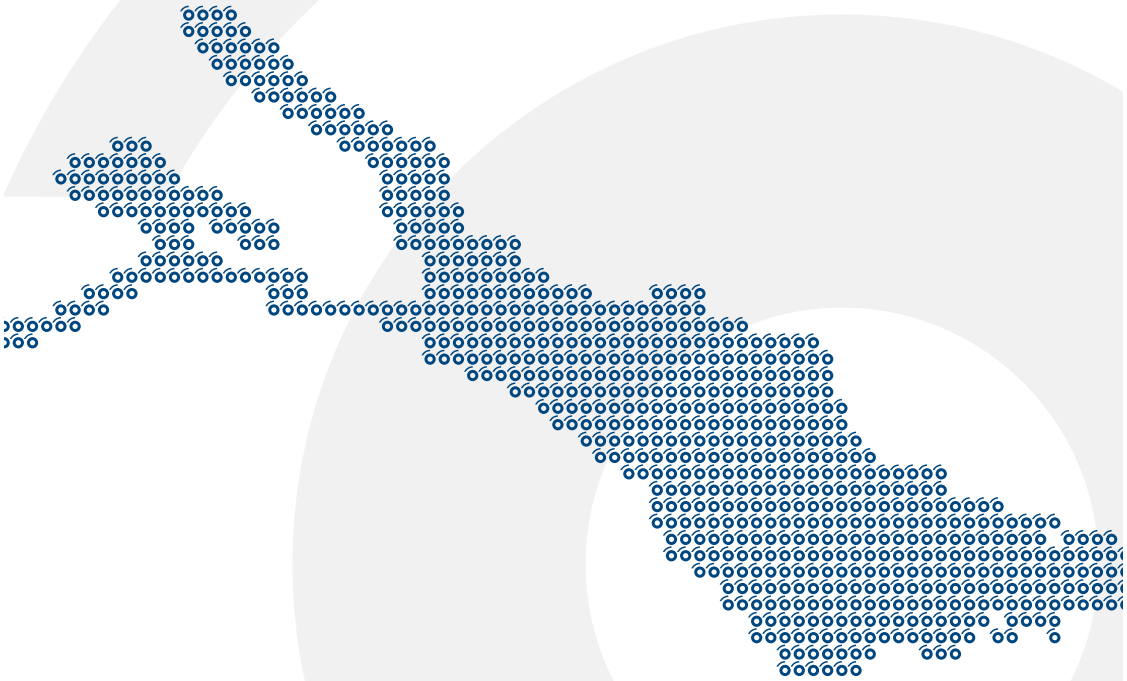
SUISSE SCHWEIZ SVIZZERA

Das Museum als Ort des Wissens
Bodenseesymposium

ICOM Schweiz ICOM Österreich ICOM Deutschland



Schaffhausen, 22., 23. und 24. Juni 2006

Das Museum als Ort des Wissens
Bodenseesymposium

ICOM Schweiz ICOM Österreich ICOM Deutschland

Bericht über ein internationales Symposium vom 22., 23. und 24. Juni 2006 in Schaffhausen, veranstaltet von den ICOM-Nationalkomitees der Schweiz, Österreichs und Deutschlands. Herausgegeben von Josef Brülisauer.

Schaffhausen, 22., 23. und 24. Juni 2006

Impressum

Herausgeberin: ICOM Schweiz - Internationaler Museumsrat
Projektleitung: David Vuillaume
Adaption und Lektorat: Edmund Miedler
Gestaltung: Gregor Schneider, gschart.ch

ISBN 978-3-9523484-1-3

© 2008 ICOM Schweiz

museums.ch

Inhaltsverzeichnis

Grussworte 6

Marie Claude Morand, Präsidentin ICOM Schweiz
York Langenstein, Präsident ICOM Deutschland
Carl Aigner, Präsident ICOM Österreich

Hanspeter Lenherr, Regierungspräsident Kanton Schaffhausen
Marcel Wenger, Stadtpräsident Schaffhausen

Vorträge

Roger Fayet 17
Der lahme Flügel der Eule? Überlegungen zur Tragfähigkeit wissenschaftlicher Museumsarbeit

Willi Xylander 37
Sammlung oder Ansammlung – Forschung als tragende Säule der Museumsarbeit

Thomas Antonietti 55
Kooperation beginnt beim Forschen – Das Projekt Appenzell, Lötschental, überall

Günter S. Hilbert, Hans-Jürgen Harras 63
The ICMS-Online-Vocabulary. Fachbegriff zur Sicherheit von Museen in 13 Sprachen. Ein Beispiel?

Bernhard Graf 71
Forschung der Museen – Grundlagen und Perspektiven

Gilbert Kaenel 83
Wissenschaftliche Forschung im Museum und die Verbindung zur Universität

Bernd Lötsch 93
Naturmuseen in einer bedrohten Welt

Stephan Gasser 107
Freie Forschung im Museum – Ein Nationalfondsprojekt zur
spätmittelalterlichen Skulptur im Museum für Kunst und Geschichte Freiburg (CH)

Carl Aigner 117
Museoentertainement

Hannah Bröckers 127
Eventkultur – Lösung für Not leidende Museen?

Carl Aigner, Udo Wiesinger 140
ICOM-Generalkonferenz 2007 in Wien

Schlussworte 142

Programm 144

Liste der Teilnehmenden 147

Grusswort

Marie Claude Morand, Präsidentin von ICOM Schweiz

Sehr geehrter Herr Regierungspräsident, sehr geehrter Herr Präsident der Stadt Schaffhausen, sehr geehrter Herr Stadtrat für Kultur, liebe Präsidenten, liebe ICOM-Kolleginnen und Kollegen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz.

Natürlich bemerken Sie sofort, dass Deutsch nicht meine Muttersprache ist. Aber mit meinen wenigen Worten möchte ich Sie heute im Namen von ICOM Schweiz mit viel Freude und Herz an unserer traditionellen Bodenseetagung empfangen und begrüssen. Zuerst möchte ich dem Kanton und der Stadt Schaffhausen für das herzliche Willkommen danken, dann den Vorständen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz für Euer Engagement in Bezug auf diese Tagung und natürlich den Referenten, die dieses wichtige Thema angegangen sind.

Gerne möchte ich ein paar Worte über das diesjährige Thema verlieren: «Das Museum als Ort des Wissens.» Damit kommen wir zur Uridee des Museums zurück. Das Museum gegründet von Ptolemaios in Alexandria, also dem Silicon Valley der Antike, war klar ein Ort des Wissens, wo Menschen aus allen Disziplinen zusammen das Beste für die Entwicklung der Menschheit suchten. Diese Dimension des Suchens ist immer noch ein wichtiger Bestandteil der ICOM-Definition des Museums. Suchen und forschen, um die besten Objekte und Arten zu sammeln. Suchen und forschen, um die besten Technologien der Konservierungen zu entdecken. Suchen und forschen, um den vielfältigen Sinn dieser Exponate zu erklären und zu vermitteln. Forschung ist, im breitesten Sinne, eine der wichtigsten Grundaufgaben des Museums. Heute, wo der Boom der Event-Ausstellungen und der Vermittlungen aller Art die kulturelle Szene Europas und der ganzen Welt besetzt, wollen wir erneut Platz machen in unseren Aktivitäten für die Forschung. Wir wollen neue Wege entdecken, um die Forschung dem Publikum, aber auch unseren vorgesetzten Stellen zu kommunizieren. Ich freue mich, zusammen mit den Referenten dieses Thema zu bearbeiten. Ich danke Ihnen herzlich für Ihre freundliche Aufmerksamkeit.

Marie Claude Morand
Präsidentin ICOM Schweiz

ICOM
SUISSE SCHWEIZ SVIZZERA

Grusswort

York Langenstein, Präsident von ICOM Deutschland

Sehr geehrter Herr Regierungspräsident, Herr Stadtpräsident, liebe Kolleginnen und Kollegen aus der Schweiz, aus Österreich und aus Deutschland.

Sehr gerne begrüsse ich Sie im Namen von ICOM Deutschland und seines Vorstandes, der hier vertreten ist durch Rosmarie Beier-de Haan, Annette Rain und Christoph Lindt und natürlich auch alle unsere deutschen Kolleginnen und Kollegen, die schon seit langen Jahren hier im Rahmen der Bodenseetagungen mit Ihnen im Kontakt stehen. Mein besonderer Dank gilt dem Vorstand von ICOM Schweiz und meiner Kollegin Marie Claude Morand sowie Josef Brülisauer für die Vorbereitung dieser Tagung. Wir freuen uns, dass wir uns das erste Mal hier in der Schweiz treffen. Ihnen allen, zumindest der älteren Generation, ist die Entstehung der Bodenseetagung bekannt. Erst war es ein Unternehmen, das im Wesentlichen auf deutschem Boden stattgefunden hat, also in Lindau. Sie hiessen auch die Lindauer-Tagungen. Aber wir haben uns dann 2000 entschlossen, turnusmässig den Tagungsort zu wechseln und die drei Länder zum Austragungsort der Tagungen zu machen. Ich freue mich sehr, dass hier im Rahmen der Rotation nun die Schweiz an der Reihe ist, hier in Schaffhausen. Ich glaube, es ist auch ein sehr schöner Anfang und ich freue mich auch, dass sich die Gelegenheit ergibt, die Region rund um den Bodensee, wo die drei Nationen zusammenstossen oder besser zusammenwohnen und zusammenkommen, besser kennen zu lernen.

Wenn ich ein bisschen zurückgeblickt habe auf die Zeit seit 1973 (wir treffen uns jetzt bereits schon zum zwölften Mal), darf ich auch meine beiden Vorgängerpräsidenten sehr herzlich begrüssen. Hans Martin Hinz, Ihnen allen gut bekannt, sowohl als Präsident von ICOM Deutschland über zwei Wahlperioden, wie auch als ehemaliger Präsident von ICOM Europa und heute Vertreter der deutschsprachigen Fraktion, der europäischen Fraktion, im Executive Council. Er gehört zu diesem Komitee, das die Tagungen rund um den Bodensee herum internationalisiert hat. Auch seine damaligen Mitpräsidenten sind heute im Executive Council an der Spitze von ICOM und tragen unsere Anliegen dort mit vor. Günter Dembski ist heute Präsident des Advisory-Committee und damit ganz entscheidend zuständig für die Politik von ICOM und Martin Schärer ist Vizepräsident des Executive Council. Insofern haben wir im Augenblick eine ganz gute Situation, wir können uns im Weltverband sehr schön artikulieren und das ist auch ein Punkt, auf den ich nachher am Schluss noch kurz eingehen möchte. Ich glaube, die deutschsprachigen Länder (wobei die Schweiz auch die Brücke zu Frankreich und zu Italien ist) haben durchaus die Chance, auch innerhalb von ICOM für Europa noch deutlicher zu sprechen, als sie es bisher getan haben.

Auch Hans Albert Treff, unseren Altpräsidenten, möchte ich sehr herzlich begrüssen. Er hat sich immer sehr für die Zusammenarbeit von ICOM Deutschland mit den anderen Komitees eingesetzt, sei es im Rahmen der Bodenseekonferenz oder von CEICOM, einer Arbeitsgemeinschaft von ICOM Deutschland mit den osteuropäischen Ländern und hat sie unterstützt und gefördert.

Zunächst einmal zum Inhalt unserer Tagung. Da hat mich Marie Claude Morand bereits entlastet. Sie hat uns gesagt, warum das Forum, das Museum, als Ort des Wissens so wichtig ist. Sie hat zurückgeblickt auf das Silicon Valley der Antike und tatsächlich glaube ich, ist das Museum ein Ort des Wissens, ein Ort des

Suchens, in ganz vielfältigem Sinne; vom Sammeln, vom Sichten, vom Ordnen, vom Inventarisieren, bis zu den anspruchsvollen wissenschaftlichen Aufgaben, wie sie von den Museen wahrgenommen werden. Wir werden das im Laufe der Tagung noch deutlicher vorgestellt bekommen. Vielleicht sollte ich nicht selbst zu viel zum Thema Wissenschaft sagen, nachdem sich unsere ganze Konferenz damit befassen wird. Lieber verweise ich auf unsere Referenten, Willi Xylander, den Direktor des Naturkundemuseums in Görlitz, der heute zu uns sprechen wird und dann auf Bernhard Graf, auch ein ehemaliges Mitglied des Vorstands von ICOM Deutschland und Direktor des Instituts für Museumskunde in Berlin, das bei uns ein bisschen ein Zentrum der fachlichen und wissenschaftlichen Arbeit der Museen ist und für die Museen arbeitet. Bernhard Graf ist zugleich Berater des Deutschen Museums in München, als einer der Panzerkreuzer für die wissenschaftliche Arbeit der Museen und er betreut auch die Museen der blauen Listen in Deutschland, also die grossen Institute der Wissenschaft. Aber die Wissenschaft ist, wie gesagt, nicht nur in den grossen Institutionen zu Hause, sondern auch in den kleinen Häusern. Wo ein Lehrer seine Sammlung ordnet, wo ein Heimatpfleger sich um die Bestände kümmert, auch das betrachte ich als eine Form von Wissenschaft und Ordnung und Zuwendung zu den Gegenständen, die wir hier in gleicher Weise berücksichtigen sollten. Museen sind ja nicht nur Orte der Wissenschaft, sondern vor allem auch Orte der Bildung. In dieser Dimension spielen sie eine grosse Rolle.

Und nun also ein Wort zum Thema unserer engeren Arbeit im Rahmen der drei Komitees, die seit 1972 institutionalisiert ist. Ich hoffe, dass ICOM Deutschland zusammen mit ICOM Österreich und der Schweiz tatsächlich ein Nukleus für die Wahrnehmung unserer europäischen Museumsinteressen sein kann. Ein Thema wäre etwa auch die Bindung des Museumsbegriffs an die Sammlung. Die Museen gehen doch sehr stark vom Sammlungsbegriff aus und es gibt viele Tendenzen, die geeignet erscheinen, diesen Sammlungsbegriff etwas aufzulösen. Ich glaube, das ist ein Punkt, den wir auch bei ICOM vortragen wollen. Das auch ein Thema im Advisory Committee, also am Treffen der Nationalkomitees und der internationalen Komitees in diesem Jahr. Dann wollen die Nationalkomitees, die die Gelder für die Arbeit des ICOM-Weltverbandes beibringen, auch absichern, dass die jeweiligen nationalen Verbände die Möglichkeit haben, ihre Geschäfte ordentlich zu besorgen, sich um die Mitglieder zu kümmern, um Tagungen durchzuführen und ähnliches. Auch solche Anliegen werden wir verstärkt in dieser Gruppe, in Kooperation mit unseren europäischen Nachbarländern, künftig bei ICOM vortragen. Liebe Marie Claude, Du bist auch eine derjenigen, die diesen Gemeinschaftsgeist gepflegt hat, ebenso wie Carl Aigner, unser Mitpräsident aus Österreich. Wir wollen dies zusammen mit unseren Nachbarn - gerade die Schweiz bietet da die Möglichkeit - versuchen, mit Frankreich, mit Italien zu sprechen und über Deutschland haben wir den Blick in die Niederlande. Wir wollen ein bisschen enger zusammenrücken, um unsere gemeinsamen europäischen Interessen innerhalb von ICOM zu formulieren. Das hat nicht unmittelbar etwas mit unserer heutigen Tagung zu tun. Aber Sie sollen auch ein kleines bisschen Einblick in die Arbeit von ICOM Deutschland bekommen, in die Verbindungen mit seinen Nachbar-Komitees und das Mitwirken im Weltverband. Auch da wollen wir etwas präsenter sein oder noch präsenter werden, als wir es bisher gewesen sind. Ich glaube, wir haben hier in Schaffhausen einen besonders schönen Rahmen für unsere Tagung.

In diesem Sinne wünsche ich uns eine schöne Tagung und gute Begegnungen. Die Bodenseetagung ist über den wissenschaftlichen Kern hinaus immer auch ein Familientreffen, das uns eine Chance zum Austausch gibt. Gerade in diesem kleineren Kreis haben wir durchaus Möglichkeiten zur Diskussion, einmal über unser Tagungsthema selbst und vielleicht auch über die Arbeit unserer Verbände und ihrer Tätigkeit im Weltverband. Wir stehen Ihnen in den Pausen gerne zur Verfügung, auch in den Zeiten, wo wir innerhalb des Programms Diskussionen führen oder auch an den Abenden. Ich hoffe sehr auf Anregungen von der Basis her, die ICOM befruchten und weiterentwickeln können. Herzlichen Dank.

York Langernstein,
Präsident ICOM Deutschland

Grusswort

Carl Aigner, Präsident von ICOM Österreich

Geschätzter Herr Regierungspräsident, geschätzter Herr Stadtpräsident, geschätzter Herr Stadtrat für Kultur.

Ich darf mich den Begrüssungsworten meiner Vorrednerin Madame Marie Claude Morand und meines Kollegen York Langenstein anschliessen. Ich darf Ihnen die besten Grüsse von ICOM Österreich, speziell auch vom Vorstand, überbringen und gleichzeitig unsere Geschäftsführerin, Frau Armine Wehdorn, entschuldigen, die kurzfristig nicht kommen konnte. Auch darf ich Ihnen die besten Grüsse von Günter Dembski, dem Vorpräsidenten von ICOM Österreich, überbringen. Auch er hat dreimal die Bodenseekonferenz mitgetragen, über die wir uns sehr freuen. Österreich war nicht ganz von Beginn an dabei, weil ICOM Österreich erst 1978 gegründet wurde. Aber es ist bei uns ein ganz wesentliches Thema gewesen und ist es bis heute geblieben. Es ist vor allem eine Veranstaltung für ICOM-Mitglieder. Das Wissen über das Museum ist ein Begriff, der zumindest in Österreich über den Begriff der Bildung vermittelt wird. Ein amerikanischer Museumsphilosoph hat einmal vor gar nicht so langer Zeit gesagt, «eine Gesellschaft ohne Museum ist eine Gesellschaft ohne Zukunft». Das mag im ersten Moment sehr provokant klingen. Aber wir müssen bedenken, dass ganz bestimmte gesellschaftliche Entwicklungen dazu führen, dass sich Institutionen wie die Museen herausbilden. Wir dürfen nicht übersehen: das Museum ist zunächst eine europäische Angelegenheit, gerade wenn wir global von Museen sprechen, dann ist dahinter schon ein ganz wesentlicher Kern. Mit dem Thema von heute «Das Museum als Ort des Wissens», als Stätte des Wissens, sollten wir uns vor Augen halten, dass wir immer weniger eine Wissensgesellschaft, sondern vielmehr zu einer Informationsgesellschaft geworden sind, wie es seit langer Zeit, seit den siebziger und achtziger Jahren, heisst. Der entscheidende Unterschied meiner Meinung nach ist, dass Information gewisserweise keinen kulturellen Kontext hat. Die Information ist eine Mobilität des Wissens, aber ohne, dass die Kontexte des Wissens immer wieder mit eingebracht werden. Museen sind Orte, wo das Wissen in vielfältiger Hinsicht kontextualisiert wird und das dürfen wir uns nicht nehmen lassen. York Langenstein hat es angesprochen. Es wird immer mehr diskutiert, wie weit Museen an Sammlung, an Forschung gebunden werden sollen. Wir müssen hier schon sehr aufmerksam sein, weil das die Arbeit betrifft, die wir im Museum leisten. Wenn die Museumsarbeit negiert wird, können wir eigentlich sehr rasch einpacken. Es geht hier um eine Arbeit, die im grossen Masse ehrenamtlich geleistet wird, gerade in kleineren Museen. Insofern sollten wir mit dem Museum immer auch den Begriff der Museumsarbeit ganz vorne hinstellen. Das können die Menschen rezipieren, dann verstehen sie auch, warum Sammlung, warum Museum viel kostet, weil einfach dieses Kulturgut, um es zukünftig zu machen, einen Aufwand braucht. Es gibt keine Diskussion, wie viele Autobahnkilometer wir erhalten, dann darf es auch keine Diskussion sein, wie viele Museen wir erhalten, wenn es um Identitäten von Gesellschaften, von Regionen, von Staaten oder auch von Städten geht.

Damit möchte ich schliessen. Ich darf mich auch den Dankesworten anschliessen, dass wir heute hier in Schaffhausen mit der wunderbaren Kultur sein können. Wir durften gestern zu Gast im Museum Allerheiligen sein und sind wirklich sehr beeindruckt von der Natur, genauso vom Rheinfall, der hier weltberühmt ist. Ich habe gehört, vor drei Jahren waren 1,5 Millionen Besucher beim Rheinfall und wir garantieren uns, dass das diesjährige ICOM-Seminar gewiss kein Reinfall sein wird. Aber wir werden gerne noch zum Rheinfall aufbrechen und dieses wunderbare Naturschauspiel auch geniessen. Ich darf Ihnen allen einen ganz spannenden und vor allem intensiven Tagungsverlauf wünschen. Nützen wir auch die Gelegenheit, dass wir hier viel intensiver diskutieren können, als in megagrossen Symposien, dass hier ein viel intensiverer, persönlicherer Austausch möglich ist. Danke für Ihre Gastfreundschaft hier in Schaffhausen.

Carl Aigner,
Präsident ICOM Österreich

Grusswort

Dr. Hans-Peter Lenherr, Regierungspräsident des Kantons Schaffhausen

Sehr geehrter Herr Stadtpräsident, sehr geehrte Frau Präsidentin und Herren Präsidenten der nationalen ICOM-Komitees der Schweiz, Deutschlands und Österreichs, sehr geehrte Damen und Herren, Mitglieder von ICOM.

Im Namen der Regierung des Kantons Schaffhausen heisse ich Sie herzlich im Kanton Schaffhausen willkommen. Es freut uns sehr, dass Sie als Tagungsort die Hauptstadt des Kantons, nämlich Schaffhausen, gewählt haben.

Das Thema der Tagung «Das Museum als Ort des Wissens» tönt sehr interessant und verspricht aufschlussreiche Erkenntnisse für die zukünftige Entwicklung der Institution Museum. Museen als staatlich geförderte, ja gewollte Institutionen sind bekanntlich vor allem auch Produkte des 19. Jahrhunderts, eigentliche Abbilder einer Gesellschaft, die Wissen nicht nur sammeln wollte, sondern in der Vermittlung des gesammelten Wissens die kulturelle Entwicklung der eigenen Gesellschaft, ja der Menschheit gegründet sah. Nach den Katastrophen des 20. Jahrhunderts sind wir wohl vorsichtiger, den Erfolg dieses Anspruchs vorauszusetzen. Dies hat aber an der Bedeutung der Institution Museum nichts geändert.

Der Umkehrschluss scheint eher zuzutreffen. Je mehr sich unsere Gesellschaft fragmentiert, je schneller die technologische Entwicklung und weltweite Vernetzung abläuft, je rascher die Halbwertszeit von Wissen abnimmt und je höher die Ansprüche an die Anpassungsfähigkeit der einzelnen Menschen werden, desto mehr entsteht das Bedürfnis nach einem Referenzort, den die Institution Museum bieten kann. Wie anders wäre es sonst zu erklären, dass die Zahl der Museen zumindest in Europa stetig zunimmt und den Politikern, die zu deren Finanzierung in vielen Fällen früher oder später aufgefordert werden, angesichts finanzieller Restriktionen und Haushaltskürzungen steigende Schwierigkeiten machen. (Der Stadtpräsident weiss das).

Vor diesem Hintergrund stellt sich mit grösserer Vehemenz auch schon die Frage nach der Aufgabe der Institution Museum in unserer Gesellschaft. Sicherlich hat sich die ursprüngliche Aufgabe der Museen, kulturelles Erbe zu bewahren, auch heute nicht gewandelt. Die Bewahrung alleine freilich genügt nicht. Die Bewahrung stellt vielmehr die unverzichtbare Grundlage dar, die erst die Erforschung des kulturellen Erbes möglich macht, was wiederum Grundlage der adäquaten Vermittlung von Wissen ist. Die Gegenstände im Sinne der blossen Bewahrung einfach nur zu sammeln, mag das Interesse eines Antiquars sein. Diese Gegenstände aber so zu erforschen, dass sie Geschichten und Geschichte erzählen, dass sie Zusammenhänge erhellen und diese in einen wissenschaftlichen Diskurs stellen, muss der Anspruch der Institution Museum sein. Dies ist sowohl im Vorgehen wie im Anspruch mehr als die heute weit verbreitete Eventkultur. Ihre Tagung betrachte ich daher auch als einen Versuch der Selbstvergewisserung der Institution Museum und ihrer Mitarbeitenden.

Dies auch und gerade vor dem Hintergrund, dass finanzielle Restriktionen und Haushaltkürzungen die adäquate Aufarbeitung des Wissens, das in den Museen liegt, zumindest nicht einfacher machen. Zu oft wird hier nur auf das rasche Ergebnis geschielt. Breit angelegte Forschung wird so immer schwieriger zu finanzieren. Ich kann Ihnen kein Patentrezept als Lösung anbieten. Immerhin aber scheinen mir vernetzte Projekte, an denen mehrere Museen mit ihren Sammlungen, Universitäten, allenfalls auch Archive beteiligt sind, ein Ansatz zu sein, wissenschaftliche Forschung weiterzutreiben. Ein komplementärer Ansatz wäre allenfalls auch im vermehrten Sponsoring solcher Forschungsprojekte durch Private resp. durch die Privatwirtschaft zu sehen, wobei selbstverständlich in diesem Bereich die Bedingungen besonders genau geprüft werden müssen.

Denn die Institution Museum hat die einmalige Chance, Wissen nicht nur intellektuell, sondern anschaulich nachvollziehbar und damit unmittelbar sinnlich erlebbar zu machen. Diesen Vorteil haben die Museen allen elektronischen Medien voraus. Wer zum Beispiel schon einmal eine Führung einer Kleinkinderklasse in einem Kunstmuseum miterleben durfte, weiss, wie direkt diese Erfahrung gemacht werden kann. Ich wähle dieses Beispiel auch deshalb, weil diese Kleinkinder die Museumsbesucher und -besucherinnen von morgen sein werden, die hoffentlich als Erwachsene immer noch mit dem gleichen wachen Interesse am Wissen der Institution Museum teilhaben werden.

Ich wünsche Ihnen also im Namen der Regierung des Kantons Schaffhausen eine erfolgreiche Tagung, gute Gespräche und schönes Wetter, damit die geplanten Exkursionen nicht nur inhaltlich, sondern auch stimmungsmässig stimmen.

Hanspeter Lenherr,
Regierungspräsident
Kanton Schaffhausen

Grusswort

Marcel Wenger, Stadtpräsident Schaffhausen

Sehr geehrte Frau Präsidentin, meine sehr geehrten Damen und Herren

Das Bodensee-Symposium des International Council of Museums findet dieses Jahr in Schaffhausen statt. Als ich dies erfahren habe, hat mich das sehr gefreut. Ich heisse Sie sehr herzlich willkommen und habe den Auftrag, Ihnen nun beizubringen, dass auch Schaffhausen am Bodensee liegt.

Sie können ihn zwar nicht sehen, aber Sie können ihn fühlen. Seine Energie durchströmt dieses Gebiet westlich des eigentlichen Seebeckens seit der letzten Eiszeit in Form des Rheins, und die Schaffhauser haben die schwierige Aufgabe, aus dem Wasser des Bodensees als erste elektrischen Strom zu machen, auf dem langen Weg des Rheins vom Bodensee bis in die Nordsee. So gesehen ist die Durchführung des Bodensee-Symposiums in Schaffhausen mehr als gerechtfertigt, wenn man sich an neuzeitlichen Nutzungskriterien orientieren will.

Aber auch ein kurzer Blick in die Kulturgeschichte unserer Stadt zeigt, wie eng die Beziehungen Schaffhausens zum Kulturraum Bodensee seit jeher waren, vor allem vor dem Aufkommen der Nationalstaaten. Der mittelalterliche Handelsweg entlang des Rheins über den Bodensee nach Osten gewann Ende des 11. Jahrhunderts enorm an Bedeutung und verstärkte die Leistungsfähigkeit der Klosterbetriebe, die wiederum zusammen mit den Städten den Handel und Wandel jener Zeit voran brachten. Die Beziehungen des Klosters Allerheiligen zum Bistum Konstanz, später die Beziehungen der reichsfreien Stadt Schaffhausen zu den Handelsplätzen in Baden und Württemberg lassen den Schluss durchaus zu, Schaffhausen auch heute noch als westlichste Bodensee-Stadt zu verstehen, die lediglich durch die Helvetik und den prä-europäischen Irrtum der nationalstaatlichen Einschränkungen in ihrer Entfaltung als Bodenseestadt vorübergehen behindert wurde.

Das mag für Sie vielleicht etwas überspannt tönen. Aber seien wir uns bewusst: Wir sind im Begriff, über die regionale und transnationale Zusammenarbeit zurück zu finden zu den Wurzeln unserer kulturellen Zusammengehörigkeit. Und wenn wir dies gut machen, dann werden sich in den nächsten Jahrzehnten in Europa vielleicht auch neue kulturelle und wirtschaftliche Gleichgewichte einstellen, die weniger an ideologischer und nationalistischer Verblendung leiden als dies im 19. und noch 20. Jahrhundert der Fall war. Sie haben sicher gehört, dass ich diese Aussage unter einem Vorbehalt gemacht habe, nämlich dem, dass wir «es gut machen müssen».

Und diese Bedingung hat etwas damit zu tun, dass wir uns unserer kulturellen Gemeinsamkeiten, aber auch unserer Besonderheiten und Identitäten bewusst sind. Das Bewusstsein, wie nahe wir Schaffhauser den Menschen über der Grenze im Bodenseeraum und in Baden-Württemberg, aber auch denen in der unmittelbaren Nachbarschaft entlang des Rheins nach Südwesten sind, ist für die regionale Zusammenarbeit eine wichtige Grundvoraussetzung. Und die Frage, auf welchem Boden wir kulturhistorisch stehen, kann hilfreich sein bei der Antwort, wohin wir in Zukunft gehen. Dies alles hat sehr viel mit Ihnen zu tun, denn die Museen sind die Katalysatoren im immerwährenden Prozess der Identitätsfindung. Sie sind wichtige Transporteure kultureller Inhalte und damit auch kultureller Botschaften durch die jeweiligen Zeiten. Sie regen zum Nachdenken an, sie laden zur Erforschung, zur Analyse aber auch zum kreativen Neubeginn ein. Der Museumsauftrag ist aus meiner Erfahrung heraus gemessen an dieser Aufgabe alles andere als statisch und alles andere als blosse Geschichtsdarstellung.

Und weil dem so ist, brauchen die Städte als die einzig wahren und authentischen Standorte für die Entwicklung unserer Geschichte auch gute und spannende Museen. Museen mit «Seele», denen die Botschaft wichtig ist und wo man spürt, dass es darum geht, aus Besucherfrequenzen eben nach-denkende Individuen zu machen und nicht nur Futter für die Statistik und Kostenträger für Kiosk und Cafeteria.

Sie werden jetzt möglicherweise finden, diese Äusserung sei für die Politik etwas unüblich, und ich muss Ihnen leider Recht geben. Es könnte sein, dass der allgemeine «Management-Furor» nun auch die Politik und mit ihr die Taktgeber unter anderem auch für Kultureinrichtungen erreicht hat.

Selbstverständlich geht es auch um gute Führung und dabei um effizientes Verwalten der Häuser. Es geht aber auch und vor allem um den Auftrag, Inhalte und Botschaften zu vermitteln und auf Menschen zuzugehen. Und mit den Menschen meine ich die Besucherinnen und Besucher, die neugierig, nachdenklich, angeregt oder schlicht weitergebildet werden sollen.

Ich möchte Ihnen heute in der kleinen, immer noch mittelalterlich anmutenden Stadt Mut machen für Museumsarbeit mit Zukunft. Und das ist meines Erachtens nicht die Zukunft der Führungskonzepte, auch nicht die Zukunft der Management-Ziel-Systeme und von was-weiss-ich-nicht noch allem, was Unternehmensberater erfinden, um zu einem Auftrag zu kommen. Schauen Sie Ihre Häuser an: Die Zukunft liegt in den Inhalten, in den Botschaften, die Sie daraus gewinnen. Und daraus machen Sie unverwechselbare Städte in einer immer beliebigeren Welt. Daraus gewinnen Sie für Ihren Standort jene Authentizität, die es für neue Ideen und mehr Lebensqualität in unserer Zeit braucht.

Ich wünsche Ihnen dafür viel Erfolg und freue mich über Ihren Besuch in Schaffhausen.

Marcel Wenger,
Stadtpräsident Schaffhausen

Der lahme Flügel der Eule?

Überlegungen zur Tragfähigkeit wissenschaftlicher Museumsarbeit

Roger Fayet

The Two Art Histories: The Museum and the University – unter diesem Titel lud der Kunsthistoriker Charles W. Haxthausen im Jahre 1999 Fachkollegen von Museen und Universitäten an ein Symposium nach Williamstown im US-Bundesstaat Massachusetts.[1] Mit der Wahl des Themas stellte Haxthausen die Behauptung auf, die Kunstwissenschaft bestehe in Wahrheit aus zwei Kunstwissenschaften: aus jener der Museen und jener der Universitäten. Zugleich suggerierte der Titel ein mehr oder minder symmetrisches Verhältnis von museumsseitiger und universitärer Wissenschaft.

Doch wie symmetrisch ist das Verhältnis von musealer und universitärer Wissenschaft wirklich? Haben die Museen den Universitäten im Bereich der wissenschaftlichen Arbeit überhaupt noch etwas nur halbwegs Gleichgewichtiges entgegenzusetzen? Ist die Eule der Minerva, Symbol der Erkenntnisfähigkeit, auf der Museumsseite nicht bereits lahm geworden?

Signale, die auf einen solchen Verkümmerungsprozess schliessen lassen, sind jedenfalls deutlich zu vernehmen. Als Haxthausen mögliche Referenten für sein Symposium kontaktierte, erhielt er von einem bekannten deutschen Museumsdirektor eine Absage mit folgender Begründung: «Wir – damit meine ich die Kuratoren dieser Institution und vor allem mich selbst – sind zu beschäftigt mit Management, als dass wir die Zeit finden würden, um mit der Fachliteratur mitzuhalten oder zumindest mehr oder weniger die Diskussion in unseren jeweiligen Spezialgebieten zu verfolgen. Administration, Fundraising, organisatorische Angelegenheiten bilden unsere Hauptbeschäftigungen. [...] An eigenes wissenschaftliches Arbeiten ist nicht mehr zu denken. Der Anspruch, der uns an der Universität vermittelt wurde, hat sich in eine nebulöse Wolke verwandelt.»[2]

Der vormalige Direktor der Hamburger Kunsthalle, Uwe M. Schneede, fragt in der Einleitung zu seinem Sammelband über den Zustand der Museen zu Beginn des 21. Jahrhunderts: «Und die Forschung – geht sie im Tagesbetrieb, im Erfolgszwang, im Marketing unter?»[3] Was bei Schneede noch als Frage formuliert ist, wird beim Kunstkritiker Eduard Beaucamp bereits mit einem Ausrufezeichen versehen: «Die Kenner und Spezialisten, auf die man früher stolz war, sind deutlich auf dem Rückzug. Sie gelten inzwischen als Sand im Getriebe. Wissenschaftliche Stellen in den historischen Abteilungen der Museen, sogar im hochqualifizierten Fachbereich eines Kupferstichkabinetts, werden eingespart – übrigens ganz im Gegensatz zur Praxis der grossen amerikanischen Museen, die sich den Expertenluxus leisten und uns in ihren Forschungs- und Erwerbskampagnen auch daher überlegen sind. Der moderne Museumschef braucht von Kunst nicht allzu viel zu verstehen, er muss Manager sein, Virtuose der Geldbeschaffung, Magnetiseur der Sponsoren, Salonlöwe, gelenkiger Szenenwechsler.»[4] Ekkehard Mai vom Kölner Wallraf-Richartz-Museum warnt in der Kunstchronik denn auch vor «alarmierenden Veränderungen» und «fatalen Konsequenzen»: «Das Museum wird Produktionsbetrieb eines quasi-betriebswirtschaftlichen Denkens. Sein Bildungsauftrag wird von seinem ursächlich wissenschaftlichen in einen wirtschaftlichen Status überführt bzw. empfängt von dorther die Konditionen seiner Machbarkeit. Im Verteilungskampf ums Geld hat die Kultur eine schwache Lobby und wenig Hilfe beim Gesetz. Doch das betriebswirtschaftliche Einmaleins von Beraterfirmen und

Verwaltungsseminaren greift nur bedingt und hat neben kurzfristigem äusseren Erfolg langfristig Verarmung im Inhaltlichen zur Folge.»[5] Und im selben Heft resümiert Harald Siebenmorgen, Direktor des Badischen Landesmuseums: «‚Forschung' wird von vielen Museen doch ohnedies nur mehr als hehrer Begriff wie eine Monstranz vor sich hergetragen, ohne diesen Anspruch wirklich erfüllen zu können.»[6]

Forschung als «responsibility» des Museums

Zu diesen Abgesängen auf Museen, die Wissen nicht nur vermitteln, sondern auch selbst produzieren, stehen in eigenartigem Kontrast die offiziellen Selbstdefinitionen der Museen, wie sie in Leitbildern, Strategiepapieren oder in den Verlautbarungen der Museumsorganisationen zu lesen sind.[7] Bereits 1970 bezeichnete Joseph Veach Noble, späterer Präsident der American Association of Museums, in seinem Museum Manifeste die «responsibilities» des Museums als «acquisition, conservation, study, interpretation and exhibition».[8] Gemäss der Museumsdefinition des International Council of Museums (ICOM) ist ein Museum eine Einrichtung, die «materielle Zeugnisse von Menschen und ihrer Umwelt» nicht nur sammelt, bewahrt und ausstellt, sondern eben auch «erforscht» («researches», wie es in der englischen Version heisst).[9] Sowohl die Statuten des Verbandes der Museen der Schweiz (VMS) als auch des Österreichischen Museumsbundes (ÖMB) anerkennen explizit die Museumsdefinition von ICOM, so heisst es beim ÖMB: «Unter Museen werden grundsätzlich nur Einrichtungen verstanden, die der gültigen Definition des International Council of Museums entsprechen.»[10] Laut den Statuten des VMS sind Museen «von unserer Gesellschaft geschaffen worden, um Kulturgut zu bewahren, Erkenntnisse aufzuarbeiten und zu vermitteln [...].»[11] Auch in den vom Deutschen Museumsbund erst kürzlich herausgegebenen Standards für Museen wird die Forschung als eines der Kerngeschäfte des Museums bestimmt: «Die spezifischen Kernaufgaben der Museen sind: Sammeln, Bewahren, Forschen, Ausstellen/Vermitteln.»[12] Und im Kapitel «Forschen und Dokumentieren» wird ausgeführt: «Selbständiges Forschen, gleich welchen Umfangs, dient der wissenschaftlich begründeten Bildungsarbeit und der Verbesserung der Sammlungsdokumentation. Das setzt qualifiziertes Personal und ein ausreichendes Zeitbudget voraus. Entsprechende finanzielle Ressourcen für die Forschung werden eingeplant und ggf. durch Einwerbung von Drittmitteln erweitert.»[13] Weiter unten wird dann der Charakter der vom Museum geleisteten Forschungsarbeit präzisiert: «Dabei sind zwei Ausprägungen der Forschungsarbeit zu nennen: Primärforschung, die durch unmittelbare wissenschaftliche Analyse der im Museum verwahrten Quellen [...] zur Wissensvermehrung beiträgt; Zusammenführende (kompilierende) Forschung einzelner Themen- und Sachverhalte, die – auf bereits vorliegender Primärforschung aufbauend – beispielsweise die Grundlage für das Konzept einer neuen Ausstellung bildet.»[14] Ausdrücklich wird die Publikationstätigkeit als notwendiger Bestandteil der Forschungsarbeit bezeichnet: «Zur Forschung gehört die Veröffentlichung der Resultate. Sie erfolgt in der Regel in Zeitschriften, Büchern oder elektronischen Medien.»[15] Besonders hervorzuheben ist im vorliegenden Kontext ferner, dass die Verfasser der Standards für Museen die Wissenschaftlichkeit, nebst der Anwesenheit von Originalobjekten, als das eigentliche Kennzeichen des Museums betrachten: «Die wissenschaftlich fundierte Herangehensweise und die Arbeit an den originalen Objekten unterscheidet das Museum grundsätzlich auch von anderen Kultur- und Freizeiteinrichtungen.»[16]

Die Zugehörigkeit der Forschung zum Kanon der musealen Kernaufgaben wird aber nicht nur von den Museumsverbänden, sondern auch von zahlreichen Einzelinstitutionen hochgehalten.[17] Nicht zuletzt sind es heute die Internetauftritte, die über das Selbstverständnis der jeweiligen Institution Auskunft geben. Auch hier fehlt es nicht an Beispielen, bei denen die Forschung als integraler Bestandteil der Museumsarbeit charakterisiert wird, sei es in Form allgemeiner, leitbildartiger Aussagen, sei es über die Beschreibung konkreter Projekte oder die Erwähnung von Kooperationen mit Hochschulen und Forschungsinstituten.

Doch wie verhält es sich nun wirklich mit der wissenschaftlichen Tätigkeit an den Museen? Ist sie tatsächlich ein mit Nachdruck betriebenes Kerngeschäft, ohne dessen Ausführung ein Museum, wie es die ICOM-Statuten postulieren, kein «echtes» Museum ist? Oder hat man sie inzwischen vom Kerngeschäft ins Nebengeschäft verschoben, weil ersteres heute im Managen, Administrieren und, wie es bei Beaucamp heisst, im «Magnetisieren von Sponsoren» besteht?[18] Forschungstätigkeit am Museum – noch immer eine der «Verantwortlichkeiten» dieser Institution? Oder nur mehr eine «nebulöse Wolke», ein «hehrer Begriff», den die Museen «wie eine Monstranz vor sich hertragen»?

Der Umstand, dass sich die ICOM-Nationalkomitees von Deutschland, Österreich und der Schweiz dazu entschlossen haben, das Bodensee-Symposium im Jahr 2006 dem Thema «Wissenschaftliche Arbeit am Museum» zu widmen, kann als Indiz dafür gesehen werden, dass selbst die Museumsverbände es für notwendig erachten, die Bedeutsamkeit der Forschung als eine conditio sine qua non zu bekräftigen und an diesem tragenden Pfeiler des Museums die nötigen Sicherungsarbeiten vorzunehmen.

Zweifellos werden die nachfolgenden Beiträge diesem Anliegen in hohem Masse gerecht werden, indem sie die Potentiale wissenschaftlicher Arbeit am Museum durch die Schilderung konkreter Projekte schlagkräftig beweisen werden. Da es in diesen einleitenden Ausführungen aber darum gehen muss, einige allgemeine Überlegungen zum Tagungsthema anzustellen, besteht die Gefahr, zur Hauptsache positive Autosuggestion zu betreiben und – dem guten Zweck zu Liebe – mehr rhetorische, denn realitätsbezogene Beschwörungsformeln auf die museale Forschungsarbeit von sich zu geben. Oder aber den kulturpessimistischen Unkenrufer zu mimen, der die wissenschaftliche Arbeit am Museum unter den Magmaströmen finanzpolitischer Eruptionen und unter den Sedimenten eines nur mehr zahlenorientierten Kulturmanagements Verschütt gehen sieht. Für eine Annäherung an das Thema, die den Anspruch erhebt, nicht selbst schon auf geradezu wissenschaftswidrigen Pfaden zu wandeln, dürfte es jedoch dienlich sein, diese beiden ideologischen Positionen weiträumig zu umgehen.

Stattdessen möchte ich Folgendes vorschlagen: erstens, die kritische Überprüfung der tatsächlichen Forschungsmöglichkeiten und ihrer effektiven historischen Entwicklung, zweitens, die Ausweitung der Perspektive bei der Suche nach den Ursachen mangelnder Forschung, so dass diese nicht vorschnell im Fehlen von finanziellen oder personellen Ressourcen geortet werden.

Falsifikation statt Fälschung

Die kritische Bestandsaufnahme der tatsächlichen Forschungsmöglichkeiten wäre in dieser mit Wunschdenken einerseits, Angstphantasien andererseits stark durchsetzten Debatte dringend vonnöten. Zwar wird es wohl kaum je zu einer flächendeckenden statistischen Erfassung kommen, doch können wir wenigstens die Institution, an der wir tätig sind, einer objektivierenden Überprüfung unterziehen und damit unseren eigenen subjektiven Eindruck verifizieren – oder eben falsifizieren. Als Indikatoren, oder sagen wir vorsichtiger, als Indizien hierfür können beispielsweise der Umfang der wissenschaftlichen Stellen oder die

geleistete Publikationstätigkeit und ihre Entwicklung in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten dienen. Wende ich diesen Blick auf das Museum zu Allerheiligen in Schaffhausen an, so ergibt sich folgendes Bild: In den ersten Jahren des Museums, vom Beginn seiner inhaltlichen Konzeption 1918 bis zur Gesamteröffnung 1938, geschah die wissenschaftliche Betreuung nahezu allein durch den Direktor. Ab 1938 wurde dieser durch einen Assistenten[19] und im Bereich der Kunstsammlung durch einen spezialisierten Konservator[20] unterstützt, der bis 1986 allerdings nur im Nebenamt tätig war. 1942 wurde für den Fachbereich Geschichte ein Kurator angestellt, der aber zugleich die Leitung der Stadtbibliothek und der kantonalen Denkmalpflege innehatte[21]. Ab 1977 wurde die prähistorische Abteilung durch einen Archäologen betreut[22], 1980 vergab der Stadtrat einen Auftrag zur Erarbeitung einer naturkundlichen Abteilung.[23] 1986 baute man das bisher nebenamtliche Kuratorium der Kunstsammlung zu einer hauptamtlichen Stelle aus, 1988 erhielt die Grafische Sammlung eine eigene Kuratorin, 1990 wurde erstmals ein Restaurator fest angestellt.[24] In den neunziger Jahren kam es zu einer besseren Dotierung der Kuratorenstelle für die historische Abteilung und zu einer Erweiterung des wissenschaftlichen Personals der Kunstabteilung. Im Jahre 2001 schliesslich bewilligte der Stadtrat eine zusätzliche Stelle für eine neu hinzugekommene archäologische Privatsammlung.

Zugegebenermassen kann die Entwicklung der Gesamtstellenprozente nicht absolut exakt nachvollzogen werden, da für die ersten Jahrzehnte genaue Angaben fehlen. Für Unklarheit sorgen überdies die öfters erfolgten Mehrfachanstellungen: So amtete der erste Museumsdirektor, Karl Sulzberger, zugleich als Kantonsarchäologe und als kantonaler Denkmalpfleger, und sein Nachfolger Walter Guyan war zusätzlich als Konservator am Naturhistorischen Museum Schaffhausen und am kantonalen Amt für Vorgeschichte und Denkmalpflege tätig.[25] Noch meine Vorgängerin Elisabeth Dalucas nahm neben der Museumsdirektion die Funktion der städtischen Kulturbeauftragten wahr. Doch trotz dieser relativierenden Faktoren ist offenkundig, dass der Umfang der wissenschaftlichen Stellen am Museum zu Allerheiligen seit seiner Teileröffnung im Jahre 1928 von etwa 100 Prozent auf heute rund 670 Prozent, also um mehr als das Sechsfache, zugenommen hat. Der Grossteil dieser Zunahme ist in den letzten zwanzig Jahren zu verzeichnen. Zählt man die in den jüngsten Jahren geschaffenen längerfristigen Projektstellen hinzu, so ergibt sich gar ein Umfang von 850 Stellenprozent und damit eine Steigerung um mehr als das Achtfache.

Es liegt mir fern, aus der Entwicklung am Museum zu Allerheiligen eine Gesamttendenz ableiten zu wollen. Auch sagt der blosse Anstellungsumfang noch nichts darüber aus, mit welchen Arbeiten die jeweiligen Mitarbeiter beschäftigt sind. Im Falle des Museums zu Allerheiligen ist diesbezüglich anzumerken, dass nicht nur die wissenschaftlichen Stellen einen markanten Ausbau erfahren haben: Neu geschaffen wurden in den vergangenen zwei Jahrzehnten auch spezialisierte Stellen für den Leihverkehr und die Betreuung der Museumsdatenbank, für die Öffentlichkeitsarbeit sowie für das Veranstaltungswesen. Der deutliche Anstieg der Professionalitätsansprüche, der besonders in den Bereichen Publikumsverkehr und Werbung, aber auch in technisch-administrativen Belangen zu konstatieren ist, dürfte daher nur beschränkt zu Lasten der wissenschaftlichen Arbeitsleistung gegangen sein.

Es ergibt sich als Fazit: Aufgrund der effektiven Personalentwicklung am Museum zu Allerheiligen würde sich ein Lamento über angeblich schwindende wissenschaftliche Ressourcen an diesem Haus nicht rechtfertigen. Die personellen Mittel, die für die wissenschaftliche Arbeit eingesetzt werden können, sind im Verlaufe der letzten Jahre nicht geringer geworden, sondern haben im Gegenteil stetig zugenommen. Ergänzen wir diese Feststellung mit Zahlen, welche die Publikationstätigkeit des Museums betreffen:

Während der ersten beiden Jahrzehnte von 1929 bis 1949 veröffentlichte das Museum zu Allerheiligen im Mittel eine Schrift pro Jahr, in den darauf folgenden 20 Jahren waren es bereits vier Bücher pro Jahr. In der Zeitspanne von 1969 bis 1989 lag der jährliche Durchschnitt bei nahezu sechs Publikationen, seit 1990 gibt das Museum etwa sieben Bücher pro Jahr heraus. Berücksichtigen wir zur genaueren Erfassung der Entwicklung nicht bloss die Anzahl der Schriften, sondern die Gesamtseitenzahlen – denn es wäre ja denkbar, dass zwar mehr publiziert wird, aber immer Dünneres –, so ergibt sich ein noch deutlicheres Bild: Die durchschnittlich pro Jahr publizierten Seiten steigen von etwa 50 Seiten in den dreissiger Jahren auf deutlich über 500 Seiten um das Jahr 2000 (Diagramm 1).[26] Da hier aber wiederum Zweifel angemeldet werden können, ob diese Entwicklung nicht primär mit einer zunehmenden Produktion von bildreichen coffee table books zu tun haben könnte, ist der Blick zusätzlich auf die Entwicklung des Textseitenanteils zu richten. Doch auch unter diesem Kriterium weist die Entwicklung eine eindeutig steigende Tendenz auf: um das Jahr 2000 wird deutlich mehr Schriftliches produziert als noch vor 20 Jahren (Diagramm 2).

Eines ist klar: Die angeführten Zahlen geben einzig Auskunft über die Quantität des Geschriebenen, über seinen Inhalt erlauben sie keine Rückschlüsse. Ebenso klar tritt aber in Erscheinung, dass Anzahl und Umfang der Publikationen am Museum zu Allerheiligen kontinuierlich zugenommen haben. Und das bedeutet auch, dass die Mittel, die für die Publikationstätigkeit zur Verfügung stehen, nicht etwa einen Abbau, sondern einen signifikanten Ausbau erfahren haben.

Noch einmal möchte ich hervorheben, dass aus dem geschilderten Einzelfall keine Aussagen über die allgemeine Entwicklung der wissenschaftlichen Arbeit an den Museen abgeleitet werden können. Doch soll das Beispiel dazu anregen, die jeweiligen Möglichkeiten zur Ausübung wissenschaftlicher Museumsarbeit und ihre Entwicklung in den vergangenen Jahren möglichst objektivierend zur Kenntnis zu nehmen, statt sich vorschnell einer primär ideologisch motivierten Position zu verschreiben, bestehe sie nun in strahlendem Zweckoptimismus oder in düsterem Kulturpessimismus.

Und für ein Zweites möchte ich plädieren: Für eine Ausdehnung des Blickwinkels, wenn es um die Suche nach den Ursachen effektiv rückläufiger oder mangelnder Forschungstätigkeit geht. Denn die Forderung nach einer Entideologisierung der Debatte impliziert keineswegs, dass es für die museale Wissenschaft landaus, landein zum Besten bestellt wäre. Wie aus der Diskussion hervorgeht, sind nicht wenige Museumsverantwortliche der begründeten Ansicht, ihr Museum leiste einen zu geringen Beitrag an die wissenschaftliche Erforschung seiner Gegenstände. Und es ist eine nicht zu übersehende Tatsache, dass diese Defizite in vielen Fällen auf einen Mangel an personellen oder finanziellen Ressourcen zurückzuführen sind. Dennoch möchte ich anregen, die Ursachen für fehlende Forschung nicht allzu unbedacht und vor allem nicht ausschliesslich im Fehlen der erforderlichen Mittel zu orten. Rasche Diagnosen sind zwar bequem für den Diagnostiker, aber nicht immer von grossem Nutzen für den Patienten. Eine Ausweitung der Perspektive – in der Medizin würde man sagen: eine ganzheitlichere Betrachtungsweise, die auch die mentale Disposition der «Patienten» berücksichtigt –, könnte hier von Nutzen sein. Sobald wir aber darauf verzichten, bei Defiziten im Forschungsbereich geradezu reflexartig die ungünstigen finanziellen Rahmenbedingungen als Begründung anzuführen, rückt die Verantwortung der Museumsmacher in den Bereich der Aufmerksamkeit. So möchte ich denn auch behaupten, dass es wesentlich ihre Interessen und Ansprüche sind, beziehungsweise ihre Desinteressen und Bequemlichkeiten, die den Charakter der wissenschaftlichen Museumsarbeit an den jeweiligen Institutionen bestimmen.

Freiwillige Absage an die Aussage

Dabei muss ein geringes wissenschaftliches Interesse keineswegs mit der Knappheit der entsprechenden Mittel einhergehen (etwa in dem Sinne, dass man sich eben an die unzureichenden Möglichkeiten gewöhnt hätte). Vielmehr kann sich wissenschaftliche Bequemlichkeit auch bei vorhandenen Mitteln prächtig entfalten. Ich möchte gar die These wagen, dass es manchmal gerade das reichliche Vorhandensein der entsprechenden Ressourcen ist, das zu einem Abbau der wissenschaftlichen Leistung führt. Das klingt absurd. Wie also soll das möglich sein?

Hier spielt ein einfacher Mechanismus: Stehen dem Museum namhafte Mittel für eine wissenschaftliche Publikation zur Verfügung, so entscheidet es sich üblicherweise dafür, die entsprechenden Gelder auszugeben – dies selbst dann, wenn bezüglich des Forschungsgegenstandes gar kein echtes Erkenntnisinteresse vorhanden ist. Da aber auch die Seiten eines solchen Buches mit Inhalt versehen werden müssen, wird etwas geschrieben. Dieses Etwas hat primär die Funktion, da zu sein, eine Leerstelle zu füllen. Meist dient es darüber hinaus auch dazu, die intellektuelle Potenz des Autors zu kommunizieren und dies umso vehementer, je geringer die vorgängig geleistete Erkenntnisarbeit ist.

Das so Geschriebene vermittelt keine wissenschaftlichen Ergebnisse, denn die Kriterien der Wissenschaftlichkeit – Klarheit, Nachvollziehbarkeit, Berücksichtigung der bisherigen Beiträge zum Thema, Nennung der Referenzen – sind für den Autor eines solchen Textes lediglich lästige Fesseln, die es abzustreifen gilt, um das eigentliche Ziel, nämlich die Anwesenheit von Sprache, genauer: von eigener Sprache, mit möglichst geringem Aufwand erreichen zu können.[27] Vor allem aber kommuniziert ein so Geschriebenes keine wissenschaftliche Forschung, denn es liegt gar kein echtes Erkenntnisinteresse vor, das mit wissenschaftlichen Methoden verfolgt worden wäre und dessen Ergebnisse entsprechend verbindlich mitgeteilt werden könnten.

Natürlich bestehen solche Texte auch nicht einfach aus Falschheiten und schon gar nicht aus Lügen. Es geht dem Autor ja nicht darum, den Leser von einer Sichtweise zu überzeugen, die er selbst für unwahr hielte. Der Charakter dieser Texte lässt sich eher mit Begriffen wie «Gerede» oder «Gefasel» umschreiben. Sie stellen eine Form der Täuschung, des Bluffs, der Camouflage dar. Sich einer etwas gröberen Sprache bedienend, könnten wir auch sagen, es handelt sich um «heisse Luft» oder, wie es der amerikanische Philosoph Harry G. Frankfurt nennen würde, um «Bullshit».[28]

In Frankfurts Aufsatz über den Bullshit (einem kurzen Essay, der neben schwächeren Passagen auch einige sehr luzide Stellen beinhaltet) lesen wir zur Motivation, Bullshit zu produzieren: «Der Bullshitter muss uns nicht täuschen und nicht einmal täuschen wollen, weder hinsichtlich der Tatsachen noch hinsichtlich seiner Vorstellung von den Tatsachen. Er versucht aber immer, uns über sein Vorhaben zu täuschen. Das einzige unverzichtbare und unverwechselbare Merkmal des Bullshitters ist, dass er in einer bestimmten Weise falsch darstellt, worauf er aus ist.»[29] In unserem Falle bedeutet dies, dass der Autor so tut, als ginge es ihm um das Verständnis eines bestimmten Sachverhalts und um seine richtige Darstellung, tatsächlich aber hat es bloss um die Produktion von Text und um die möglichst positive Darstellung seiner Person zu tun. Ihn interessiert, im Gegensatz zum Autor, der um Wissenschaftlichkeit bemüht ist, nicht der Wahrheitswert seiner Aussagen, sondern allein die Präsenz, die möglichst vorteilhafte, ausgedehnte Präsenz seiner selbst. Mag sein, dass dieses Bild eines Bullshit produzierenden «Wissenschaftlers» etwas gar holzschnittartig ausgefallen ist und dass in der Realität die Grenzen zwischen wissenschaftlicher Erkenntnisarbeit und inhaltsarmer Selbstdarstellung nicht immer so trennscharf auszumachen sind. Wichtig aber ist die Feststellung, dass es paradoxerweise gerade die Üppigkeit der Publikationsmöglichkeiten sein kann, die zur Entwissenschaftlichung der Museumsarbeit führt.

Wie man sich denken kann, ist dieses Phänomen nicht nur bei der museumsseitigen Wissenschaft zu konstatieren. Ähnliche Beobachtungen lassen sich zum Beispiel an den schweizerischen Kunsthochschulen anstellen: Seit sie aufgrund einer bildungspolitischen Gesamtstrategie des Bundesrates von Kunstgewerbeschulen zu Fachhochschulen aufgewertet wurden, verfügen sie nun auch über die entsprechenden Forschungsmittel – für viele ihrer Dozenten ein eher unerwartetes Geschenk, wo doch bislang die praktische Ausbildung von Künstlern und Gestaltern im Vordergrund stand. Und so überrascht es wenig, dass gerade hier die Forschungs- und Publikationstätigkeit eigenartige Stilblüten treibt. «Die Produktion von Bullshit wird also dann angeregt», so Frankfurt, «wenn ein Mensch in die Lage gerät oder gar verpflichtet ist, über ein Thema zu sprechen, das seinen Wissensstand hinsichtlich der für das Thema relevanten Tatsachen übersteigt.»[30]

Zum Ersatz wissenschaftlicher Inhalte durch Bullshit kommt es aber nicht nur, wenn der Umfang der zur Verfügung stehenden Gefässe den Umfang der vorhandenen Inhalte übersteigt, sondern auch, wenn grundsätzliche Zweifel am Wert wissenschaftlicher Aussagen bestehen. Frankfurt gibt uns auch da einen Hinweis: «Die gegenwärtige Verbreitung von Bullshit hat ihre tieferen Ursachen auch in diversen Formen eines Skeptizismus, der uns die Möglichkeit eines zuverlässigen Zugangs zur objektiven Realität abspricht und behauptet, wir könnten letztlich gar nicht erkennen, wie die Dinge wirklich sind. [...] Eine Reaktion auf diesen Vertrauensverlust besteht in der Abkehr von jener Form der Disziplin, die für die Verfolgung eines Ideals der Richtigkeit erforderlich ist, und der Hinwendung zu einer Disziplin, wie sie die Verfolgung eines alternativen Ideals erfordert, nämlich eines Ideals der Aufrichtigkeit. Statt sich in erster Linie um eine richtige Darstellung der gemeinsamen Welt zu bemühen, wendet der einzelne sich dem Versuch zu, eine aufrichtige Darstellung seiner selbst zu geben.»[31] Es ist anzunehmen, dass die naturhistorischen Museen gegenüber dieser Haltung in hohem Grade immun sind. Was jedoch die kultur- und insbesondere die kunsthistorischen Museen betrifft, so vertrauen viele der Verantwortlichen offenbar weniger auf den Wert sachlich richtiger Informationen als auf die Aussagekraft wohlklingender, manchmal gar «kongenial» poetischer Beschreibungen. In solchen Fällen wird auf Kommentare zur Entstehung und Technik eines Kunstwerks, zu möglichen Bezügen oder zur Rezeption grosszügig verzichtet. Anstelle dieser als platt empfundenen, da von jedermann nachvollziehbaren Aussagen, werden die subjektiven Assoziationen des Autors kommuniziert. Der Schreibende präsentiert sich auf diese Weise als Eingeweihter, der aufgrund seiner aufrichtigen und intensiven Beschäftigung mit den Werken dazu legitimiert ist, zwischen dem Jenseits der Kunst und dem Diesseits der Betrachter zu vermitteln. Das Phänomen der inhaltlichen Leere, bei gleichzeitig hochgradiger Subjektivität, lässt sich übrigens sowohl beim Ausstellungskatalog, dem klassischen Vermittlungsinstrument wissenschaftlicher Museumsarbeit, als auch in den Texten der Ausstellungen selbst beobachten.

Aus dem Gesagten ergibt sich meines Erachtens die Schlussfolgerung, dass die Frage nach den Voraussetzungen wissenschaftlicher Museumsarbeit nicht ausschliesslich im Hinblick auf die zur Verfügung stehenden Ressourcen diskutiert werden darf. Ein nicht zu unterschätzender Faktor stellt die Haltung derjenigen dar, die mit dieser Arbeit befasst sind. Je nachdem, wie ausgeprägt ihr wissenschaftlicher Anspruch ist, werden die vorhandenen Mittel zu gehaltvolleren oder dünneren Ergebnissen führen. Voraussetzung für

ersteres ist die Besinnung auf eine Methodik, die dem Ziel der Genese von nachvollziehbaren und damit auch diskutierbaren Aussagen Rechnung trägt. Der Zürcher Kunsthistoriker Philipp Ursprung formulierte es in der Zeitschrift Kunstbulletin kürzlich wie folgt: «Das Wichtigste am Prozess der Forschung ist, dass dieser Prozess nachvollziehbar ist. [... Es ist] unerlässlich, dass auch andere die einzelnen Schritte der Forschung nachvollziehen, überprüfen, ja wiederholen können. Deshalb braucht es in einem wissenschaftlichen Text Fussnoten, die auf die Forschungen von anderen verweisen. Deshalb braucht es Messergebnisse im Rahmen eines Experiments.»[32]

Die Bereitschaft, sich dieser zugegebenermassen wenig spektakulären und oftmals mühseligen Methodik zu verschreiben und die Fähigkeit, relevante Fragestellungen zu entwickeln, bilden die inneren Hauptvoraussetzungen der wissenschaftlichen Forschungstätigkeit am Museum. Zwar stehen den universitären Instituten zweifellos umfangreichere Ressourcen zur Verfügung, doch, wie wir wissen, weist auch das Museum zwei wertvolle, spezifische Potentiale auf: die unmittelbare Verfügbarkeit der Originalobjekte[33] und die Öffentlichkeitswirksamkeit des Mediums Ausstellung, über das wissenschaftliche Erkenntnisse einem weitaus grösseren Publikum vermittelt werden können als etwa über Fachzeitschriften.[34] Gerade letzteres lässt das Museum wiederum zum attraktiven Kooperationspartner[35] für die Universität werden und erleichtert ihm auch die Akquisition von Drittmitteln. So gesehen dürfte der museumseitige Flügel der Eule zwar der deutlich kleinere Flügel sein, aber nicht der lahme.

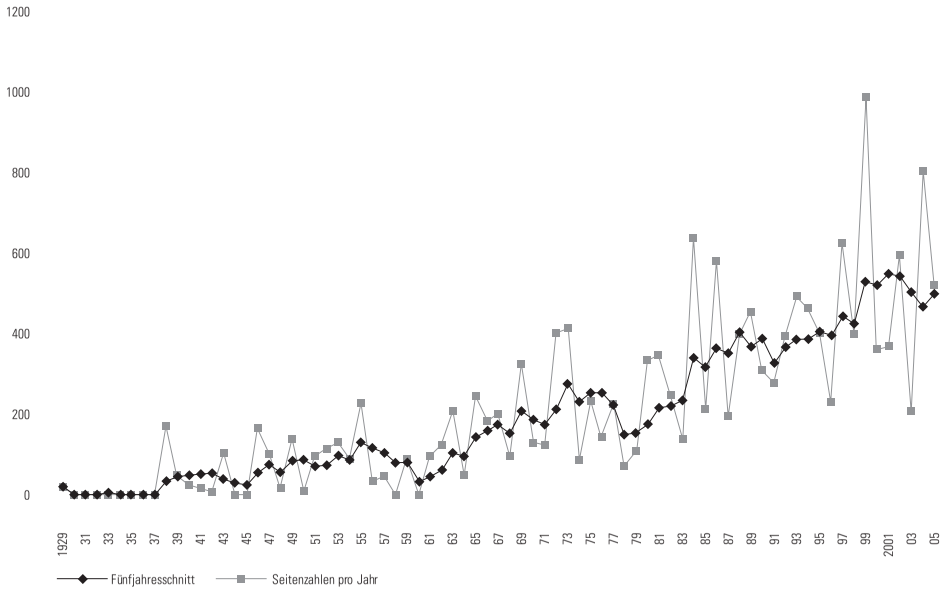


Diagramm 1: Publizierte Seiten pro Jahr
Die Linie der Quadrate bezeichnet die Gesamtseitenzahl der im jeweiligen Jahr publizierten Schriften. Zur besseren Lesbarkeit stellt die Linie der Rhomben die Entwicklung im Fünfjahres-Durchschnitt dar.

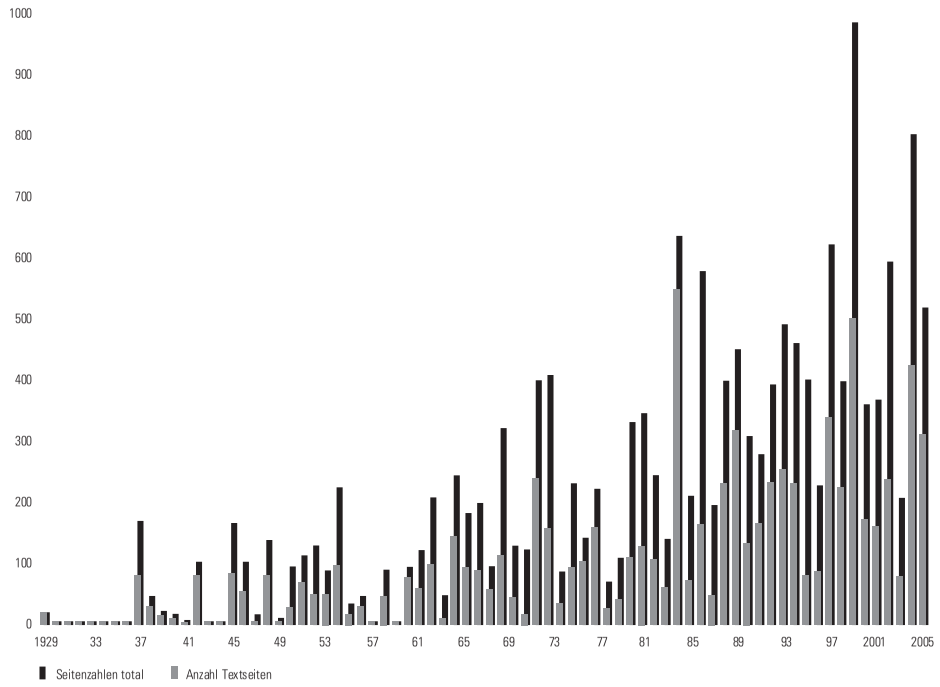


Diagramm 2: Anteil der Textseiten
Der untere Bereich der Säule gibt den Anteil der Textseiten an der Gesamtzahl der Seiten an.

Anmerkungen

[1] The Two Art Histories: The Museum and the University, Clark Conference vom 9./10. April 1999, Sterling and Francine Clark Art Institute, Williamstown, Massachusetts.

[2] Charles W. Haxthausen: Introduction, in: Charles W. Haxthausen (Hg.): The Two Art Histories. The Museum and the University, New Haven/London 2002, S. X f. (orig. in engl. Sprache, Übers. d. Verf.). Das Zitat ist bereits bei Haxthausen anonymisiert. Es lautet integral: «In diesem Land [Deutschland] scheint der Graben zwischen dem Museum und der Universität noch grösser zu sein als in den Vereinigten Staaten. Wir – damit meine ich die Kuratoren dieser Institution und vor allem mich selbst – sind zu beschäftigt mit Management, als dass wir die Zeit finden würden, um mit der Fachliteratur mitzuhalten oder zumindest mehr oder weniger die Diskussion in unseren jeweiligen Spezialgebieten zu verfolgen. Administration, Fundraising, organisatorische Angelegenheiten bilden unsere Hauptbeschäftigungen. Noch vor zehn bis fünfzehn Jahren war dies in Deutschland nicht der Fall, aber heute dreht sich alles darum, wie wir diesen oder jenen Sponsor für dieses oder jenes Projekt gewinnen können, wie wir an unser Publikum kommen, wie gross dieses ist und auf welche Projekte es am besten reagiert. An eigenes wissenschaftliches Arbeiten ist nicht mehr zu denken. Der Anspruch, der uns an der Universität vermittelt wurde, hat sich in eine nebulöse Wolke verwandelt. Er bleibt zwar in der Erinnerung haften, aber letztlich hat ein Tag nur eine bestimmte Anzahl Stunden, und der Druck von allen Seiten hat ein solches Mass erreicht, dass wir uns nur noch als Dienstleistungsbetrieb betrachten können. Einer der Pfeiler der Museumsarbeit, die Forschung, kommt dabei zwangsläufig zu kurz. Dies mag nicht für

alle Museen Deutschlands zutreffen, aber es gilt bestimmt für die Mehrheit von ihnen.»

[3] Uwe M. Schneede: Einführung, in: Uwe M. Schneede (Hg.): Museum 2000 – Erlebnispark oder Bildungsstätte? Köln 2000, S. 8.

[4] Eduard Beaucamp: Das verjüngte Museum, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 53, 4. März 2005, S. 40.

[5] Ekkehard Mai: Quo vadis? Angewandte Kunstgeschichte unter Druck. Alarmierende Veränderungen und fatale Konsequenzen nicht nur für Museen, in: Kunstchronik, Nr. 7, Juli 2004, S. 315.

[6] Harald Siebenmorgen: Fallbericht: Das Karlsruher Badische Landesmuseum, in: Kunstchronik, Nr. 7, Juli 2004, S. 318.

[7] Zur Verwendung der Begriffe «wissenschaftliche Arbeit» und «Forschung» ist anzumerken, dass eine strikte definitorische Unterscheidung, jedenfalls in Bezug auf die wissenschaftliche Tätigkeit am Museum, weder wissenschaftshistorisch noch museologisch begründet werden kann. Entsprechend wird im vorliegenden Text primär die Terminologie der angeführten Literatur übernommen. Dort, wo kein direkter Bezug zu anderen Beiträgen besteht, wird unter «wissenschaftlicher Arbeit» die Anwendung von wissenschaftlichen Methoden zur systematischen Sammlung, Bewahrung und Vermittlung von Wissen verstanden, während mit «Forschung» die durch wissenschaftliches Vorgehen erfolgende Gewinnung von neuen Erkenntnissen bezeichnet wird und also der Aspekt der Wissensvermehrung bzw. -verbesserung in den Vordergrund rückt. Vgl. hierzu die (allerdings zu rigoros geratene) Bestimmung des Verhältnisses von Wissenschaft und Forschung bei Friedrich Waidacher: «Forschung ist ein Teilbereich der Wissenschaft. Sie umfasst alle planvollen und systematischen Tätigkeiten, die mit Hilfe wissenschaftlicher Methoden den Erwerb neuer Kenntnisse über Natur- und Kulturphänomene bzw. die erstmalige oder neuartige Anwendung derartiger Kenntnisse anstreben.» Friedrich Waidacher: Handbuch der Allgemeinen Museologie, Wien/Köln/Weimar 31999, S. 181.

[8] Joseph Veach Noble: Museum Manifesto, in: Museum News, Nr. 48, April 1970, S. 16–20, hier 20. Zur Aufgabe der Forschung u. a.: «Unfortunately, in the past all too many museums were content merely to assemble a collection, preserve it and then completely ignore the scholarly study of the objects. Study is the paramount rôle of the curator who must extract from each object in his care the facts surrounding its origin, authorship, composition and meaning.» Ebenda, S. 19.

[9] Statuten des International Council of Museums vom 5. September 1989/7. Juli 1995, Art. 2, Abs. 1: «A museum is a non-profit making, permanent institution in the service of society and of its development, and open to the public which acquires, conserves, researches, communicates and exhibits, for purposes of study, education and enjoyment, material evidence of people and their environment.»

[10] Statuten des Österreichischen Museumsbundes vom 20. Oktober 2005, § 2, Abs. 6. Die entsprechende Formulierung in den Statuten des Verbandes der Museen der Schweiz vom 3. September 2004, Art. 3, Abs. 2, lautet: «Die Mitglieder verpflichten sich auf die Anerkennung der Definition des Museums, wie sie in Artikel 2 der Statuten von ICOM festgelegt ist [...].»

[11] Ebenda, Art. 4.

[12] Deutscher Museumsbund, ICOM Deutschland: Standards für Museen, Kassel/Berlin 2006, S. 6.

[13] Ebenda, S. 18.

[14] Ebenda, S. 18 f.

[15] Ebenda, S. 19.

[16] Ebenda, S. 18.

[17] So erheben etwa alle drei Museen, an denen ich bisher tätig war – das Johann Jacobs Museum und das Museum Bellerive in Zürich sowie das Museum zu Allerheiligen in Schaffhausen –, in ihren Leitbildern den Anspruch, Forschungsarbeit zu leisten.

[18] Wie Anm. 4. Für die folgenden drei Zitate siehe Anm. 8, 2 u. 6.

[19] Vgl. Museumsverein Schaffhausen (Hg.): 1938. Jahresbericht und Rechnung und Verwaltungsberichte der städtischen Museen: Museum zu Allerheiligen/Naturhistorisches Museum, Schaffhausen 1939, S. 24 u. 26.

[20] Vgl. Stadtrat Schaffhausen (Hg.): Museum zu Allerheiligen Schaffhausen (Renoviert, rekonstruiert und erbaut in den Jahren 1921 bis 1928 und 1935 bis 1938.), Schaffhausen 1938, S. 5.

[21] Vgl. Museumsverein Schaffhausen (Hg.): Jahresbericht 1942. Verwaltungsberichte der städtischen Museen, Museum zu Allerheiligen/Naturhistorisches Museum, Schaffhausen 1943, S. 20.

[22] Vgl. Stadt Schaffhausen (Hg.): Museum zu Allerheiligen. Jahresbericht 1985, Schaffhausen [o. J.], S. 2.

[23] Vgl. Stadt Schaffhausen (Hg.): Museum zu Allerheiligen. Jahresbericht 1980, Schaffhausen [o. J.], S. 1.

[24] Bis dahin wurden selbst grössere Restaurierungsunterfangen im Auftragsverhältnis vergeben. Vgl. etwa Museumsverein Schaffhausen (Hg.): Jahresbericht 1942. Verwaltungsberichte der städtischen Museen, Museum zu Allerheiligen/ Naturhistorisches Museum, Schaffhausen 1943, S. 24: «Am 1. Juni 1942 stellte der Stadtrat aushilfsweise durch Vertrag einen Restaurator für die Kunstsammlung ein.»

[25] Wie Anm. 21.

[26] Ich danke Sarah Caspers für die Gewinnung der Daten und die Erstellung der Diagramme.

[27] Konsequenter Zweifel an den eigenen Forschungsergebnissen, Ehrlichkeit im Hinblick auf die Beiträge von Vorgängern und Kollegen sowie korrekte Dokumentation der Resultate, so dass sie von anderen Wissenschaftlern nachvollzogen werden können, gehören zum Regelkanon auch in den «Vorschlägen zur Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis», die von der Deutschen Forschungsgemeinschaft 1998 veröffentlicht wurden.
Vgl. www.dfg.de/aktuelles_presse/reden_stellungnahmen/download/empfehlung_wiss_praxis_0198.pdf.

[28] Harry G. Frankfurt: Bullshit, übers. von Michael Bischoff, Frankfurt a. M. 2006 (Princeton 2005).

[29] Ebenda, S. 61.

[30] Ebenda, S. 70.

[31] Ebenda, S. 71 f.

[32] Kunst und Forschung. Ein Kriterienkatalog und eine Replik dazu, in: Kunstbulletin, Nr. 4, April 2006, S. 33.

[33] Friedrich Waidacher fasst zusammen: «Die permanente Verfügbarkeit von Primärquellen, die unmittelbare und organische Verknüpfung des Beweisgutes aus Natur, Kultur und Kunst mit seiner quellenwissenschaftlichen und museologischen Bearbeitung und seiner publikumswirksamen Erschliessung und Darstellung verleiht Museen auch in der Forschung besondere Autorität.» Waidacher: Handbuch [wie Anm. 7], S. 183.

[34] Annette Lepenies spricht davon, dass die Museen im Verlaufe des 19. Jahrhunderts «zu einem Ort der Übersetzung» wurden, «an dem hermetisches und spezialisiertes Wissen so aufbereitet wurde, dass es auch von einem grösseren Publikum verstanden werden konnte». Annette Lepenies: Wissen vermitteln im Museum, Köln/Weimar/Wien 2003 (Band 1 der Schriften des Deutschen Hygiene-Museums Dresden), S. 40.

[35] Neben projektbezogenen Kooperationen zwischen Museen und Universitäten bestehen auch institutionalisierte Zusammenarbeiten. Harald Siebenmorgen berichtet vom Badischen Landesmuseum in Karlsruhe: «So haben wir z. B. mit der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Karlsruhe ein Kooperationsabkommen abgeschlossen, das wissenschaftliche Know-how von dort zu beziehen (für ein Kulturhistorisches Museum spielt dabei allerdings nicht nur die Kunstgeschichte eine Rolle) und selbst den praktischen Part der Kulturarbeit, auch zur Ausbildung der Studierenden, zu erbringen, und wollen dies auch noch mit anderen Institutionen, z. B. der Archäologie andernorts tun.» Siebenmorgen: Fallbericht [wie Anm. 6], S. 318.

Dr. Roger Fayet, geboren 1966. Studium der Philosophie, Kunstgeschichte und deutschen Literatur an der Universität Zürich. 1994–1999 Kurator am Johann Jacobs Museum in Zürich, 1999–2003 Leiter des dortigen Museums Bellerive. Seit 2003 Direktor des Museums zu Allerheiligen Schaffhausen. Lehraufträge an der Universität Zürich und der Hochschule für Gestaltung und Kunst Zürich. Publikationen (Auswahl): Gewaltbilder. Zur Ästhetik der Gewalt (Hg., 2002), Reinigungen. Vom Abfall der Moderne zum Kompost der Nachmoderne (2003), Im Land der Dinge. Museologische Erkundungen (Hg., 2005).

Dr. Roger Fayet, Direktor Museum zu Allerheiligen
Baumgartenstrasse 6, CH-8200 Schaffhausen
roger.fayet@stsh.ch

Diskussion

Der lahme Flügel der Eule?

Überlegungen zur Tragfähigkeit wissenschaftlicher Museumsarbeit

Burkard von Roda

Ich denke, die sehr eindrucksvolle Statistik über die positive Entwicklung punkto Stellen oder Publikationen müsste man mit der Gesamtentwicklung der Gesellschaft, Spitäler und anderen Einrichtungen vergleichen, um dann vielleicht festzustellen, dass diese exponentiell sehr viel mehr gewachsen sind als die Museen. Die Entwicklung ist zwar positiv und neunmal so viel wissenschaftliche Stellen ist fantastisch. Vielleicht sind es ja im Krankenhaus hundert mal, an der Universität fünfzig mal so viele, um das im richtigen Kontext zu sehen, denn mit all denen stehen wir ja in Konkurrenz.

Roger Fayet

Ich wollte in dem Sinne dieses Beispiel wirklich nicht dahingehend verstanden haben, dass man einerseits aus diesem Einzelfall und aus dieser spezifischen Darstellung eine Gesamtentwicklung extrapoliert. Dazu müsste man zuerst diesen Einzelfall noch sehr viel genauer anschauen als das hier geschehen ist. Das zu untersuchen, würde ein eigenes riesiges Forschungsprojekt bedeuten. Mir ginge es mehr darum, über dieses Beispiel zu vermitteln. Ich glaube, dass die Diskussion über dieses Thema sehr stark von vorgefassten Meinungen, von ideologischen Positionen geprägt ist. Dass es bei den Diskussionsteilnehmern entweder darum geht, das Museum über die Forschungstätigkeit zu legitimieren und darum quasi dieses Thema eher aufzublasen, oder gewissermassen in einem allgemeinen Kultur-Skeptizismus, den Niedergang der Institution in dieser Hinsicht, zu betonen. Es erschiene mir grundsätzlich wünschenswert, egal mit welchen behelfsmässigen Mitteln auch immer, für eine Objektivierung der Wahrnehmung zu sorgen. Insbesondere ist meines Erachtens zu beobachten, dass man gerne in dieser historischen Perspektive argumentiert, wie es beispielsweise auch die erste Belegstelle tut die ich zitiert habe. In dem man sagt, früher war es ganz anders, da gab es diese Möglichkeit das zu tun und heute gibt es das nicht mehr. Da würde ich jetzt, zumindest im Falle unserer Institution, sagen, legitimiert sich eine solche Behauptung aufgrund des Befundes nicht.

Sigrid Schade

Ich möchte auf diesen wahrscheinlich von vielen Museumsdirektoren zu bestätigenden Brief, von einem, der quasi antwortet, er kann im Grunde genommen an einer wissenschaftlichen Konferenz nicht mehr teilnehmen, weil ihm die Zeit fehle und die Museen durch Managementaufgaben usw. überlastet sind, eingehen. Das interessante ist, dass nämlich die Universitäten heutzutage bzw. die dortigen Professoren im Grunde genommen haargenau das Gleiche sagen könnten, wenn sie ehrlich wären. Das gilt sogar für die Mitarbeitenden, d.h. einerseits in Bezug auf die Lehrer, andererseits auf die ständigen Reformen, die umgesetzt werden müssen. Wir haben im Grunde genommen ein ähnliches Profil wie Professoren, bei deren Berufung es eine zentrale Rolle spielt, ob sie Managementqualifikationen mitbringen. Und das heisst vor allem auch die Fähigkeit, Drittmittelgelder einzuwerben, da die Universitäten nicht per se die Mittel zur Verfügung haben, um zu forschen. Es sei denn, innerhalb der Stellenprozente, die dafür definiert sind, was teilweise jedoch relativ geringe Prozentanteile sind. Ich möchte damit zum Ausdruck bringen, dass die Differenz zwischen den Institutionen in dieser Hinsicht ganz klar schwindet. In der Schweiz wird zur Zeit eine politische Debatte geführt, was den Forschungsauftrag an den so genannten Hochschulen für Gestaltung und Kunst betrifft. Im Tagesanzeiger von heute ist aktuell ein Artikel der Economie Suisse, die diesen Hochschulen im Grunde genommen die Berechtigung der Forschung fast abgesprochen hat. Heute wird es im Tagesanzeiger relativiert, der Kunstbereich wird schon fast ausgenommen. Da wird konstatiert, dass dort bereits qualifizierte, international vergleichbare Forschung betrieben wird, denn sonst wären die existierenden Nationalfondsprojekte nicht bewilligt worden. Ich weiss nicht genau, ob die Frage und auch das Kriterium der Messbarkeit einfach die Nachvollziehbarkeit ist und sozusagen in Ausstellungen oder auch Publikationen dargestellt werden kann. Die Fragen in Bezug auf die Arbeit der Forschung an Museen lautet: Wie legitimieren wir die Forschung, die für bestimmte Forschung als Grundlage notwendig ist? Wie kriegen wir die Gelder dafür?

Roger Fayet

Auf diese Problematik, dass es an der Universität nicht besser ist, bin ich gerade auch von Kollegen von der Universität aufmerksam gemacht worden. Da wurde mir gesagt: «Ihr habt, im Gegensatz zu uns, so tolle Publikationsmöglichkeiten und die füllt ihr mit so bescheidenen Inhalten». Da ist im Grunde genommen das Bewusstsein für diese dann allenfalls doch grössere Symmetrie der Flügel durchaus auf der Universitätsseite vorhanden.

Brigitte Klesse

Ich kenne auch die Umstände an der Universität. Tatsache ist, dass die Universitätskollegen keine Ahnung haben, dass es mehr als 30 verschiedene Kunstgeschichten des Kunstgewerbes, der so genannten angewandten Kunst gibt, die überhaupt nicht an der Universität gelehrt werden (die gesamte wissenschaftliche Literatur zu Goldschmiede-, Elfenbein-, Glaskunst, zu Porzellan, Wohnkultur, Möbel usw.). Dieses ist bisher über 100 Jahre lang nur von engagierten Museumswissenschaftlern geleistet worden. Wenn also Herr Siebenmorgen der Meinung ist, wir sollten diesen Begriff wissenschaftliche Bestandserforschung nur wie eine Monstranz vor uns hertragen, dann ist das weit ab von der eigentlichen Praxis. Wir könnten all unsere Museen schliessen, wenn die wissenschaftliche Literatur der Kunstgewerbemuseen, sprich der Museen für angewandte Kunst, Design etc., nicht von Museumsleuten geleistet würde.

Roger Fayet

In der Publikation von Haxthausen über das Verhältnis von musealer und universitärer Kunstgeschichte gibt es noch einen zweiten Absagebrief eines weiteren Kunsthistorikers/Museumsmannes. Vermutlich hat er persönliche Gründe, warum er nicht kommen kann, aber er führt an, dass ihn an der universitären Wissenschaft die Materialferne störe. Wenn er etwas dazu beitragen würde, dann genau dazu. Ich versuche immer diesen Zeitaspekt zu vermeiden, dass an den Universitäten kein Verständnis mehr für die materialen Gegebenheiten der Objekte vorhanden ist.

Bernd Lötsch

Mir fällt auf, dass die Museen zunehmend zu Selbstbedienungsläden der Universitäten werden, weil ganz wichtige Sparten der Forschung an Universitäten unmodern geworden sind, zum Beispiel Taxonomie, Nomenklatur, genaue Formenkenntnis und Bestimmung, weil akademisch nicht honoriert. Da geht man in die Museen, dort ist die Hohepriesterschaft der Formenkenntnis, der Nomenklatur, da gibt es Leute, die haben wie Musiker ein absolutes Gehör, die haben eine unglaublich starke Formenkenntnis. Das brauchen

die Universitäten ebenso wie die angeschwollenen Archive und Bibliotheken, die sie sich oft gar nicht mehr leisten können. Auf der anderen Seite findet man - eben wegen dieser Herausforderungen an die Museen - jetzt Menschen vor, Sammlertypen (rein wissenschaftspsychologisch), die eigentlich «Lehrflüchtler» sind. Diese waren zum Teil schon in einem Lehrberuf tätig, jedoch von diesem so frustriert, dass sie ihre eigentlichen Interessen leben wollen und das finden sie in den geschützten Werkstätten und beschaulichen Orten unserer Museen, was ein anderes Extrem darstellt. Jetzt ist man als Museumsdirektor, der sowohl akademisch lehrend als auch ein Museum leitend ist, konfrontiert mit der Erwartungshaltung der Politik und des Publikums, das ein Recht hat, ein lebendiges, gut präsentiertes, sozusagen didaktisch ambitioniertes Museum zu haben. Und genau diese wunderbaren Spezialisten sind in ihrer wenig kommunikativen und kontaktscheuen Art dann wiederum nicht geeignet, solche Museen zu gestalten, womit eine hektische Suche nach Doppelbegabungen beginnt. An der Universität haben wir die Forschung und die Lehre. Es ist einfach nicht mehr denkbar, dass ein Universitätsprofessor sagt: «Die Lehre interessiert mich nicht, ich bin Forscher». Das wird ihm heute von den Studenten zum Beispiel nicht mehr abgenommen. Weder bei solchen Professoren, noch bei Museumsgelehrten wird es in Zukunft möglich sein zu sagen: «Das interessiert mich alles nicht, ich gehe ein Mal im Jahr, wenn ich Inspektionsdienst habe, in den Showbereich». Dass das Publikum lediglich geduldet ist, sagen sie nicht so, aber es kommt heraus. Das heisst, der Umbruch in der Museumswissenschaft ist die Suche nach Doppelbegabungen und da fördere ich es persönlich sehr, wenn sich Leute von Museen an Hochschulen habilitieren. Das Lehren schärft den Blick für das Wesentliche und Interessante. Wenn ich mir das Schicksal des Museumsgelehrten anschaue und des Universitätsgelehrten oder Universitätsassistenten, muss ich sagen, mir ist es immer noch lieber als Wissenschaftler ein gesichertes Dasein zu haben, als als Projektforscher mit Forschungsprojekten hinter meiner Existenzsicherung herlaufen zu müssen, was zunehmend in universitären Bereichen und auch in Forschungsinstituten der Fall ist. Das wäre für ein Museum unmöglich, weil ohne diese Sicherheit die Heranbildung dieser Hohepriesterschaft und Extremspezialisierung für Nomenklatur und Formenkenntnis nicht möglich ist. Um es jetzt überspitzt zu sagen, wissen die Museumsgelehrten, dass sie in gewisser Hinsicht ihr Hobby auf Staatskosten betreiben dürfen. Aber die Suche nach Doppelbegabungen reicht weit über den Gelehrten hinaus. Das beginnt schon heute bei Aufsehern, die wir nicht mehr nur als öffentliche Herumsteher finanzieren können. Das führt zum Outsourcing und wiederum dazu, dass Firmen, die eigentlich moderne Institutionen der Sklavenhaltung sind, einem hierfür Kräfte zur Verfügung stellen. Ich brauche Aufseher, die sich mit dem Haus identifizieren, die zwar unaufdringlich sind, aber doch auf das Publikum zugehen, die Hinweise auf interessante Dinge geben. Jeder künftige Museumsgelehrte sollte ein paar Monate Präsenzdienst im Aufsichtsbereich, d.h. im Schausaalbereich leisten müssen, um überhaupt zu sehen, für welches Publikum wir arbeiten. Denn das Hauptpublikum kommt an den Wochenenden, das ist Familienpublikum usw. Das sehen die Museumsgelehrten bei uns überhaupt nicht. Und das sind die spannenden Herausforderungen. Ich glaube nicht, dass es unbedingt einen wissenschaftlichen Abbau darstellt, es ist ein Verlust an Spezialistentum, aber es kann den Horizont des Wissenschaftlers unerhört erweitern, sich den Herausforderungen eines modernen Museums zu stellen.

Udo Wiesinger

Ich denke jetzt etwas mehr an die kleineren Museen, nachdem bisher in erster Linie von den Möglichkeiten der Grossen gesprochen wurde. Dort gibt es tatsächlich nicht die personellen oder finanziellen Ressourcen, aber mitunter sehr spannende Sammlungen, die wissenschaftlich erforscht oder in der Forschung bearbeitet und dies auch ermöglicht werden sollte. Es gibt natürlich Voraussetzungen hierfür und das ist die entsprechende Dokumentation von Sammlungen. Hier sind wir als Vertreter von ICOM Österreich, auch durchaus gefordert, dass wir Strukturen schaffen oder unterstützen, so dass die kleineren Museen die Chance erhalten, entsprechend fundierte Dokumentationen vorzunehmen, die dann Basis für weitere wissenschaftliche Arbeit sein kann. Von wem wird es in der Regel gerade bei kleinen, regionalen, lokalen Sammlungen betrieben? Das sind mitunter Heimatforscher oder selbst ernannte Forscher, die das betreiben und das entspricht nicht den wissenschaftlichen Anforderungen, die sie jetzt auch in Ihrem Referat angesprochen haben.

Roger Fayet

Dazu möchte ich ergänzen: Heute ist es nicht mehr so, dass der Wissenschaftler, der Geologe oder der Biologe quasi der Spezialist für Geologie ist, sondern er ist ein Spezialist auf einem relativ beschränkten Gebiet und bereits auf anderen Fachgebieten seines Gesamtgebietes ist er eigentlich ein Laie. Wir haben in dem Sinne weniger den «gap», den Graben zwischen den Wissenschaftlern und dem nichtakademisch ausgebildeten Publikum, sondern zwischen dem Wissenschaftler, der sich in einem bestimmten Fachgebiet auskennt und den anderen Teilnehmern auf anderen Gebieten. Und so mache ich jetzt die Erfahrung, dass gerade auch sogenannte Hobby-Wissenschaftler unter Umständen ein sehr hohes Wissen auf einem ganz begrenzten Fachgebiet erarbeiten können, welche das Wissen eines akademisch gebildeten Wissenschaftlers, eines Historikers beispielsweise, bei weitem übersteigt.

Frank Beat Keller

Ich bin erstaunt, dass man nur über die Quantität der Forschung spricht und auch beklagt, dass es immer weniger werde. Reden Sie oder wir, die in Museen und mit Ausstellungen arbeiten, in erster Linie mal mit dem Publikum und nicht mit der Forschung. Was ist denn Forschung? Da müsste man darüber sprechen, was die Themen sind, was die Leute interessiert? Natürlich gibt es da und dort Spezialgebiete, Sammlungen die durchaus gepflegt werden dürfen, gerade auch als spezielles Hobby eines Museumsgelehrten. Auf der anderen Seite sind die Museen dazu da, Ausstellungen zu organisieren, Publikum anzuziehen, Publikum weiterzubilden, aktuelle Fragen aufzugreifen und selber zu stellen, die Antworten vielleicht dem Publikum zu überlassen, ein Begleitprogramm zur Verfügung stellen und nicht einfach nett vor sich herzuforschen. Vielleicht ist das eher die Domäne der Universität, hingegen muss das Museum mit Ausstellungen Fragen aufgreifen und wissenschaftliche Forschung von woanders her nehmen (in der Schweiz z.B. durch den Nationalfonds finanzierte Forschung), die Resultate präsentieren und zwar mit den ganzen Möglichkeiten, die das Medium Ausstellung und Museum bietet.

Josef Brülisauer

Dazu müsste man sagen, dass, wenn man die Entwicklung der Ausstellungen gegenüber der Forschung zeigen würde, auch diese ein Vielfaches wäre. Die Entwicklung der Ausstellung hat sich auch parallel entsprechend entwickelt. Ein wesentliches Element dafür ist aber die Forschung und das ist heute das Thema dieser Tagung, weshalb wir nicht auch noch über Ausstellungen reden können.

Maria Borgmann

Uns allen ist klar, was sie von Ausstellungen in Museen erwarten. Aber das ist doch gerade die Krux, dass wir zu der Arbeit in den Häusern, die ja Schätze hüten, viel zu wenig kommen. Wir haben nicht umsonst die ICOM-Standards und der Deutsche Museumsbund hat sich dem angeschlossen, dass in den Häusern Forschung zu leisten ist. Ansonst könnten wir das alles lassen, wir outsourcen alles, wir haben gar keine

eigenen Mitarbeiter mehr, die anderen kommen in das Haus und machen die Arbeit zu speziellen Themen und damit hat es sich. Ich unterstelle, dass jeder, der ein Depot hat, weiss, wo es unter Umständen ganz fürchterlich aussieht und man sagt: Eigentlich müssten wir da viel mehr machen. Wir müssten die ganzen Bestände aufarbeiten und Objektforschung betreiben. Woher kann man denn sonst die Ergebnisse für die Ausstellungen nehmen und sie dann in neue Zusammenhänge bringen? Ausserdem wurde von der Subjektivierung der Ausstellungstexte in Kunstausstellungen gesprochen. Was ist damit gemeint?

Roger Fayet

Ich habe mir natürlich erhofft, dass Sie sich überlegen, wie es eigentlich an Ihrer jeweiligen Institution ist. Danach werden Sie vielleicht eine ähnliche oder gegenläufige Bewegung feststellen können. Das wäre quasi das, was ich mir wünschen würde, dass bevor man diese polemische Position einnimmt, reflektiert, wie die Entwicklung tatsächlich bei uns ist. Zum Stichwort Ausstellungen wäre bezüglich des Museums zu Allerheiligen zu sagen, dass die Anzahl der Ausstellungen nicht zugenommen hat. Die Ansprüche an die Publikationen und Ausstellungen sind gestiegen, nicht aber beispielsweise die Anzahl der Veranstaltungen. Und ich meine ähnliches auch in anderen Institutionen, in denen ich vorher gearbeitet habe, beobachten zu können. Um nochmals zu erklären, was ich mit Subjektivierung oder mit Subjektivität meine. Es ist etwas, was ich glaube konstatieren zu können. Wenn man die Ausstellungstexte oder auch Katalogtexte vor allem im Kunstbereich betrachtet, geht es hier oftmals weniger um den Versuch inhaltliche, sachliche und nachprüfbare Informationen zu vermitteln, wie z.B. zur Technik des Werks, zu den Entstehungsumständen (was im übrigen auch in den Bereichen der Gegenwartskunst unter Umständen viel einfacher wäre als in der älteren Kunst). Aber ausgerechnet in diesem Bereich verzichtet man an vielen Orten darauf und versucht stattdessen etwas wie eine kongeniale, poetische, assoziative Beschreibung aus Sicht des Kurators zu geben, die quasi ein sprachliches, aber subjektives Abbild dieses Kunstwerks oder aber eine Transformation dieses Werkes in Sprache bedeuten soll. Ich denke, dass man auf diese Art und Weise weder dem Publikum noch der Wissenschaft einen grossen Dienst erweist.

York Langenstein

Ich finde es sehr dankenswert, dass Sie die Aufmerksamkeit wieder zurückgelenkt haben auf unsere eigene Verantwortung in den eigenen Reihen für wissenschaftliche Arbeit an den Museen und speziell im Publikationsbereich. Genau das beobachte ich auch als Leiter einer Landesstelle. Bei uns fliessen die ganzen Publikationen ein, die von etwa 1000 Museen in Bayern produziert werden. Da merkt man sehr deutlich, dass die Publikationstätigkeit sich weit abgelöst hat von dem ursprünglichen wissenschaftlichen Auftrag der Museen. Diese sind gerade in ihrer Hinwendung zur Öffentlichkeit gezwungen, mehr Ausstellungen zu machen und Themen schnell aufzubereiten, was sich in den Begleitpublikationen widerspiegelt. Da stellt sich so manches Mal die Frage, ob es überhaupt in die Bibliothek eingereiht werden soll oder nicht und ob es das auf die Dauer wert war. Natürlich machen wir es, weil wir sozusagen die zentrale Informationsstelle für den Bereich der Museen sind. Wir dokumentieren Museen nicht nur als wissenschaftlichen Ort, sondern als Teil unserer Kultur, unseres kulturellen Lebens. Aber Beiträge zur Forschung sind es vielleicht nicht unbedingt. Ich denke, dass wir selber wieder stärker die Verantwortung dafür wahrnehmen sollten, dass, wenn Ausstellungen gemacht werden, nicht nur Pausenfüller sind, sie nicht nur dem Anspruch der Kulturpolitik genügen, man nach aussen tritt und das Publikum bei Laune hält. Das führt zwangsläufig zu Ermüdungseffekten. In einer Stadt wie München ist es so, dass die Fülle der Veranstaltungen und der Ausstellungen miteinander zu konkurrieren beginnt und dass dieser reichlich gedeckte Tisch der kulturellen

Genüsse dazu führt, dass sehr viel ausgebreitet wird, dieser Hunger nach Kultur teilweise jedoch schon gar nicht mehr so recht gegeben ist. Da wäre es oft besser, ein kleines bisschen den kulturpolitischen Druck wieder rauszunehmen, um sich auf wichtige Dinge zu konzentrieren, sich ein bisschen vorzubereiten und die Dinge, die man angeht, wirklich solide zu machen. Dieser Appell an die eigene Zunft, den ich aus ihrem Vortrag herausgehört habe, den möchte ich ganz nachdrücklich unterstreichen.

Rosmarie Beier-de Haan

(lehrt zugleich neuere Geschichte an der Technischen Universität Berlin)

Für das grosse Feld der Geschichte stellt es sich mir so dar, dass ich auf der einen Seite sehe, dass ein Haus wie das Deutsche Historische Museum aufgrund seiner Grösse und seiner Möglichkeiten sicher auch in gewisser Weise ein untypisches Beispiel ist. Ein Haus, das sich mit einer Fülle von über 200 Ausstellungen im Feld der Geschichte in Fragen der Gegenwart, unserer kulturellen Tradition und Herkunft eingemischt hat. Es war ein bisschen irritierend, als eben gesagt wurde, die Ausstellungen sollten eher draussen voller sein, Ausstellungen sozusagen unter dem Aspekt von Effektivität. In unserem Haus ist es der Normalfall, dass Fachwissenschaftler in einem Netzwerk eingebunden werden und somit in die Vorbereitung einer Ausstellung und dass Kataloge sowohl den wissenschaftlichen Forschungsstand als auch eine sehr differenzierte Erschliessung der gezeigten Objekte vermitteln. Man sollte es einmal auch unter dem Aspekt sehen: Was kann das Museum? Sie hatten das auch angesprochen, sozusagen das Proprium des Museums, die Materialität, die materielle Überlieferung und ich merke das immer wieder, wenn ich mit Studenten arbeite. Es ist für sie wirklich immer das Aha-Erlebnis, wenn sie verstehen, dass Geschichtswissenschaft nicht nur Textexegese und Quellenanalyse ist, sondern auch materielle Kultur eine der grossen Wurzeln von Geschichtsdarstellungen darstellt. Solch ein Bewusstsein zu schaffen, das würde ich auch als Potential sehen wollen. Für Museumsarbeit ist eben dieser spezifische Kontext, Wissen im Kontext, der Vermittlungsauftrag in eine breite Öffentlichkeit, nochmals anders gegeben als für die Universität.

Regina Hannemann

Ich möchte anmerken, dass auch die grossen Häuser nicht immer mit jeder grossen Ausstellung mit neuen Erkenntnissen beitragen. Der Forschungsbegriff wird dort recht schnell verwendet und soll dann Forschung und Wissenschaft bedeuten. Bedeutet es jedoch neue Erkenntnisse oder bedeutet es nur ordentliche Fussnoten und ordentliche Literatur? Auch wenn vorrangig in den Ausstellungen wissenschaftlich gearbeitet wird, so wird keine neue Forschung betrieben. Das sehen wir dann z.B. anhand dieser zweifelhaften Praxis, die doch überall Fuss gefasst hat, dass Objekte, die einmal von irgend jemandem aufgespürt wurden (z.B. in abgelegenen Häusern mit grossen, unbekannteren Sammlungen), in eine Ausstellungsmaschine geraten, abgebildet und ständig angefordert werden. Das macht aber die wissenschaftliche Forschung doch eher zweifelhaft, weil es viele andere Dinge gibt, die auch noch da sind. Und dann ebenfalls die Praxis, dass diese dicken bebilderten Kataloge regelrecht als Bestellungskataloge für die Forscher, die für kurze Zeit für grosse Ausstellungsprojekten angestellt sind, dienen. Die blättern alles Erreichbare durch und bestellen dann sozusagen nach Katalog.

Dione Flühler

Ich möchte noch einmal auf Ihre Frage zurückkommen und auf Ihre Bedenken über die subjektivistische Wissenschaft, die wir betreiben. Ich möchte hier noch ein Stichwort aus der Kennerschaft hinzufügen. Wie stellen Sie sich zu ihr? Wenn man gerade in der Objektforschung den Sachen ein bisschen auf den Grund

geht, da stolpern sie sofort in die ältere Literatur. Da gibt es nur die Kennerschaft und wie gehen wir heute damit um? Die Leute, die in den Museen forschen, das sind eben zum Teil Kenner, gerade, wenn sie kleine Spezialgebiete behandeln. Und wir werden wegen dieser Kennerschaft von den Universitäten nicht immer ganz ernst genommen. Was halten Sie davon?

Roger Fayet

Ich kenne das Phänomen sehr gut und zwar nicht nur aus dem Bereich der Museen, sondern auch aus dem Bereich des Kunsthandels. Es gibt Spezialisten für bestimmte Künstler, die schauen auf ein Bild und sagen spontan: Das ist beispielsweise ein de Heem. Sie tun das wahrscheinlich mit einer hohen Zuverlässigkeit und Sicherheit, obschon sie vielleicht gar nicht so leicht formulieren können, woran es denn genau liegt. Dieses Phänomen gibt es zweifellos. Die Frage ist, inwiefern es mit dieser persönlichen Begabung dann schon getan ist, wenn es um Forschung geht bzw. um die Vermittlung dieser Kenntnisse. Sobald wir davon ausgehen, dass es nicht nur bei dieser Person bleibt bzw. bei der Ordnung der eigenen Sammlung nach bestimmten Kriterien, sondern darum, dieses Wissen weiterzugeben, müsste dann doch der Schritt gelingen, von dieser persönlichen, in gewisser Weise subjektiven Kennerschaft, etwas zu vermitteln und zu formulieren, woran es liegt, dass es sich um einen de Heem handelt. Daraus würde wahrscheinlich der Anspruch entstehen, dass man nicht nur sagt: Weil ich es eben sehe und derjenige bin, der schon 1'000 de Heems gesehen hat, davon 700 falsche und es deswegen beurteilen kann. So gesehen gibt es wahrscheinlich tatsächlich einen Unterschied zwischen der Erledigung des Berufs als Kunsthändler oder Auktionators, zum Teil vielleicht auch eines Konservators und desjenigen, der diese Kenntnisse einem gegenüber vermitteln möchte. Ich glaube aber auch, dass ich mit meiner Kritik nicht unbedingt auf das gezielt habe, nicht auf die Schwierigkeit, die wir alle haben, unsere über Erfahrung gewonnene Wahrnehmung zu verbalisieren, sondern eigentlich eher auf die Bequemlichkeit zu verbalisieren, ohne überhaupt Erfahrungen zu haben.

Peter René Becker

Ich möchte anmerken, dass Forschung und Ausstellungen untrennbar verknüpft sind. Nur gut erforschte Sammlungen sind tatsächlich auch das Rückgrat für gute Ausstellungen. Das können Sie anhand eines Beispiels aus der Naturkunde sehen. Bis vor zwei Jahren gab es angeblich weltweit drei Hautstücke der Steller'schen Seekuh. Seit zwei Jahren ist eines verschwunden, aber nicht, weil es geklaut worden wäre, sondern weil durch DNA-Untersuchungen herausgefunden wurde, dass es die Haut eines Buckelwals und gar nicht einer Steller'schen Seekuh war. Das bedeutet, dass wenn die Forschung an diesem Punkt nicht geklappt hätte, dem Besucher etwas völlig Falsches gezeigt worden wäre. Nicht, weil die Ausstellungsmacher mogeln wollten, sondern weil einfach nicht bekannt war, worum es sich wirklich handelt. Insofern ist es wichtig, dass man die Sammlung erforscht. So etwas ist natürlich ein hervorragendes Beispiel dafür, um dies auch in der Politik zu vertreten oder den Stiftungsgebern klarmacht, warum man forscht.

Karl Aigner

Ich habe persönlich erlebt, wenn man so etwas Politikern darzulegen versucht, dass diese darauf ganz kühl antworten: Hauptsache die Leute freut es und das andere ist ja relativ. Es gibt schon so ein kulturelles Wahrnehmungsmuster seitens der Politik her, das wir uns immer wieder vergegenwärtigen sollen, wenn es darum geht, viele Besucher ins Museum zu bekommen. Oder wir kennen ja die Abschreibungsproblematik und die Diskussionen bei Rembrandt Research Ende der 80er Jahre und wo Berlin trotz allem Wissen sehr betroffen war. Es wird auch etwas angesprochen, was tatsächlich und gerade für die Kunstwissenschaften eine grosse Herausforderung ist, dass die Naturwissenschaftler heute über Techniken und Methoden verfügen, wo sie zum Beispiel viel präziser Ausschlussangaben analysieren können als unser kunsthistorisch geschultes Auge. Auch das ist eine Realität, die man offener im Sinne des Interdisziplinären diskutieren soll.

Sammlung oder Ansammlung

Forschung als tragende Säule der Arbeit von Naturkundemuseen

Willi E. R. Xylander

1. Einleitung

Forschen gehört wie Sammeln, Bewahren und Vermitteln zu den originären Aufgaben eines Museums. Für die museale Forschung gelten Mindeststandards und die Akkreditierungs- und Registrierungskriterien für Museen sehen in den meisten Ländern Forschung als Museumsaufgabe vor (Xylander 2005). Wie stark die Forschung an den jeweiligen Museen ausgeprägt ist, hängt erfahrungsgemäss vom Genre, der Personalstruktur, dem Aufgabenspektrum entsprechend des Statuts des Museums sowie den Aufgaben ab, die das Museum insgesamt zu leisten hat.

Basis jeglicher Forschung an Museen sind die Sammlungen. Ohne sie ist Forschung an Museen unmöglich und Einrichtungen, die über keine eigene Sammlung verfügen (wie z. B. die Science Center), können per Definitionen kein Museum sein.

Ich möchte im Nachfolgenden über die Forschung an Museen reflektieren und dabei meinen ausdrücklichen Fokus auf die Naturkundemuseen legen, die ich entsprechend meiner beruflichen Ausrichtung am besten kenne. Grundsätzlich gelten die Aussagen über die Nutzung von Sammlungen, über die Aufgaben der Forschung und über die Konsequenz des Verzichts auf Forschung in Museen zumindest teilweise auch für andere Museumstypen und sind so mit Einschränkungen generalisierbar.

2. Forschung in Naturkundemuseen

Forschung im Sinne von Grundlagen- und angewandter Forschung hat in naturkundlichen Museen in der Regel eine grössere Bedeutung als in anderen Museen.

Schwerpunkte der Forschung in Naturkundemuseen sind

- Spezielle Zoologie und Botanik
- Geologie und Paläontologie
- Systematik und Taxonomie
- Phylogenie und Evolutionsbiologie
- Biogeografie
- Ökologie
- Natur- und Artenschutz.

Daneben wird auch zur Museologie und Wissenschaftsgeschichte geforscht sowie an der Entwicklung neuer Forschungsmethoden gearbeitet.

Forschung an Naturkundemuseen erfolgt in der Regel genauso wie in anderen Museen (gemeint sind die nicht-naturkundlichen Museen) und mit den wissenschaftlichen Sammlungen. Allerdings unterscheiden sich

grundsätzlich die naturkundlichen Museen (und teilweise auch die Museen der Landesdenkmalämter) von z. B. Kunstmuseen oder Historischen Museen dadurch, dass in diesen Museen durch die Durchführung von Forschungsprojekten erhebliche Sammlungszugänge erfolgen und somit die Forschung zu neuen Beständen führen kann, welche die Basis für potentielle weitere Untersuchungen sind.

3. Sammlungen für die Forschung

Die Grundlage der Forschung in Naturkundemuseen sind die Sammlungsobjekte. Die Forschung erfolgt durch die Wissenschaftlichen Mitarbeiter der Museen, aber auch durch Kollegen aus dem In- und Ausland, die an Universitäten, anderen Museen und weiteren ausseruniversitären Forschungsinstituten (z. B. Akademie-Institute, MPI) tätig sind. Sie alle nutzen unsere Sammlungen als Archive und Referenz für die organische und geologische Vielfalt, ihr Entstehen und ihr Vorkommen in Raum und Zeit für die wissenschaftliche Arbeit.

Die Zahl der Sammlungsobjekte in den Naturkundemuseen kann sehr hoch sein: So verfügen die 10 grössten naturkundlichen Forschungssammlungen, die sich in Deutschland als Direktorenkonferenz der naturwissenschaftlichen Forschungssammlungen (DNFS) organisiert haben, jeweils über zwischen 3 und 25 Mio. Objekten (Greuter et al. 2005, Museum für Naturkunde Berlin 2006). Diese Sammlungsgrösse unterscheidet sie von den meisten anderen Museen.

Die Entwicklung der Forschung, aber auch die Anforderungen an die Zugänglichkeit und «das technische Management» haben in den letzten Jahren erhebliche Veränderungen in den Sammlungen zur Folge gehabt: So ist die Umstellung der Sammlungserfassung von Karteikartensystemen oder Eingangsbüchern auf EDV in fast allen Museen realisiert worden. EDV eröffnet interessante Ergänzungen zu den Standard-Sammlungsdaten (Objekte, Artname, Ort und Datum der Aufsammlung, Name des Sammlers), z. B. exakte digitale Fundorterfassung über satellitengesteuerte Positionsdaten (via GPS), aber auch Verknüpfungen mit anderen Objekten vom gleichen Fundort und/oder Zeithorizont. Darüber hinaus können über Georeferenzierungssysteme (Geografische Informationssysteme, GIS) zusätzliche Informationen generiert (z.B. Klimadaten, Daten zum geologischen Untergrund, zur anthropogenen Nutzung) und mit Daten zum Vorkommen von Organismen korreliert werden.

In der Zwischenzeit sind die Erfassungsprogramme Gegenstand von umfassenden Standardisierungsbemühungen, um Sammlungsdaten über Datenbanken zusammenzuführen. Das von der OECD initiierte und national finanzierte globale Erfassungsprogramm GBIF (Global Biodiversity Information Facilities) sorgte dafür, dass in Deutschland (Ulm) ein Datenbanksystem (SYSTAX) entwickelt wurde, in das die grossen Naturkundemuseen Sammlungsdaten einstellen und via Internet verfügbar machen können. Das so entstandene «virtuelle globale Museum» macht es für Wissenschaftler möglich, an jedem Ort der Erde per Rechner zu recherchieren, welche Sammlungsbestände in welchem Museum liegen und sie so mit neuen Standortübergreifenden Fragestellungen zu nutzen. Die Pilotphase von GBIF, in der nur bestimmte Organismengruppen (und innerhalb dieser vor allem Typenmaterial) erfasst wurden, ist erfolgreich abgeschlossen und die Sammlungsdaten sind inzwischen recherchierbar.

Modernes Sammlungsmanagement greift aber auch bei den Objekten direkt an, z. B. bei der Standardisierung der Sammlungen und der Einhaltung der rechtlichen Auflage. Für die Lagerung von brennbaren Flüssigkeiten schreibt z.B. die neue Gefahrstoffverordnung vor, dass Alkoholsammlungen in Gefässen eingelagert werden müssen, die nicht zerbrechlich sind und ein bestimmtes Volumen nicht überschreiten dürfen. Einige grosse Museen haben daher spezielle Sammlungsmanager eingestellt, die nicht nur die Standardisierung der Sammlungen und die Einhaltung rechtlicher Auflagen, sondern auch den Einkauf von Sammlungsgefässen und Sammlungsflüssigkeiten koordinieren.

In der jüngsten Vergangenheit sind zu den klassischen Sammlungsobjekten (Alkoholsammlungen, Herbarien, Schalensammlungen, Sammlungen von Skeletten und Bälgen, genadelte Insekten) neue hinzugekommen: So werden Gewebe von Tieren und Pflanzen oder (bei kleinen Organismen) ganze Tiere bei –70 bis –80 °C tiefgefroren und so dauerhaft konserviert. Diese «Gewebeproben» können für spätere DNA-Extraktionen, aber auch für Untersuchungen der Schwermetallgehalte von Organismen an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit herangezogen werden. Sie ermöglichen so Antworten auf (heute noch unbekannte) Fragen der Zukunft; die grossen Museen werden sich darauf einstellen müssen, Kapazitäten und Technik für diese neuen Aufgaben aufzubauen und vorzuhalten. Langfristig wird ein anderer, neuer Sammlungstyp aber wahrscheinlich sogar noch eine grössere Bedeutung erlangen: Die DNA-Banken. Einige Museen haben inzwischen begonnen, Erbgutproben, die im Rahmen von wissenschaftlichen Projekten bearbeitet wurden (und von denen die Herkunft und die Publikation bekannt sind), fachgerecht zu sammeln und zu bewahren. Nichtmuseale Forschungseinrichtungen wie Universitäten oder Max-Planck-Institute können aufgrund ihrer anders gelagerten, veränderlichen Aufgabenspektren die dauerhafte Hinterlegung von solchen Proben zur späteren Verifizier- bzw. Falsifizierbarkeit der getroffenen Aussagen nicht leisten. Museen hingegen sind in besonderem Masse für diese Aufgabe geeignet, da sie die Voraussetzungen bieten, 1. für die langfristige Sicherung der Sammlungen und 2. für den Zugang durch standardisierte Sammlungserfassung. In der Zukunft sollten die Drittmittelgeber verstärkt darauf achten, dass grundsätzlich DNA-Proben, die im Rahmen von drittmittelfinanzierten Forschungsprojekten anfallen, zur dauerhaften Hinterlegung an naturkundliche Forschungsmuseen abgegeben werden.

In den letzten Jahren wurden Verfahren des Digital Imaging entwickelt, die heute die detaillierte Untersuchung von Sammlungsobjekten via Internet ermöglichen. So erkennt der Spezialist schon auf dem Bildschirm, ob einzelne Präparate die Merkmale zeigen, auf die es für ihn ankommt und ob es sich lohnt, diese für weitere Untersuchungen anzufordern bzw. eine Reise in das entsprechende Museum in Kauf zu nehmen, um sie vor Ort zu studieren. Die neuen Formen von Sammlungen, vor allem für die Forschung, haben einen nicht unerheblichen finanziellen Bedarf zur Folge. So sehen inzwischen Drittmittelgeber auch Mittel direkt für das Sammlungsmanagement vor - eine Neuerung in der deutschen Forschungsförderungslandschaft.

4. Was wird geforscht?

Im Nachfolgenden soll ein Überblick über verschiedene Forschungsthemen und -bereiche an Naturkundemuseen gegeben werden. Diese Beispiele reflektieren meist Arbeitsschwerpunkte des Staatlichen Museums für Naturkunde Görlitz, das ich als Direktor leite. Andere grosse Naturkundemuseen haben ähnliche Schwerpunkte und Arbeitsfelder; die Beispiele sind somit «ziemlich repräsentativ» für naturkundliche Forschungsmuseen im Allgemeinen. Kleinere Naturkundemuseen zeigen naturgemäss ein engeres Spektrum an Forschungsaktivitäten.

In der Regel ist die Forschung an Naturkundemuseen Grundlagenforschung und untersucht die Systematik von Organismen und geologischen Objekten, ihre Entstehung und Verbreitung. Sie steht meist nicht in primärem Zusammenhang mit den Ausstellungen. Angewandte Forschung ist seltener und erfolgt häufig mit Kooperationspartnern ausserhalb der Museen, oft im Rahmen von Drittmittelprojekten. Forschungsarbeiten wie die unten beschriebenen (z. B. zur Systematik, Taxonomie oder Biogeografie, aber auch andere Arbeiten, bei der Referenzsammlungen benötigt werden) sind praktisch nur an Museen zu leisten, wo nicht nur die Literatur und die Spezialisten zur Verfügung stehen, sondern auch umfangreiche internationale Sammlungen, die als Referenzmaterial herangezogen werden können. Die Mitarbeiter der Museen sind dabei gleichzeitig aktive Forscher, aber auch Wissensressource für Gastforscher aus Einrichtungen weltweit und Qualifikanten (Diplomanden, Doktoranden).

4.1 Taxonomie und Systematik

Beispiel 1: Wie unterscheidet man mitteleuropäische Ameisen?

Als vor ca. 25 Jahren der Wissenschaftler, der an unserem Haus die Hautflügler bearbeitet (Hymenoptera), bestimmte Ameisen untersuchte, stellte er fest, dass er mit Hilfe der vorliegenden Bestimmungsliteratur einen Teil der Tiere, die in Mitteleuropa vorkamen, den bekannten Arten nicht zuordnen konnte. Als Konsequenz widmete er sich der Systematik dieser ökologisch besonders wichtigen Tiergruppe. Es zeigte sich, dass vor allem zwei Phänomene die Determination erschweren: 1. Es kommt bei Ameisen gelegentlich zur Hybridisierung, also zur erfolgreichen Kopulation von Geschlechtstieren unterschiedlicher Arten, aus der «Zwischenformen» hervorgehen. 2. Hinter einer nominellen Art «verstecken» sich gelegentlich zwei oder mehr Arten, die oft nur mit akribischen Vergleichsuntersuchungen getrennt werden können. Eine solche Vergleichsuntersuchung soll hier am Beispiel der weit verbreiteten Ameisengattung Formica dargestellt werden. (s. Seifert 2003)

Auch einem erfahrenen Ameisenspezialisten gelang es bis zum Vorliegen der neuen Ergebnisse nur bei ca. 40% der Aufsammlungen von Nestern die Arten Formica lusatica und Formica cunicularia zu unterscheiden. Als der Wissenschaftler weitere in Bestimmungsschlüsseln nicht genannte Merkmale heranzog, waren knapp 60% der Individuen den Arten zuzuordnen. Eliminiert er allometrische Fehler (also Abweichungen in den Proportionen, die sich in Abhängigkeit von der absoluten Körpergrösse herausbilden - ein Basketballer und ein Turner haben in der Regel einen etwa gleich grossen Kopf, obwohl ihre Körperproportionen deutlich verschieden sind) erreichte er eine Unterscheidbarkeit von ca. 70%. Statistische Verfahren auf Individual- sowie auf Nestniveau erlaubten letztlich eine vollständige Trennung und die Unterscheidung von zwei Arten (Seifert 2002). Damit hatte er nachgewiesen, dass sich hinter einer beschriebenen Art in Wirklichkeit zwei Arten «verbargen». Eine solche mathematisch exakte Qualifizierung von Taxa ist allerdings so erst bei wenigen Tiergruppen möglich, weil gruppenspezifische Standards zur Verifizierung des Status fehlen. Mit derartigen neuen Forschungsergebnissen der Taxonomie erhalten wir einen Einblick in die wirkliche Biodiversität der Erde. Und es zeigt sich, dass auch in scheinbar gut untersuchten Regionen wie in Mitteleuropa Arten vorhanden sind, die auf ihre Entdeckung und Erforschung warten.

4.2. Bestimmungsschlüssel und Biogeografie

Beispiel 2: Erkennen von Springschwänzen

Eine der wichtigsten Aufgaben von Naturkundemuseen ist die Beschreibung und systematische Ordnung der Organismen, sowie die Darstellung ihres Vorkommens in Raum und Zeit. Um die Unterscheidung auch Dritten möglich zu machen, werden Bestimmungsschlüssel erstellt und die Merkmale so geordnet, dass anhand von sequentiellen Ja/Nein-Entscheidungen Tiere oder Pflanzen determiniert werden können.

Am Staatlichen Museum für Naturkunde Görlitz wird u.a. eine besonders wichtige, aber auch schwierige Gruppe bearbeitet, die Springschwänze (Collembola). Sie sind fast überall neben den Regenwürmern die bedeutendsten Organismen für die Umsetzungsprozesse von organischem Material und die Verfügbarmachung von Nährstoffen in kontinentalen Bodenökosystemen. In gesunden Böden kommen pro m^2 mehrere Zehntausend dieser etwa einen Millimeter grossen Organismen vor.

Das Staatliche Museum für Naturkunde Görlitz publiziert ein Bestimmungswerk («Synopses of Palaearctic Collembola»), in dem internationale Spezialisten für diese Tiergruppe die bekannten Arten charakterisieren, Neue hinzufügen, die Arten systematisch neu ordnen, sowie ihre Verbreitung und Lebensraumansprüche zusammentragen (Dunger & Zimdars 1994, Bretfeld 1999, Potapov 2001, Thibaud et al. 2004). Dieses Bestimmungswerk wird nach seiner Fertigstellung (ca. 2010) neun Bände mit ca. 5.000 Seiten umfassen und 6.000 Collembolenarten beschreiben. Es ermöglicht die Bearbeitung von Bodenproben bezüglich ihrer Collembolenfauna für die gesamte Paläarktis. Da die Springschwänze wichtige Indikatoren für Umweltparameter sind, ist deren exakte Bestimmung auch unter angewandt-ökologischen Gesichtspunkten von besonderer Bedeutung.

4.3 Ökosystemforschung

Beispiel 3: Wiederbesiedlung von Bergbaufolgelandschaften

Ökologische Forschung in Naturkundemuseen beschäftigt sich oft mit den Lebensgemeinschaften der Arten sowie den Lebensraumansprüchen der verschiedenen Organismen. Eine Forschungsrichtung unseres Museums in den letzten knapp 50 Jahren war die Entwicklung von Lebensgemeinschaften von Bodentieren in Bergbaufolgelandschaften. In den künstlichen Lebensräumen des Braunkohletagebaus wird Abraum aus 50 bis 250 m Tiefe auf Halden verkippt. Diese «Erde» aus grosser Tiefe ist aufgrund des Mangels an Nährstoffen und Licht praktisch «biologisch steril»: Mikroorganismen, Pflanzen und Tiere, die für das Funktionieren des Ökosystems Boden verantwortlich sind, müssen diese Lebensräume erst neu besiedeln.

Zentralen Fragen, die unser Museum exemplarisch untersuchte, waren:

- Wie gelangen die Organismen in den neu entstehenden Boden?
- Welche Bedeutung haben Tiere bei der Entwicklung von Boden?
- In welcher zeitlichen Abfolge treten die verschiedenen Organismen im Boden auf?
- Welche Einwanderungsstrategien nutzen sie, um sie zu besiedeln?
- Welche abiotischen Parameter müssen erfüllt sein, damit sich diese Organismen etablieren können?
- Wie beeinflussen sich Lebensraum und Lebensgemeinschaft gegenseitig?
- Wann ist der Boden wieder ein nachhaltig funktionsfähiger Lebensraum?

Es würde den Rahmen sprengen, diese Forschungsarbeiten in ihrer Breite darzustellen (für eine Übersicht der Ergebnisse s. Dunger et al. 2001). Es zeigte sich aber, dass «Luftplankton», also der Transport von kleinen Organismen durch Luftbewegungen, eine wichtige Strategie für die Erstbesiedlung darstellen. Daneben spielt die Einbringung von Organismen durch Pflanzen im Rahmen von Aufforstungsmassnahmen eine Rolle. Sehr mobile Tiere (z. B. beflügelte Insekten, Laufkäfer, Kleinsäuger) können laufend oder fliegend diese

Lebensräume schnell erreichen, etablieren aber erst später reproduzierende Populationen (s. a. Xylander & Bender 2004). Bestimmte Organismen (z.B. Pseudoskorpione aber auch bestimmte Milbengruppen) nutzen diese Schnelleinwanderer, um sich von ihnen wie von einem Taxi in den Lebensraum transportieren zu lassen (Phoresie). Eine besonders wichtige Organismengruppe für die Entwicklung von Böden, die Regenwürmer, hat es besonders schwer (Dunger 2004). Sie müssen auf die Halden kriechen und die Erstbesiedler aus dieser Gruppe benötigen dafür 3 bis 5 Jahre. Viele Arten brauchen bedeutend länger. Lebensgemeinschaften, wie sie in natürlichen Lebensräumen anzutreffen sind, haben sich auch nach 50 Jahren noch nicht entwickelt.

4.4. Naturschutz

Beispiel 4: Rote-Liste-Arten auf Truppenübungsplätzen

Unterschiedliche gestörte Systeme sind auch aktuell Forschungsgegenstand der Wissenschaftler des Staatlichen Museums für Naturkunde Görlitz. So werden neben den Bergbaufolgelandschaften auch Truppenübungsplätze untersucht, wo durch mechanische Bodenverwundung, durch Panzer- und Radfahrzeuge und andere Formen der militärischen Nutzung (Brände durch Schiessen mit Leuchtmunition) eine hohe Dynamik der Lebensräume sichergestellt wird (Wanner & Xylander 2003). Durch diese «Schäden» werden Arten, die speziell an frühe Entwicklungsstadien von Ökosystemen angepasst sind, adäquate Lebensräume geboten (Xylander & Wanner 2006). Wird auf Truppenübungsplätzen der militärische Übungsbetrieb eingestellt, werden z. B. Sandflächen schnell von Silbergras, später von Heide, bald auch von Birken besiedelt und aus einer wertvollen, weil seltenen Sandfläche, wird ein Vorwald (Anders et al. 2004). Spätestens mit dem Überwachsen der Heide und dem Aufkommen der Kiefer entsteht ein Mischwald, der naturschutzfachlich vergleichsweise uninteressant ist, weil er weniger an seltenen (Rote-Liste-) Arten aufweist (Wanner et al. 2002). Solche Erfassungen von Organismen in Raum und Zeit, deren dauerhafte Dokumentation in wissenschaftlichen Sammlungen und ihre naturschutzfachliche Bewertung, sind originäre Aufgaben von Naturkundemuseen.

4.5. Artenschutz

Beispiel 5: Untersuchungen an den «Lausitzer Wölfen»

Ein aktueller Schwerpunkt der Säugetierforschung an unserem Haus ist die Erfassung und das Management des Wolfsbestandes, der seit ca. 1995 aus Polen nach Deutschland eingewandert, inzwischen hier heimisch ist und zwei reproduzierende Rudel aufgebaut hat. So wurde z. B. durch die Untersuchung von über 1000 Kotproben das Beutespektrum des Wolfes in der Oberlausitz bestimmt und so sichere Daten über die Ernährung der gerade eingewanderten Wölfe erlangt. Als Referenz für die Haare, Zähne und Knochen der Beutetiere, die in den Kotproben gefunden wurden, waren die Sammlungen des Museums notwendig. Die Ergebnisse zeigen deutlich, dass jagdbare Grosssäuger (Reh, Hirsch, Wildschwein) den mit Abstand grössten Anteil an Beutetieren stellen (Ansorge et al. 2006). Die selben Proben werden genutzt, um mit Hilfe von DNA-Analysen die Verwandtschaft der Lausitzer Wölfe mit polnischen Populationen nachzuweisen.

5. Wie wird geforscht?

Die Forschung in Naturkundemuseen erfolgt grösstenteils durch die angestellten Wissenschaftler. In unserem Haus machen sie etwa ein Drittel der festangestellten Mitarbeiter aus. Weitere Wissenschaftler sind als Volontäre tätig oder werden über Drittmittel oder andere Quellen finanziert (z. B. Praktikanten, Stipendiaten). Daneben sind wissenschaftlich-technische Mitarbeiter, Verwaltungsmitarbeiter, Mitarbeiter der zentralen wissenschaftlichen Serviceeinrichtungen, Mitarbeiter für Ausstellungen und andere an unserem Museum tätig. Insgesamt verfügt unser Museum über aktuell knapp 100 Mitarbeiter auf ca. 80 Vollzeitäquivalenten. Das Verhältnis von festangestellten zu temporär beschäftigten Mitarbeitern entspricht ungefähr dem Durchschnitt der grossen Naturkundemuseen in Deutschland.

Ein Teil der Forschungsarbeiten läuft in den Arbeitsgruppen der Wissenschaftler ab; häufiger jedoch erfolgt eine Zusammenarbeit mit Kooperationspartnern, die gemeinsam mit unseren Wissenschaftlern arbeiten, oder das taxonomische Know-how der Museumsmitarbeiter benötigen, um die Organismen qualifiziert zu bestimmen, die sie für ihre Fragestellungen einsetzen; denn ohne diese taxonomische Expertise und das Wissen um die verwendete Art sind die Ergebnisse nicht verifizierbar und damit für die Wissenschaft unbrauchbar.

5.1. DNA-Untersuchungen

Beispiel 6: Neue Wege zu «alten Fragestellungen»

Auch die molekularbiologischen Methoden (u.a. die Polymerase-Kettenreaktion) haben Eingang in die Forschungsarbeiten von Naturkundemuseen gefunden und die Methode wird sowohl für stammesgeschichtliche, als auch für populationsökologische und taxonomische Fragestellungen eingesetzt. Die Verwendung moderner Methoden im Museum ermöglichen die Akquise umfangreicher Drittmittel, die zur personellen Unterstützung, aber auch zur labortechnischen Ausstattung herangezogen werden kann.

Molekularbiologische Untersuchungen in unserem Haus beschäftigen sich u.a. mit Habichtskräutern, einer weit verbreiteten und extrem artenreichen Gruppe von Korbblütlern. Diese Gruppe kann sich leicht ungeschlechtlich vermehren, neigt zur Hybridisierung und bildet darüber hinaus polyploide Chromosomensätze aus. Es ist daher schwierig zu entscheiden, ob eine «morphologische Form» einer Art entspricht oder durch Vermischung von Arten oder ein Hybrid aufgrund einer Vermischung von Arten oder eine spontan aufgetretene Polyploidisierung repräsentiert. Mit Hilfe von Chloroplasten-DNA und DNA-Fingerprinting haben unsere Botaniker und Molekularbiologen und ihre Kollegen an einigen Arten untersucht, ob ihr Vorkommen in isolierten Arealen auf Verbreitung und Etablierung zurückgeht oder das Ergebnis eines Neuentstehens dieser Form vor Ort aufgrund von Hybridisierung oder Polyploidisierung ist (Fehrer et al. 2005). Bei der Chloroplasten-DNA zeigte sich keine Verbindung zur geographischen Verteilung, jedoch fast immer zu den bekannten Artgrenzen. Auf der anderen Seite besassen alle Arten einen Haplotypus, was auf einseitige Übertragung auf Chloroplasten-DNA hinweist, unabhängig von dem Ursprung der meisten Hybriden.

5.2. Elektronenmikroskopie

Beispiel 7: Das Kleine schafft das Verstehen

Zunehmend werden bei vergleichendmorphologischen oder funktionsmorphologischen Studien auch elektronenmikroskopische Verfahren eingesetzt, um winzige Details sichtbar und ihre zum Teil existentielle Funktion für die Biologie der Art verständlich zu machen.

Mitarbeiter in unserem Museum nutzen das Elektronenmikroskop, z. B. um die semiaquatische Lebensweise von bestimmten Springschwanzarten zu untersuchen. Diese Tiergruppe lebt normalerweise im Boden, weni-

ge besiedeln Teichufer. Diese Arten haben einen Teil ihrer Sprunggabel plattenartig verbreitert. Sie nutzen so die Adhäsionskräfte des Wassers, um sich abzudrücken und auf der Wasseroberfläche zu springen. Die morphologische Abwandlung ermöglicht es ihnen, neue Lebensräume zu erschliessen. Die Arten dieser Gattung (Sminthurides) lassen sich übrigens aufgrund der Unterschiede dieser Endglieder differenzieren.

5.3 Ökologie

Beispiel 8: Morphologische Untersuchungen zu Populationsgenetik

Morphologische Eigenschaften bei Organismen können regionsspezifisch sein, d. h. nur in Populationen auftreten, die in einem abgegrenzten Gebiet vorkommen. Häufigkeiten und Verteilungen solcher morphologischer Merkmale ermöglichen Aussagen über den Austausch von Genmaterial zwischen Populationen, aber auch über Wanderwege und die Häufigkeit ihrer Nutzung.

So ermöglichen statistische Erhebungen zu Schädelnähten oder «Löchern» in den Knochen von Wirbeltieren, die durch die Nerven und Blutgefässe verlaufen, Aussagen zur Populationsgenetik der Art im entsprechenden Gebiet zu treffen. Das Vorhandensein oder Fehlen solcher Löcher (also nicht-metrische Merkmale) haben wir z. B. zur Bestimmung der Verwandtschaftsverhältnisse und der Wanderungswege des Fischotters eingesetzt (Ansorge 2001). Dabei zeigte sich, dass die recht grosse Population in der Oberlausitz im regen Austausch mit anderen Populationen steht, die Ostseepopulation aber offenbar deutlich isoliert ist. Angesichts des Status des Fischotters als «Flagschiff des Naturschutzes», haben diese Untersuchungen hohe Relevanz für den Erhalt dieser bedrohten Art.

6. Wozu wird geforscht?

Die Motivation für Forschungsleistungen ist heterogen. So spielt reiner Forscherdrang bei vielen Wissenschaftlern in Museen genauso wie bei anderen ausseruniversitären und universitären Forschungseinrichtungen eine zentrale Rolle, um sich wissenschaftlichen Fragestellungen zu widmen. Schliesslich ist die Forschung an Museen essenziell für den Erkenntnisgewinn. Museale Forschung kann nur an und von Museen und keinen anderen Institutionen geleistet werden.

Eine nicht unbedeutende Quelle der Forschungsaktivitäten ist der Wunsch der Wissenschaftler neue Fragen zu stellen und Antworten auf diese Fragen zu suchen und zu erhalten. Die Bedeutung dieser «Selbstmotivation» wird offenkundig an der Begeisterung und der Verzichtsbereitschaft, die sich z. B. in unzähligen Überstunden oder Expeditionen unter schwersten körperlichen Anstrengungen niederschlagen, aber auch Publikationen, Fachvorträgen und wertvollen Aufsammlungen dokumentieren lassen.

6.1. Forschungsbedarf – Wir wissen noch nicht annähernd genug

Von den etwa 10 bis 30 Mio. Arten, die nach Schätzungen auf der Erde vermutlich existieren, kennen wir nur etwas mehr als 1,7 Mio., also gerade einmal ca. 10%. Und von weniger als 1% dieser Arten ist viel mehr bekannt als die äussere Form. Somit existieren erhebliche Defizite in unserem Wissen über die Biodiversität der Erde und den Abhängigkeiten der Arten voneinander und von ihrem Lebensraum. Dabei unterscheiden sich oft nah verwandte Arten deutlich in ihren biologischen Eigenschaften. Nur wenn wir die Arten erkennen und unterscheiden können (und dies ist die originäre Aufgabe der taxonomischen Forschung in Naturkundemuseen), können wir die enormen Potentiale für den Menschen nutzen, die in den Organismen der Erde schlummern, z. B. für die Pharmakologie und Medizin, die Schädlingsbekämpfung, die Parasitenbekämpfung oder als Nahrungsressourcen (s. Beispiele in Wägele & Steininger 2002). Für die Unterscheidung der bekannten und die Beschreibung von Organismen, die neu für die Wissenschaft sind, sind die Sammlungen und die Kompetenz der Wissenschaftler der Museen unverzichtbar.

6.2. Forschung erweitert die Sammlungen

Naturkundliche Museen erweitern ihre Sammlungen durch die Durchführung von Forschungsprojekten (ökologische Forschung, Forschungsreisen, Projekte mit Projektpartnern ausserhalb des Museums), in deren Verlauf Objekte gesammelt, untersucht, inventarisiert und in die Sammlung überführt werden. Die Erweiterung der Sammlungen durch Forschung stellt einen grundsätzlichen Unterschied zu der Arbeitsweise anderer Museumsgenres dar (mit Ausnahme der Ur- und Frühgeschichtlichen Museen, die ebenfalls durch Forschungsarbeiten ihre Sammlungen massgeblich erweitern). Die Forschung an und mit den Sammlungen erhöht die Kenntnisse zu den Sammlungsobjekten und damit ihren wissenschaftlichen Wert.

6.3. Forschung mit dem und für den Nachwuchs

Schliesslich bietet Forschung die Möglichkeit, junge Wissenschaftler an unseren Museen akademisch zu qualifizieren und zwar im Rahmen von Projekten über Drittmittelstellen und Stipendien, aber auch im Verlaufe von Volontariaten. Die jungen Wissenschaftler kommen zu uns, weil aktuelle, für sie interessante Forschungsgebiete in unseren Museen bearbeitet werden und die technische Ausstattung sowie die Sammlungen hervorragend sind. Eine Befragung der grossen Naturkundemuseen in Deutschland ergab, dass 58% der eingestellten Wissenschaftler Biologen, 28% Geologen und Paläontologen, 6% Pädagogen und nur jeweils 1% Geografen und Museologen waren. Als Einstellungskriterium wurde die forschungsbezogene Sammlungsarbeit von 70% als «äusserst wichtig» und «sehr wichtig» und von 20% als «wichtig» bezeichnet. Nur 10% der befragten Museen sahen diese Arbeit als «nicht so wichtig» an.

Die Generierung zusätzlicher Personalkapazitäten haben nicht nur ein quantitatives, sondern auch ein qualitatives Element, wenn man sieht, wie junge Wissenschaftler Impulse und neuartige Kenntnisse in die Museumsarbeit einbringen, z. B. in Form von aktuellen Methoden, rezentem Wissen aus den peripheren Bereichen sowie hervorragenden Sprach- und Computerkenntnissen. Darüber hinaus sind sie hochmotiviert, gehen unvoreingenommen «neue Wege» und finden so Antworten auf «alte Fragen». Ohne Forschung wäre es kaum möglich, diese jungen Wissenschaftler an unseren Häusern arbeiten zu lassen und sie zu halten. Nicht zuletzt motiviert ihr Elan auch die «alt gedienten Wissenschaftler» nach neuen Ufern zu suchen. Auch sind die Publikationsleistungen dieser jungen Forscher oft überdurchschnittlich. So bilden wir unseren Bedürfnissen entsprechend den eigenen Nachwuchs aus.

6.4. Forschung für die Ausstellung

Beispiel 9: Fossile Blätter, Speiballen und wandernde Bodentiere

Ein Teil der Forschungsergebnisse fliesst in Ausstellungen ein, die entsprechend unmittelbar Bezug auf die wissenschaftliche Arbeit des Museums nehmen und sie öffentlich machen. So zeigt die Ausstellung «Erdgeschichte der Oberlausitz» des Staatlichen Museums für Naturkunde Görlitz Objekte von fossilen Pflanzen aus dem Tagebau Berzdorf, die im Rahmen eines DFG-Projektes geborgen wurden und deren Bearbeitung durch 2 Doktoranden erfolgte. Die Fossilien sind Beispiele für die Florenveränderung während der Braunkohlezeit durch klimatische Änderungen im Verlaufe von ca. 20.000 Jahren. Ein anderes Beispiel

für die Umsetzung von Forschungsergebnissen ist die Vorstellung des Beutespektrums des Uhus in der Oberlausitz. Anhand der Untersuchungen von Speiballen (Gewöllen) dieser Eule durch Wissenschaftler des Museums wurde festgestellt, dass das Uhu-Vorkommen im Zittauer Gebirge im Gegensatz zu anderen Populationen in Deutschland keine Kaninchen auf dem Speisezettel hat, weil diese Art in der Region nämlich aufgrund der Kaninchenpest verschwunden ist.

Überregional präsentiert das Staatliche Museum für Naturkunde Görlitz seine Forschungsgebiete und -ergebnisse seit über einem Jahrzehnt in diversen Wanderausstellungen. So erstellten wir eine Ausstellung zu Bodentieren und ihrer Ökologie, die 2004 auf Wanderschaft ging und seitdem in 10 Städten in 4 Ländern zu sehen war (Hohberg & Xylander 2004, von der Brelje 2005). Eine Wanderausstellung zur eigenen wissenschaftlichen Arbeit ist zugleich Dokument für die Forschungstätigkeit, allgemeinverständliche Umsetzung von Ergebnissen der Museumsforschung (im Sinne eines «public understanding of science») und gleichzeitig internationales Aushängeschild für ein Museum und sein Spezialgebiet (Xylander 2006).

6.4. Finanzmittelakquise

Beispiel 10: «Money makes the world go around»

Die Möglichkeit, durch Projektforschung Zusatzmittel zu akquirieren und diese für die personelle und technische Ausstattung des Museums einzusetzen, stellt eine weitere Motivation der Forschung dar. Drittmittel machen bei den grossen deutschen Forschungsmuseen zwischen 10 und 25 % der Finanzmittel aus. Aus dem eigenen Erfahrungshorizont ergeben sich für Museen enorme Potentiale durch die Akquise zusätzlicher Finanzmittel. Sie ermöglichen die Anschaffung von Fahrzeugen und Grossgeräten, ermöglichen die Erweiterung des Personalbestandes an Wissenschaftlern, technischen Mitarbeitern und Overhead-Personal (IT, Verwaltung), die Finanzierung von Publikationen sowie Sammlungs- und Tagungsreisen. Viele der traditionellen Aufgaben von Forschungsmuseen würden sich nicht realisieren lassen, wenn nicht aufgrund von Forschungsaktivitäten zusätzliche Finanzmittel generiert würden. Im Gegenzug wird die Beurteilung der Effektivität und Relevanz der Forschungsarbeiten an Naturkundemuseen auch an der «Einwerbung von Drittmitteln in kompetitiven Verfahren» (also z. B. aus Mitteln der DFG, des BMBF oder der EU) gemessen.

6.5. Leistungsfokus

Beispiel 11: Forschung auf dem Prüfstand der Evaluierung

Die Qualität der Forschung wird darüber hinaus in Evaluationsverfahren als wichtiges Kriterium gewertet. Eine der grossen Förderinstitutionen der Bundesrepublik, die Wissenschaftsgemeinschaft Gottlieb Wilhelm Leibniz, fördert sogar grundsätzlich nur Museen mit hervorragenden Forschungsleistungen, die in der Regel im 7-jährigen Turnus im Rahmen einer umfangreichen Evaluation ermittelt und bewertet werden. Bei diesen aufwändigen Evaluierungsverfahren, an denen zwischen 10 und 20 Forscherpersönlichkeiten aus dem In- und Ausland beteiligt sind, spielen die Quantifizierung der Forschungsleistung (z. B. Anzahl von Publikationen und Drittmittelprojekten, Anzahl von durch Museumsmitarbeiter betreute Qualifikationsarbeiten), aber auch Qualitätskriterien (Publikationen in Zeitschriften mit hohem citation-index, Einwerbung von Drittmitteln in kompetitiven Verfahren) eine herausragende Rolle.

Anhand dieser Bewertungen entscheiden die Mittelgeber über die Förderungswürdigkeit und die Verlängerung von Förderleistungen für die nächsten Jahre.

6.6. Medieninteresse

Beispiel 12: Forschungsergebnisse in der Öffentlichkeit

Durch seine Forschungsarbeiten erzielt unser Museum eine hohe Aufmerksamkeit in den Medien; diese Aufmerksamkeit ist zwar etwas geringer als die der Ausstellungen und anderen Aktivitäten für eine breite Öffentlichkeit, wird aber von anderen Kreisen stärker wahrgenommen (z. B. von Hobbywissenschaftlern in der Region, die uns mit Schenkungen aus ihren Sammlungen bedenken). Auch können wir uns mit Berichten über unsere Forschung über den Lokalteil der Zeitung hinaus (auf den die Artikel zu Ausstellungen und Vorträgen oft beschränkt bleiben) landesweit präsentieren.

Auch der Träger (in unserem Fall das Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst des Freistaates Sachsen) registriert mit grossem Interesse Medienberichte zu unseren Forschungsaktivitäten.

7. «Ohne kustodiale Forschung wird eine Sammlung zur Ansammlung» - Eine Innensicht auf eine «conditio sine qua non» musealer Arbeit

Die genannten Antwortbeispiele zu der Frage nach dem «Wozu Forschung an Museen?» lassen (zumindest für den Aussenstehenden) nicht immer eine klare Abgrenzung von unabdingbarer Notwendigkeit und zusätzlichem Vorteil zu. Man kann aber weitere Gründe nennen, die sich auf den Erhalt und die Aufwertung der vorhandenen Sammlungen beziehen und also «endogener» im Sinne des Status quo eines Museums und somit in jedem Fall unverzichtbar sind.

Sammlungen müssen ständig gepflegt werden. Material, das zu den Sammlungen hinzukommt, muss von den Wissenschaftlern systematisch geordnet und bearbeitet werden. Wird die Aufarbeitung der Zugänge nicht entsprechend (d. h. auch kontinuierlich) ausgeführt, entsteht ein «Stau» von Sammlungsteilen, die nicht nutzbar sind für die Wissenschaft. Die Funktion der Sammlung als zugängliches Archiv ist dann nicht mehr gewährleistet. Sammlungspflege ist aber auch im rein «kuratorischen» Ablauf notwendig. So müssen z. B. die Sammlungsobjekte in gutem Zustand erhalten, ältere Sammlungsteile auf ihre korrekte taxonomische Einarbeitung kontrolliert, die Nomenklatur aktualisiert und die EDV-Erfassung vorangetrieben werden. Wenn das nicht geschieht, sind «Funktionsverluste der Sammlung» vorprogrammiert, z. B. wenn auch in renommierten Häusern Alkoholpräparate trocken fallen (die Objekte eintrocknen und damit verloren sind), veraltete Nomenklatur oder falsche taxonomische Einordnung das Suchen nach Objekten erschwert oder bestimmte Sammlungen in den riesigen Beständen nicht wiederzufinden sind bzw. nicht EDV-erfasst werden und somit nicht durch den Gastwissenschaftler vor Ort oder per Internet recherchiert werden können.

Auch wenn grosse Sammlungen «verwaisen», verlieren sie kontinuierlich an wissenschaftlichem Wert. «Verwaisungen» können auftreten, wenn z. B. in dem jeweiligen Bereich keine Wissenschaftler mehr ausgebildet werden, Wissenschaftlerstellen durch den Träger nicht besetzt werden bzw. die Wissenschaftler sich anderen Aufgaben widmen (oder widmen müssen, weil sie z. B. aufgrund von Stelleneinsparungen andere kustodiale Bereiche oder Zusatzaufgaben übernehmen).

Wenn also die qualifizierte Betreuung von Sammlungen unterbleibt oder unzureichend erfolgt, sinkt ihre Nutzbarkeit für die Wissenschaft und die Öffentlichkeit, die auf kustodialer Kompetenz und Erfahrung baut, asymptotisch mit der Zeit: dann ist nämlich eine Sammlung mittelfristig nicht mehr auf dem aktuellen Stand

zu halten. Sie wird wissenschaftlich-taxonomisch, technisch (z. B. EDV), räumlich oder präparatorisch veralten, der Zugang zur Sammlung ist erschwert oder unmöglich und sie kann sogar dauerhaft verloren gehen. So wird eine wertvolle wissenschaftliche Sammlung zur wertlosen Ansammlung.

Diese Beispiele zeigen, dass ohne kontinuierliche kuratorische Forschung die Sammlungen und somit das Museum an Qualität verlieren. Es ist unsere Pflicht als Verantwortliche in den Museen, dies zu verhindern.

Danksagungen

Ich danke meinen Kollegen vom Staatlichen Museum für Naturkunde für die Zusammenarbeit in der Forschung und die wertvollen Diskussionen in den vergangenen Jahren, Prof. Herrmann Ansorge und Dr. Axel Christian zusätzlich für die Anregungen zur Optimierung dieses Artikels.

Literatur

- Anders, K., J. Mrzljak, D. Wallschläger & G. Wiegleb (Hrsg.) (2004): Handbuch Offenlandmanagement am Beispiel ehemaliger und in Nutzung befindlicher Truppenübungsplätze. Springer-Verlag, Heidelberg, New York. S. 1-320.
- Ansorge, H., G. Kluth & S. Hahne (2006): Feeding ecology of wolves Canis lupus returning to Germany. Acta Theriologica 51 (1): 99-106.
- Ansorge, H. (2001): Assessing non-metric skeleton characters as a morphological tool. - Zoology 104: 268-277. Bretfeld, B. (1999): Vol. 2: Symphypleona. In: W. Dunger (Hrsg): Synopses on Palaearctic Collembola. Abh. Ber. Naturkundemus. Görlitz 71 (1): 1-318.
- Dunger, W. (2004): Possibilities of biological soil-quality assessment in reclaimed land. Peckiana 3: 47-67.
- Dunger, W., M. Wanner, H. Hauser, K. Hohberg, H.-J. Schulz, T. Schwalbe, B. Seifert, J. Vogel, K. Voigtländer, B. Zimdars & K.P. Zulka (2001): Development of soil fauna at mine sites during 46 years after afforestation. Pedobiologia 45: 243-272.
- Dunger, W. & B. Zimdars (1994): Vol. 1: Introduction/Tullbergiinae. In: W. Dunger (Hrsg): Synopses on Palaearctic Collembola. Abh. Ber. Naturkundemus. Görlitz 68 (3): 1-71.
- Fehrer, J., R. Simek, A. Krahulcová, F. Krahulec, J. Chrtek, E. Bräutigam & S. Bräutigam (2005): Chapter 9: Evolution, hybridisation, and clonal distribution of apo- and amphimictic species of Hieracium subgen. Pilosella (Asteraceae, Lactuceae) in a Central European mountain range. In: F.T. Bakker, L.W. Chatrou, B. Gravendeel & P.B. Pelser: Plant species-level systematics - New perspectives on patterns & process. A.R.G. Gantner Verlag, Ruggell, Liechtenstein, S. 175-201.
- Greuter, W., C.M. Naumann, F.F. Steininger, R. Breyer, C.L. Häuser & F. Haas (Hrsg.) (2005): Naturwissenschaftliche Forschungssammlungen in Deutschland - Schatzkammern des Lebens und der Erde. Kleine Senckenberg-Reihe Nr. 47: 1-83.
- Museum für Naturkunde Berlin (Hrsg.) (2006): Jahresbericht 2004/05. Museum für Naturkunde Berlin, S. 1-56.
- Hohberg, K. & W. Xylander (2004): Unter unseren Füßen - Lebensraum Boden. Ein Begleiter durch die Wanderausstellung. Staatliches Museum für Naturkunde Görlitz (Hrsg.). S. 1-40.
- Potapow, M. (2001): Vol. 3: Isotomidae. In: W. Dunger (Hrsg.): Synopses on Palaearctic Collembola. Abh. Ber. Naturkundemus. Görlitz 73 (2): 1-603.
- Seifert, B. (2002): How to distinguish most similar insect species - improving the stereomicroscopic and mathematical evaluation of external characters by example of ants -The Journal of Applied Entomology 126 /9: 445-454.
- Seifert, B. (2003): A taxonomic revision of the Formica cinerea group (Hymenoptera: Formicidae). Abh. Ber. Naturkundemus. Görlitz. 74/2:245-272.
- Thibaud, J.-M., H.-J. Schulz & M.M. da Gama Assalino (2004): Vol. 4: Hypogastruridae. In: W. Dunger (Hrsg.): Synopses on Palaearctic Collembola. Abh. Ber. Naturkundemus. Görlitz 75 (2): 1-287.
- von der Brelje, A. (2005): Ein Maulwurf auf Europa-Tournee - Staatliches Museum für Naturkunde Görlitz konzipiert Wanderausstellung zum Lebensraum Boden. Das MuseumsMagazin 2005, S. 38-39.
- Wägele, J.-W. & F.F. Steininger (Hrsg.) (2003): Methoden, Aufgaben und Leistungsfähigkeit der modernen Systematik. Kleine Senckenberg-Reihe Nr. 36. S. 1-40.
- Wanner, M., C. Wiesener & W.E.R. Xylander (2002): Der Truppenübungsplatz «Oberlausitz» aus der Sicht des Natur- und Artenschutzes - Untersuchungen an beschalten Amöben und Arthropoden. In: «Open landscapes and succession» (Wallschläger, D., J. Mrzljak & G. Wiegleb Hrsg.). Aktuelle Reihe BTU Cottbus 8: 33-43.
- Wanner, M. & W.E.R. Xylander (2003): Transient fires useful for habitat management do not affect soil microfauna (testate amoebae) - A study on an active military training area in eastern Germany. Ecological Engineering 20: 113-119.
- Xylander, W.E.R. (2005): Mindeststandards für Forschung an Museen. Museumskunde 70 (1): 57-60.
- Xylander, W.E.R. (2006): In die Ferne schweifen - Zur Konzeption und Realisierung von naturkundlichen Wanderausstellungen. Museumskunde 71 (1): 69-75.
- Xylander, W.E.R. & J. Bender (2004): Animal species and zoocoenoses of former open cast lignite mines in Eastern Germany – Aspects of mining, reclamation and conservation. Peckiana 3: 155-165.
- Xylander, W.E.R. & M. Wanner (2006): Impacts for conservation? Biocoenoses on military training areas and lignite mining sites in Lusatia. Abh. Ber. Mus. Naturkunde Magdeburg 29: 137-152.

Willi Xylander wurde 1955 in Hagen/Westfalen geboren und studierte Biologie an der Georg-August-Universität in Göttingen, wo er 1986 promovierte. Danach war er als Assistent und auf einer Professur für Ökologie und Systematik der Tiere an der Universität in Giessen tätig, wo er sich 1992 mit einer Arbeit zu den Immunsystemen bei Wirbellosen Tieren habilitierte. Seit 1995 ist er Direktor des Staatlichen Museums für Naturkunde Görlitz und hat seit 1997 eine Honorarprofessor für Spezielle Zoologie an der Universität Leipzig inne. Überregional engagiert er sich u. a. als Vizepräsident des Deutschen Museumsbundes und als Präsident der Gesellschaft zur Verleihung des Internationalen Brückepreises der Europastadt Görlitz/Zgorzelec. Er ist verheiratet und hat drei Kinder.

Prof. Dr. Willi Xylander
Staatliches Museum für Naturkunde Görlitz
Am Museum 1, D-02826 Görlitz
Willi.Xylander@smng.smwk.sachsen.de

Diskussion

Sammlung oder Ansammlung

Forschung als tragende Säule der Arbeit von Naturkundemuseen

Udo Wiesinger

Wie weit werden bei Ihnen Leute, die nicht beim Museum angestellt sind, sondern in ihrer Freizeit in biologischen Themen tätig sind, eingebunden? Bei uns am Biologiezentrum des Oberösterreichischen Landesmuseums werden ganz wesentliche Teile der wissenschaftlichen Arbeit, die am Biologiezentrum erfolgt, nicht von den angestellten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern erbracht, sondern von den Leuten in den Arbeitsgemeinschaften Ornithologie, Botanik und Entomologie. Die aber dann nicht nur Daten erfassen, sondern auch in der wissenschaftlichen Auswertung und in der Publikation eingebunden sind. Wie weit passiert das bei Ihnen am Haus auch?

Willi Xylander

Wir haben zwei Stufen der Einbindung. Das Museum ist 1811 durch die Naturforschende Gesellschaft zu Görlitz gegründet worden und diese ist nach der Wende 1990 durch meinen Vorgänger Professor Dunger wieder gegründet worden. Die etwa 250 Mitglieder beschäftigen sich mit verschiedenen Sektionen, mit Aufsammlungen, mit faunistischer, floristischer Forschung, manchmal auch ein bisschen darüber hinaus. Einmal jährlich erscheint eine Publikation, die Berichte der Naturforschenden Gesellschaft, wo diese Daten festgehalten werden, enthalten. Darüber hinaus findet mindestens einmal jährlich ein ganztägiges Symposium der Naturforschenden Gesellschaft statt. In Kurzvorträgen (in der Regel fünfzehn bis zwanzig Minuten) werden diese Ergebnisse vorgestellt. Auf der zweiten Stufe, die der ehrenamtlichen Mitarbeiter, gibt es zur Zeit ungefähr zehn Personen. Das sind Leute, die wirklich tiefer in der faunistischen Forschung, Aufsammlungen, Tiergruppen und Pflanzengruppen arbeiten. Wir haben jemanden der für bestimmte Pilze zuständig ist, jemanden der die Flöhe bearbeitet, einen für die Springschwänze, also unterschiedliche Einbindungen. Das sind Leute, die auf wissenschaftlichem Niveau forschen, wo auch die Publikationen in der Regel in Englisch erscheinen und in referierten Journalen publiziert werden. Es gibt eine Einbindung in der Region von etwa 250 institutionellen, dann noch eine ganze Menge von Leuten, die uns auf Grund von Aufforderungen bei Aufsammlungen unterstützen. Wenn die Katze die Maus nicht auffrisst, dann kommt die in die Tiefkühltruhe und einmal im Monat ins Museum. Das ist übrigens, neben den Autounfällen, die häufigste Eingangsquelle von Kleinsäugern oder von Säugetieren ins Museum. Die Katzen sind ganz wichtig.

Hans Martin Treff

Ich finde die Geisteswissenschaftler müssen gewaltig nachlegen, um wirklich so eine klare und lebendige Vermittlung zu machen auf irgendeinem ihrer Gebiete. Wie hat man, bevor der Ameisenmann die Kriterien für die Ameisen gefunden hat, die Arten gegeneinander bestimmt, denn es war ja bekannt, dass es zwei Arten sind?

Willi Xylander

Nein, es war nicht bekannt. Er hat eine von den Arten neu beschrieben. Er hat diese wirklich auseinander diversifiziert. Es gibt morphologische Überlappungen oder Probleme in der Zuordnung. Es ist etwas da, was mit diesen Kriterien nicht übereinstimmt, die in den Bestimmungsschlüsseln enthalten war und hat dann in diesem Fall die zweite Art neu beschrieben. Praktisch hatte er Aufsammlungen von unterschiedlichen Standorten gehabt und dabei gesehen, dass die Variabilität nicht einer Gaussschen Verteilung folgte, sondern er hat diese zwei Piks überlappt. Er hatte zwei Verteilungen, zwei Busen und in der Mitte eine relativ breite Überlappung. Er hat gesagt, das sähe so aus, als könnten es zwei Arten sein. Die Überlappungen ergaben sich aus Merkmalen, die er in Standardschlüsseln enthalten hatte (z.B. die Länge oder dass diese einen relativ dicken, abgegrenzten Hinterleib haben) oder die Grösse zur Breite als Quotient. Er sagte, dass es das nicht sein kann, wenn es zwei Arten sind, wenn es nicht nur einfach zwei Morphen aus einer Art sind, dann müsste es weitere Kriterien geben. Er hat zehn Kriterien aufgestellt und hat es geschafft, sie auseinander zu dividieren. Danach hat er geschaut, welche Kriterien kann ich jetzt im einfachen Bestimmungsschlüssel nicht sehen. Es sind, glaub ich, drei, die wirklich benutzt werden, um die Arten auseinander zu kriegen. Differenziert hat er sie mit mehr Kriterien und statistischen Verfahren. Als er sie dann auseinander hatte, hat er nach neuen Kriterien gesucht, die man im Bestimmungsschlüssel anwenden kann.

Hans Martin Treff

Warum kann eigentlich diese Forschung letztendlich nicht auch von einem Universitätsmenschen gemacht werden.

Willi Xylander

Wir kooperieren auch mit diesen, da wir uns nicht im freien All befinden.

Hans Martin Treff

Ich kenne zoologische Sammlungen, da wird angesammelt und angesammelt, aber man ist nicht in der Lage, alles aufzunehmen, alles zu dokumentieren und zu erfassen was man hat. Legen da die Naturkundemuseen nicht ihre ganze Überzeugungskraft hinein, dass geforscht werden muss, um überhaupt ihre Existenzberechtigung aufrecht zu erhalten? Wäre es nicht sinnvoller, die würden sich wirklich mehr auf das Sammeln, Bewahren und Erfassen konzentrieren und die Forschung doch mehr den Universitäten überlassen, bei einer Kooperation natürlich und ist die Forschung jetzt notwendigerweise eine so tragende Säule? Sie haben es zwar hervorragend dargestellt, aber ich habe trotzdem meine Zweifel, ob es nicht auch anders ginge und ob dann nicht die Sammlungen sozusagen besser bekannt würden?

Willi Xylander

Das ist natürlich ein Problem, wenn gesammelt wird, ohne es wissenschaftlich bearbeiten zu können. Ich glaube nicht, dass wir um jeden Preis sammeln müssen. Wir brauchen ein Sammlungsprofil und wenn etwas reinkommt, darf es nicht im Alkohol landen und für hundert Jahre nicht mehr angeschaut werden. Dann ist es möglicherweise nicht mehr nachvollziehbar, weswegen und warum es gesammelt worden ist. Sinnvoll ist es dann, wenn es an den Universitäten Leute gibt, die damit systematisch arbeiten und wir diesen Teile der Sammlung ausborgen können. Es passiert in wenigen Fällen, auch noch – wo so etwas vorhanden ist – und die bearbeiten das dann, aber das wird zunehmend abgebaut. Die Forschungsarbeit mit den Sammlungen muss an den Museen geschehen, weil die Kapazitäten an den Universitäten schlicht und einfach nicht mehr da sind. Wir können nicht ansammeln ohne zu forschen und wenn die Forschung eben nur bei uns laufen kann, müssen wir diese Aufgabe mit übernehmen. Ich sehe keine Chance, dass wirklich die Universitäten diese Arbeit machen, die Sie und ich und all die anderen Leute in den Naturkundemuseen zu leisten haben.

Sigrid Schade

Gibt es an Ihrem Museum oder in Ihrer Arbeit Überlegungen, ob es zum Beispiel in der Art und Weise wie Sie forschen, auch eine kulturwissenschaftliche Kompetenz braucht und wenn ja, an welcher Stelle man sie sich vorstellen könnte? Wo ich sie mir selber vorstellen könnte, weil sie an den Universitäten zum Teil noch nicht funktioniert, bei der Transdisziplinarität. Ich denke an die Art und Weise wie auch die Geschichte der Naturwissenschaften selber, aber auch natürlich der Naturwissenschaftlichen Museen, die Natur immer wieder völlig neu und anders konstruiert und immer neuen Anlass in Bezug zur Kultur gesetzt hat. Oder wie Naturgeschichtliche Museen, je nachdem wo und wie sie entstanden sind, zum Teil auch koloniale Vorgeschichten haben, die verknüpft sind – auch zum Teil mit Ethnologie. Das sind teils hochproblematische Geschichten, die auch thematisiert werden müssten und zwar aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive heraus, was sich meistens auf der Ebene der Ausstellung im Sinne von bestimmten Narrationen über Gegenstände herstellt.

Willi Xylander

Es gibt tatsächlich solche Ansätze. Wenn wir Wissenschaftshistorie betreiben, ist es teilweise Historie von Ausstellungen und von Sichtweisen. Historie ist in Görlitz nicht unerheblich Historie von DDR-Sichtweisen. Es ist Historie von Leuten, die am Museum gearbeitet haben oder von anderen Wissenschaftlern aus der Region. Ich habe aktuell mit dem Theater Görlitz eine Ausstellung in Vorbereitung, die heisst: «Ein tierisches Theater». Was passiert: ein Hausmeister nimmt die Leute in Empfang und ärgert sich darüber, dass der Kurator nicht kommt und er muss jetzt diese Gruppe durch die Ausstellung führen. Er erzählt denen beispielsweise mit Musikeinspielungen Orpheus aus der Unterwelt, da erscheinen dann diese Skelette oder aus der Fledermaus, da gibt es dann eine solche. Er erzählt denen (naturkundliche) Geschichten, wie z.B.: Wo kommt der Äskulapstab her und ist dies der Medinawurm, den man aus den Wunden heraus gedreht hat? Da haben wir eine Mischung zwischen Musik, Theater, Naturkunde und den Originalobjekten.

Bettina Brand-Claussen

Ich wollte das, was Sigrid Schade gerade eben gesagt hat, ergänzen. Und zwar mit der Frage, für wen Sie Wissenschaft betreiben? Und die Fragen, die wir als Wissenschaftler entwickeln, entwickeln wir aus der Gegenwart heraus, aus den Problemen, die wir in der Gegenwart haben. Spielt das für Sie eine Rolle?

Willi Xylander

Wissenschaft betreibt man für die Erkenntnis und sie sollte im besten Fall wertvoll sein. Sie fragen nach dem Sinn und Unsinn. Ich habe vorhin die Möglichkeiten angesprochen, aus Organismen, die wir kennen, aber auch aus solchen, die wir nicht kennen, irgendeinen Nutzen zu ziehen, z.B. in der Pharmakologie, in der Schädlingsbekämpfung, in der Ressourcengewinnung für Nahrungsmittel. Ein anderer Aspekt, der sehr aktuell ist, ist die Veränderung der globalen Atmosphäre und die globale Erwärmung. Aus den geologischen Zeugen die wir haben, können wir Rückschlüsse daraus ziehen, ob und wie solche Prozesse zu anderen Zeiten abgelaufen sind, also Grundlagenforschung, aber mit den Veränderungen, die wir heute beobachten können. Wir sehen, dass es die globale Erwärmung immer wieder gegeben hat. Die Geschwindigkeit, in der sie aber im Moment passiert, wohl sehr ungewöhnlich für alle Vergleichszeiträume, die wir übersehen können, ist. Ich erachte Erkenntnisgewinn als die Legitimation. Wir wollen in unserem Verständnis der Welt weiterkommen, dass es Ergebnisse gibt, die man anwenden kann, ist ein positiver Nebeneffekt.

York Langenstein

Zum Beitrag von Frau Schade: Museen stehen im Dienste der Gesellschaft und auch ein bisschen des aktuellen Lebens und der Lebensentwicklung. Insofern zeigt sich die weitergehende Frage, wie diese vielen Erkenntnisse, die Sie sammeln, tatsächlich nutzbar gemacht werden können für modernes Leben, für unseren Dialog in irgendwelchen Fragen in der Gegenwart.

Willi Xylander

Die Umsetzung von Forschungsergebnissen in Ausstellungen ist unsere klassische Form der Vermittlung. Als Beispiel die Bodenausstellung: In die Porenräume eines Bodens können sie nicht hineinsehen, die Zugänglichkeit zu diesem Lebensraum bleibt uns verborgen. Sie brauchen immer eine Prothese, um die Organismen heraus zu bekommen, um dann analysieren zu können, was wie vorkommt. Deshalb ist uns der Boden nicht so zugänglich, auch in dem, was möglicherweise an Schäden in den Böden passieren, wenn auf diesen etwas gekippt (z.B. Schwermetalle) wird. Die Möglichkeit einer Ausstellung bietet in diesem Fall eine Aufklärungschance, indem ich dort zeige, was das Ergebnis der Veränderung in der Lebensgemeinschaft bedeutet, wenn ich kontaminiere und was zu einem nichtfunktionierenden System führt. Das wäre eine Umsetzung in Richtung eines public understanding of science, also unserer Wissenschaft und public understanding of research (mitnehmen von Schulklassen in Forschungsabteilungen).

Kooperation beginnt beim Forschen

Das Projekt Appenzell, Lötschental, überall

Thomas Antonietti

Tracht tragen. Appenzell, Lötschental, überall. lautet der Titel eines gemeinsamen Projekts zweier Museen. Dieses findet 2006 seinen Abschluss in einer Doppelausstellung im Museum Appenzell in Appenzell und im Lötschentaler Museum in Kippel (Wallis) sowie mit einer gemeinsamen Publikation. Die beiden Ausstellungen finden gleichzeitig statt und bilden ein Ganzes. Dabei ist jeder Teil so gestaltet, dass er auch für sich allein betrachtet werden kann.

Der Titel weist darauf hin, dass es darum gehen soll, das Thema Tracht exemplarisch abzuhandeln: Zwei spektakuläre Trachtenregionen sollen vor dem Hintergrund grösserer Zusammenhänge und grundlegender Fragestellungen präsentiert werden; dies im Sinn des Ethnologen Clifford Geertz, über eine intensive Bekanntschaft mit kleinen Sachen umfassendere Bedeutungsstrukturen herauszuarbeiten. Grundsätzlich muss es heute gerade auch im Regionalmuseum darum gehen, zu Aussagen zu gelangen, die über lokale Partikularismen hinausweisen, die historische Tiefe und geografische Breite beanspruchen können, die vom Lokalen zum Überregionalen verweisen, aber auch vom Globalen zum Lokalen, kurz: die Grundsätzliches auszudrücken vermögen. Kleidung als Indikator kultureller Prozesse eignet sich dazu besonders gut.

Ein wichtiges Anliegen des Projekts ist der Gedanke der Vernetzung. Der regionale Vergleich soll den Blick auf vermeintlich Bekanntes schärfen. Und die vergleichende Perspektive soll zu Einsichten führen, wie sie bei der Konzentration auf einen einzigen Ort nicht möglich wären. Dadurch soll der gerade bei Traditionen, aber auch bei «Heimatmuseen» oft einseitig auf das Eigene fokussierte Blick aufgebrochen und die «Einmaligkeit» lokaler Kulturphänomene relativiert werden. Was von aussen als ähnlich erscheint, soll auf seine unterschiedlichen Funktionen und Ursprünge befragt werden. Und was formal unterschiedlich daher kommt, soll auf mögliche gemeinsame innere Strukturen analysiert werden.

Museumsnetz Wallis

Das gemeinsame Arbeiten an gleichen Themen und verschiedenen Objektbeständen hat also in erster Linie den Erkenntnisgewinn zum Ziel. Über die Kooperation soll aus bestehenden Sammlungen ein Mehrwert herausgeholt werden. Dabei wurde vor allem mit Textilbeständen aus drei Museumssammlungen gearbeitet: Zu den Sammlungen der beiden organisierenden Museen kam zusätzlich diejenige des Kantonalen Museums für Geschichte in Sitten hinzu, mit dem das Lötschentaler Museum im Rahmen von Museumsnetz Wallis institutionell verbunden ist.

Das Museumsnetz Wallis-Réseau Musées Valais ist ein Verbund von Museen, die partnerschaftlich zusammenarbeiten. Die Zusammenarbeit betrifft das gesamte museale Aufgabenspektrum, insbesondere aber die gemeinsame Verwaltung und wissenschaftliche Aufarbeitung von Sammlungsbeständen. Relevante Bestände aus verschiedenen Museen werden wissenschaftlich und museologisch aufgearbeitet, und zwar jeweils von jener Institution, die dafür am meisten Kompetenz mitbringt. So ist das Lötschentaler

Museum unter anderem zuständig für den Schwerpunkt «Tracht und Kleidung». Das Netz als ganzes, wie die einzelnen Mitglieder, soll in der Art von Kompetenzzentren fördernd auf die gesamte kantonale Museumslandschaft des Wallis einwirken. Die Zusammenarbeit geht also weit über Absprachen bezüglich Sammlungskonzepte hinaus.

Beim Museumsnetz Wallis wie beim Projekt Appenzell–Lötschental geht es letztlich um das gleiche Grundanliegen: Erkenntnisgewinn mittels Vergleich und Kooperation. Dieser Erkenntnisgewinn findet seinen Niederschlag auch in der Ausstellung **Tracht tragen**. So wird beispielsweise anhand von Exponaten aus dem Lötschentaler Museum und dem Kantonalen Museum für Geschichte demonstriert, wie sich der weibliche Strohhut vom europäischen Modeartikel des 18. Jahrhunderts zum regionaltypischen Trachtenstück des 19. Jahrhunderts entwickelt; eine Einsicht, die erst möglich wird, wenn die Trachtenstücke aus dem Volkskundemuseum und die Modekleider aus dem historischen Museum via Forschung und Ausstellung zusammengeführt werden.

Erkenntnisgewinn durch Kooperation

Die wissenschaftliche Grundlage des Projekts bildeten zwei Arbeiten zum Thema Tracht, die unabhängig voneinander, jedoch gleichzeitig entstanden sind. Dabei waren die Forschungsperspektiven und Herangehensweisen der beiden Arbeiten von sehr unterschiedlichen Ansätzen geprägt. Der Austausch dieser Ansätze und ihre Anwendung auf die Sammlungsbestände stellte den Ausgangspunkt der Zusammenarbeit dar.

Wie werden nun die Ergebnisse dieser Forschungskooperation in der Doppelausstellung in Appenzell und in Kippel sichtbar? Dazu ein Beispiel zum Thema Tradition - Innovation: Mit Textilobjekten aus den drei beteiligten Museen wird illustriert, wie sehr das Traditionsgut Tracht ein Kind der Industrialisierung ist und wie gerade überregionale Entwicklungen das Regionaltypische erst möglich machten. So gehören zu den typischen Merkmalen der Frauentracht im Lötschental Kreshut, Schultertuch und Schürze, in Appenzell-Innerrhoden Trachtenteile wie Flügelhaube, Schlottenkragen oder Brüechli. All dieses Zubehör ist grossenteils aus edlen Stoffen gefertigt, die für eine breite Bevölkerung erst ab dem 19. Jahrhundert erschwinglich wurden - dank industrieller Fertigung in Textilfabriken.

Zur Darstellung bestimmter Themen war vereinzelt auch der Rückgriff auf weitere Sammlungsbestände notwendig. So spielt etwa das 1795 von Josef Reinhard gemalte Gemälde «Die Geschwister Baruchez aus Le Bouveret im Unterwallis», eine Leihgabe des Bernischen Historischen Museums in Bern, in der Ausstellung des Lötschentaler Museums eine zentrale Rolle. 1788–1797 malte der Luzerner Josef Reinhard einen Trachtenzyklus mit Paaren aus verschiedenen Landesgegenden der Schweiz, darunter auch das erwähnte Bild. Den Auftrag dazu erhielt er vom Aargauer Industriellen Johann Rudolf Meyer. Dieser wollte mit der Porträtserie eine Art Enzyklopädie der damaligen Gesellschaft schaffen und gleichzeitig seine Idee einer republikanischen Schweiz zur Darstellung bringen: die Vielfalt in der Einheit. Mit seinem Trachtenzyklus erarbeitete Reinhard ungewollt einen Kanon schweizerischer Landestrachten. Aufbauend auf seinem Werk entstehen im 19. Jahrhundert unzählige Trachtendarstellungen und schaffen die Grundlagen zur Herstellung einer regionalen Kleidertypik in der Schweiz. Josef Reinhard kann also als der eigentliche Begründer der schweizerischen Trachtenmalerei angesehen werden. Seine Darstellungen wurden unzählige Male kopiert.

Wir könnten demnach das erwähnte Gemälde als ein «Schwellenobjekt» bezeichnen, das heisst als ein Objekt, welches eine wichtige Neuerung anzeigt und am Beginn einer Entwicklung steht. Doch als ein solches Schwellenobjekt erkennbar wird das Bild erst, wenn wir es sichtbar in Beziehung setzen zu dem, was folgt. Die reichen Bestände der Museen Appenzell und Lötschental zeigen hier beispielhaft, wie Reinhards Kanon in bestimmten Regionen der Schweiz seine Ausdifferenzierung erfahren hat und wie die Tracht im 19. und 20. Jahrhundert zum regionaltypischen Zeichen modelliert und zum kantonalen Emblemen hochstilisiert wurde.

Ebenso bedeutsam für das Verständnis des Phänomens Tracht sind die Kleidungsstücke des 18. Jahrhunderts aus den Beständen des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich und des Museums der Kulturen in Basel, wie sie im Lötschentaler Museum gezeigt werden. Von den grossen städtischen Museen Ende des 19. Jahrhunderts in der alpinen Randregion gesammelt und seither fachgerecht konserviert, dokumentieren diese Kleider eine wichtige Phase der schweizerischen Trachtengeschichte. Ihren historischen Kontext kann ihnen das Museum ihrer Herkunftsregion unter Umständen besser geben als die grosse, überregionale Institution mit ihren Tausenden von Objekten. Angesprochen ist damit eine neue Form der Zusammenarbeit zwischen Gross- und Kleinmuseen: Regionalmuseen arbeiten forschend mit Kulturgut aus ihrem geografischen Umfeld, dessen konservatorisch-restauratorische Betreuung den überregionalen Museen obliegt.

Der Einbezug von Exponaten aus grossen Museen ausserhalb der beiden betroffenen Regionen verdeutlicht die Bedeutung überregionaler Entwicklungen zum Verständnis lokaler Trachtengeschichten. Anderseits lassen sich bestimmte Entwicklungen erst verstehen, wenn das lokale Umfeld berücksichtigt wird. Die reiche Sennenkultur des Appenzeller Hirtenlandes hat eine andere Tracht hervorgebracht als die agropastorale Wirtschaft des inneralpinen Lötschentals. Gleichzeitig hat die schweizerische Binnenexotik eine Regionalisierung des Trachtenwesens bewirkt, dessen formale Vielfalt identischen gesellschaftlichen Bedürfnissen entspricht. Nicht zufällig erscheint der Appenzeller Senn 1952 auf einem Plakat der Schweizerischen Verkehrszentrale unmittelbar neben der Lötschentaler Sennerin.

Musealisieren heisst Forschen

Forschen ist ein unverzichtbarer Bestandteil des musealen Aufgabenspektrums. Forschung ist mit der Geschichte des Museums aufs Engste verbunden und definiert dieses auch heute massgeblich mit; denn erst die Forschung macht aus einer Sammlung ein Museum. Die Erforschung von Sachkultur stellt dabei eine eigentliche Kernkompetenz des Museums dar. Wissenschaftliches Arbeiten, wie es im Projekt Appenzell–Lötschental betrieben wurde, findet in dieser Art in keiner anderen Institution statt. Als Hüter unterschiedlichster Sammlungsbestände ist das Museum zudem geradezu prädestiniert, interdisziplinär zu arbeiten. Interdisziplinarität im Museum heisst dabei nicht nur fachübergreifendes Arbeiten zwischen verschiedenen universitären Disziplinen, sondern insbesondere auch der Einbezug museumsspezifischer Kompetenzen aus dem Bereich der Konservierung/Restaurierung.

Das Museum will bekanntlich die Dinge nicht nur zeigen, sondern anhand dieser Dinge auch Botschaften vermitteln, Welterklärungen liefern, Entwicklungen hinterfragen, Lesehilfen anbieten. Das bedingt aber, dass im Museum anhand der Objekte Wissen produziert wird. Denn wenn das Museum kein Wissen mehr produziert, kann es auch kein Wissen weitergeben. Koordination, wie sie heute zu Recht für das Sammeln gefordert wird, muss deshalb auch beim Forschen ein Thema sein. Kooperation und Vernetzung, wie sie in

diesem Projekt stattfanden, führen bezüglich Zeit und Geld zu keinerlei Einsparungen - ganz im Gegenteil. Dennoch sind wir davon überzeugt, dass angesichts der jüngsten Entwicklung der Museumslandschaft Zusammenarbeit und Koordination eine absolute Notwendigkeit darstellen. Das starke quantitative Wachstum bedarf des Korrektivs und der entsprechenden Massnahmen auf der qualitativen Ebene. Mit unserem Projekt wollten wir nicht zuletzt auch diesbezüglich einen Akzent setzen.

Trachtenfotografie im Lötschental:
Feldaufnahme von Friedrich Gottlieb Stebler, um 1900.

Trachtenfotografie in Appenzell Innerrhoden:
Studiofotografie für eine Ansichtskarte, um 1900.

Der Ethnologe Thomas Antonietti ist Konservator am Kantonalen Museum für Geschichte in Sitten/Sion (Wallis) und Leiter des Lötschentaler Museums in Kippel (Wallis) sowie Präsident der Vereinigung der Walliser Museen.

Thomas Antonietti lic.phil.
Konservator, Walliser Kantonsmuseen
rue des Châteaux 14, CH-1950 Sion
thomas.antonietti@admin.vs.ch

Diskussion

Kooperation beginnt beim Forschen

Das Projekt Appenzell, Lötschental, überall.

Hadwig Kräutler

Im Titel der Ausstellungen gibt es drei Begriffe, zwei Ortsnamen und «überall». Gab es eine Kooperation mit einem Ethnologen/Ethnologin, die das «überall», den globalen Zusammenhang hergestellt hat? Andere Frage: Ich entwickle zwei Szenarien für die von Ihnen gemachten Ausstellungen. Es gibt zwei identische Ausstellungen an zwei unterschiedlichen Orten. Wo sind die Originale und wo die eins zu eins nicht unterscheidbaren Kopien?

Thomas Antonietti

Das «überall» ist nicht so zu verstehen, dass man sagt, wir nehmen die zwei Regionen Lötschental–Appenzell und als dritte Komponente machen wir uns noch einen weltweiten Überblick zu diesem Thema. Das «überall» meint eher, dass wir anhand dieser beiden Regionen und anhand bestimmter Themen Entwicklungen exemplarisch aufzeigen wollen, die in den Regionen verlaufen. Zum Beispiel, wie wirkt die (internationale) Mode in einem Bergtal der Schweiz im 19. Jahrhundert? Das «überall» soll zeigen, was Industrialisierung in der Schweiz in einem Bergtal heisst, diese übergeordneten Fragestellungen anhand der konkreten Region und anhand des konkreten Themas «Tracht und Kleidung». Was heisst das für zwei Regionen wie Appenzell-Lötschental? In der Schweiz haben Leute für diese Region sofort ein bestimmtes Bild vor Augen. Was heisst das, wenn Regionen auf diese Bilder reduziert werden und wie gehen sie damit um? Hat das zum Beispiel eine Auswirkung auf ihr Trachten-, Kleidungsverhalten? Das war für uns das «überall», Dinge und Fragen abzuhandeln, die letztlich universell sind, aber nicht die Exponate, nicht die beiden Regionen, die hier exemplarisch herausgeholt werden.

Hadwig Kräutler

Dieser Moment, diese Phänomene gibt es überall. Ist das für die AusstellungsbesucherInnen spürbar, transformiert?

Thomas Antonietti

Wir hoffen es natürlich! Mindestens die Texte haben wir so formuliert. Da steht nicht nur «Tracht, 19. Jahrhundert, Lötschental», sondern ein Text von allgemeiner Gültigkeit. Gleich welches Thema Sie einer Ausstellung geben, die Leute kommen und wollen Exponate sehen. Es ist natürlich eine Themenwahl, die auch aufs Publikum schaut, man fragt, warum nimmt man das Thema? Weil diese beiden Regionen diesbezüglich auch ästhetisch etwas zu bieten haben, und weil die beiden Museen über Bestände verfügen, die dazu etwas zu bieten haben. Der Ausgangspunkt war zwar diese beiden Forschungsarbeiten, aber natürlich war der Entscheid so etwas zu machen auch mit der Hoffnung verknüpft, damit ein Thema zu präsentieren, das auf eine breitere Resonanz fällt und nicht nur bei den sogenannten Trachtenfreunden, sondern auch bei Leuten, die mit der Tracht nichts am Hut haben. Die zwei Ausstellungen an zwei Orten: Der Vergleich war nicht so, dass wir sagten, wir machen eine Liste von Themen und das wird hier abgehandelt oder wir machen eine Ausstellung, die dann wandert. Es war von Anfang an so, dass jeder seine eigene Ausstellung gestaltet, jedoch in Absprache mit dem Anderen. Der Vergleich war auch insofern ein Vergleich, als dass

Appenzell nicht ganz die gleichen Themen gewählt hat wie wir, aber ihre Themen zum Teil mit unserem Material umsetzten und umgekehrt, wobei jeweils auch mit unterschiedlichen Präsentationstechniken. Der Schwerpunkt in Appenzell ist Appenzell, Lötschental der Vergleich und im Lötschental ist der Schwerpunkt Wallis Lötschental und Appenzell als Vergleich. Wir haben eine komplette Etage, wo die ganze Trachtengeschichte des Wallis und dann im nächsten Geschoss der Vergleich mit Appenzell präsentiert wird. Das ist die Idee, es ist für sich geschlossen, aber man müsste effektiv an beide Orte gehen, wenn man beides sehen will. In gewissen Dingen mussten wir uns einig werden, vor allem bei der Publikation, da es nur eine gibt.

The ICMS-Online-Vocabulary

Fachbegriffe zur Sicherheit von Museen in 13 Sprachen. Ein Beispiel?

Günter S. Hilbert; Hans-Jürgen Harras

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe ICOM-Kolleginnen und -Kollegen.

In dem folgenden Beitrag berichten Hans-Jürgen Harras und ich, wie im International Committee on Museum Security ein Online-Vokabularium geschaffen wird, das die Verständigung in Fachfragen erleichtern soll. Dies ist bisher in Museen weitgehend unbeachtet geblieben. Deshalb nehmen wir gern die Gelegenheit wahr, die Arbeiten auf dieser Konferenz vorzustellen.

Bitte verstehen Sie das nicht als Fall eitler Selbstbeweihräucherung, auch wenn das ein bisschen zutrifft, jedoch ist unser Hauptanliegen damit ein Beispiel zu geben. Als Zeitzeuge berichte ich zunächst über die Vorgeschichte, Herr Harras von den Staatlichen Museen zu Berlin – er ist auch Sekretär des ICMS – spricht dann zu Gegenwart und Zukunft dieser Unternehmung.

Auf der ICMS-Jahrestagung Warschau 1996 wurde diskutiert, ob und wie man die Arbeit der «Lexicon Working Group» weiterführen könne. Dieser Arbeitskreis war einige Jahre zuvor mit der Aufgabe gegründet worden, Fachbegriffe zum Komplex Security zu definieren und lexikalisch verständlich zu erläutern und zwar in Englisch und Französisch. Das war etwa so gedacht, wie hier am Beispiel des in Museen viel verwendeten «Passiv-Infrarot-Bewegungsmelders – PIR». Auf Deutsch formuliert: Der PIR ist ein optischer Melder, der mit fingerartig in den Raum hinein gerichteten Empfangszonen Infrarot-Strahlung aufnimmt und daraus die räumliche Temperaturverteilung ermittelt. Diejenige des leeren Raums wird gespeichert. Sobald ein Mensch den Raum betritt, verändert dieser das Strahlungsmuster durch seine körpereigene Wärmestrahlung. Das wird als Abweichung vom Ruhezustand erkannt und zur Auslösung eines Alarms verwendet. In der ersten, inzwischen veralteten Publikation des ICMS, sie erschien bei ICOM-Paris drei Jahre nach der Gründung des Komitees, war dieser Melder schon ganz ähnlich beschrieben worden. Für den sachkundigen, mit der Technik vertrauten Leser, sind derartige Beschreibungen leicht zu begreifen, Nichttechniker jedoch - diese sind auch im ICMS vertreten - haben damit ihre Schwierigkeiten. Mit dem Fachlexikon sollten diese ausgeräumt werden. Doch das lobenswerte Vorhaben ging nicht recht voran. Es war wohl doch eine verwegene Idee, so quasi nebenher durch Mitglieder eine Publikation schaffen zu wollen, die fach-wissenschaftliche Gründlichkeit verlangt. Also verschwand dieses Vorhaben in der Versenkung.

Aus heutiger Sicht war das die richtige Entscheidung, denn Definitionen, Beschreibungen und Erläuterungen kann man heute bequemerweise aus dem Internet gewinnen. So wird auch der PIR-Melder in der frei zugänglichen, mehrsprachigen Enzyklopädie WIKIPEDIA unter dem Begriff ‚Bewegungsmelder' ausführlich und verständlich beschrieben. Die Diskussion über das ICMS-Lexicon hatte aber ein positives Ergebnis: es wurde beschlossen, gewissermassen als Vorstufe, ein mehrsprachiges Vokabularium mit Fachausdrücken der Sicherungstechnik und des Brandschutzes zum Nutzen der Museen zu schaffen. Das erschien – erstens – notwendig, um in der jeweiligen Muttersprache ausgewählte Begriffe mit den englischsprachigen abzustimmen, semantisch gesehen, «Bezeichnetes» und «Bedeutung» so weit zu klären, dass ICOM-weit

verstanden wird, was gemeint ist. Damit soll – zweitens – den Museen ein Fachwörterbuch in die Hand gegeben werden, das im gegenseitigen Besuchs- und Leihverkehr weiterhilft, so beispielsweise, wenn der Kurator einer geplanten Ausstellung dem Leihgeber einen Sicherheits-Facility-Report abzuliefern hat. Falls er mit den Fachtermini nicht klar kommt, kann er seinen Sicherheitsexperten hinzuziehen. Dieser wird dann helfen können, auch wenn er nicht oder kaum Englisch spricht. Schliesslich – drittens – soll die fachorientierte Kommunikation auf internationaler Ebene, auch innerhalb des ICMS, erleichtert werden. Denn wenn der Mitarbeiter, der für die Sicherheit in einem Museum verantwortlich ist, kein Englisch spricht, kann er sein fundiertes Fachwissen nicht oder nur mühevoll vermitteln beziehungsweise erweitern. Wir wollen, dass er am Erfahrungsaustausch, an Lehr- und Lernprozessen teilnehmen kann. Zur konkreten Umsetzung drängte 1996 der damalige ICMS-Chair Günther Dembsky - am Bodensee kein Unbekannter. Sie kennen ihn alle spätestens seit heute früh. So gründete das Komitee noch in Warschau die Arbeitsgruppe «Vocabulary». Diese wurde in der Folgezeit organisatorisch und redaktionell vom Berliner Institut für Museumskunde betreut. Bei der Suche nach vorhandenen, einschlägigen Übersetzungen wurden wir hier in der Schweiz sehr schnell fündig. Ein Sicherheitsunternehmen, das sich nach dem Höllenhund der griechischen Mythologie benennt, lieferte eine fünfsprachige Tabelle von Fachausdrücken. Weitere ergiebige Quellen wurden vor allem in den Normschriften erschlossen.

Nachdem sich die Arbeitsgruppe mit fachkundigen Muttersprachlern aus England, den USA, aus Frankreich, Italien, Spanien und Deutschland formiert hatte, wurden in regem E-Mail-Verkehr die gefundenen Übersetzungen geprüft, gefiltert und erweitert. Doch zeigte sich sehr bald, dass Unklarheiten und Missverständnisse per E-Mail nicht auszuräumen waren und dass man ins Gespräch kommen musste. Das geschah dank der finanziellen Zuwendungen von ICOM Deutschland und der materiellen Unterstützung durch das Institut für Museumskunde im Januar 2000. Dort kam es schliesslich an vier Tagen in Berlin zu einer Konferenz der Co-Autoren. Dabei wurde jeder Begriff einzeln unter die Lupe genommen. Das Ergebnis konnte im November 2000 unter dem Titel «Vocabulary of Museum Security Terms» als Buchausgabe vorgelegt werden. Soweit die Vorgeschichte. Hören und sehen Sie nun mit Herrn Harras, wie es weiterging. Ich bedanke mich für Ihr aufmerksames Zuhören.

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe ICOM-Kolleginnen und -Kollegen!

Was nun verbirgt sich unter dem Deckel dieses Buches? Fünf Abschnitte, entsprechend der fünf Sprachen, enthält das Vokabularium. Jeder Abschnitt enthält die Gesamtheit der Begriffe, die hier immer alphabetisch in der jeweiligen Muttersprache sortiert sind: Darunter finden sich dann mit vorangestellter Sprachbezeichnung die Übersetzungen in die anderen Sprachen. So sind dann auf jeder Doppelseite 32 Begriffe mit ihren Übersetzungen zu finden. Die Nachfrage nach diesem Vokabularium war sofort unerwartet hoch. Die gedruckten 800 Exemplare waren schon nach kurzer Zeit vergriffen. Trotzdem gingen immer wieder Nachfragen im Institut für Museumskunde in Berlin ein. Auf der Jahrestagung des ICMS 2002 in Basel entstand deshalb die Idee, die Übersetzungen der Wortlisten als Datenbank auf der ICMS-Website online verfügbar zu machen. Gleichzeitig wurde aber auch der Bedarf weiterer Sprachübersetzungen deutlich. Im Ergebnis der Diskussion um diesen Punkt wurde eine neue Arbeitsgruppe ins Leben gerufen, die sich mit diesen Fragen befassen sollte.

Die Vorteile einer solchen online verfügbaren Ausgabe des Vokabulariums liegen klar auf der Hand:

- sie kann laufend aktualisiert, an die Entwicklungen der Technik angepasst und um neue Begriffe erweitert werden
- weitere Sprachen lassen sich leicht hinzufügen
- Suchfunktionen können effektiver und einfacher gestaltet werden als in einer Printausgabe
- Druckfehler können rasch - auch nachträglich - ausgemerzt werden.

Eine erste Version dieses Online-Vokabulariums mit den bereits vorhandenen Sprachen wurde mit Hilfe des Instituts für Museumskunde und des Zuse-Instituts Berlin entworfen und bereits 2004 in das Internet gestellt. Gestaltung und Funktionalität wurden daran geprüft und dann mehrfach überarbeitet, um das bestmögliche Ergebnis zu erzielen. Unter der Adresse http://elib.zib.de/museum/voc ist dieses Online-Vocabularium im Internet zu finden.

Auf der Startseite finden Sie jetzt fünfzehn Sprachen angegeben, von denen dreizehn Übersetzungen bereits realisiert wurden. Japanisch und Finnisch sind noch in Arbeit – auf der Website als «under construction» angezeigt. Ich möchte Ihnen hier kurz die Arbeitsweise des Online-Vokabulariums zeigen. Dabei funktioniert die Präsentation sehr ähnlich wie der Internet-Auftritt.

Die Symbole der beteiligten Institutionen sind hier jeweils als Link angelegt. Durch das Anklicken der Symbole gelangt man also unmittelbar auf die Websites des Instituts für Museumskunde, ICOM, ICMS und des Zuse-Instituts.

Die Auswahl der Sprache, zu der Übersetzungen gesucht werden, erfolgt über die Flaggen-Symbole – hier als Beispiel Deutsch. Damit öffnet sich dann die nächste Seite; diese, wie auch die dann Folgenden, natürlich in der gewählten Sprache. Auf dieser Seite wird – erstens – über die Vorgeschichte des Vocabulariums informiert und – zweitens – erklärt, wie man es im Folgenden benutzt.

Im Kopf jeder Seite finden sich drei Symbole. Das Briefsymbol öffnet ein Kontaktformular und das Symbol der Titelseite führt zur Startseite zurück. Das Lupensymbol führt den Benutzer unmittelbar zur Suchfunktion.

Hier präsentiert sich zunächst die Eingabezeile, in die der gesuchte Terminus oder auch nur eine kürzere Zeichenkette eingegeben wird, hier z.B. «Melder». Mit dem Klick auf den Button «Auswahlliste» ist die Präzisierung dieses Oberbegriffs möglich. Die genaueren Bezeichnungen von diversen Meldern werden hier aufgelistet. Der auszuwählende Terminus wird wiederum durch Anklicken ausgewählt. Der gesuchte Begriff, z.B. «kapazitiver Melder», wird hier gefunden und dann übersetzt:

- Entweder durch Doppelklick auf den Eintrag oder
- indem man ihn markiert und dann auf den Button «Übersetzen» klickt

Damit erscheinen in allen Sprachen des Vocabulariums die Übersetzungen dieses Terminus. Von hier ist wieder ein Wechsel zu einer der anderen Sprachen problemlos durch einfaches Anklicken des entsprechenden Flaggensymbols – hier einmal der Wechsel ins Russische – möglich. Es ist dem Benutzer die Möglichkeit gegeben, sich zu äussern: Ein Klick auf das Briefsymbol in der Kopfzeile führt zu einem Kontaktformular.

Dieses sollte genutzt werden

- falls man Fehler oder Lücken entdeckt
- wenn ein Begriff nicht gefunden wurde, den man im Vocabularium gern gesehen hätte
- falls man uns Verbesserungsvorschläge, Kommentare oder sonstige Mitteilungen zukommen lassen möchte.

Die Nachrichten landen auf meinem Schreibtisch und werden im Team der muttersprachlichen Übersetzer weiter bearbeitet. Die Basis der Übersetzungen ist eine Excel-Tabelle, die alle Begriffe enthält. Dabei war es wichtig, dass alle Übersetzer in Uni-Code arbeiten, um die einheitliche Anzeige aller Schriftzeichen auf allen Computern in allen Regionen der Welt zu gewährleisten. Zum Beispiel die skandinavischen, kyrillischen oder hebräischen Schriftzeichen machen sonst manchem Schriftsatz enorme Schwierigkeiten bei der Darstellung. Für die einheitliche Bearbeitung der Datenbank wurden vor Beginn der weiterführenden Übersetzungen einige Regeln – in der Referenzsprache Englisch – aufgestellt, die unbedingt einzuhalten waren. So wurde eine durchgehende Nummerierung – bezogen auf die alphabetische Reihenfolge der englischen Sprachversion – eingeführt. Hierdurch konnte immer ein exakter Bezug für alle Übersetzungen hergestellt werden. Für neu vorgeschlagene Worte wurde ein separates Tabellenblatt eingeführt, in das die Vorschläge einzutragen sind. Geregelt wurde ebenso die Vergabe von Versionsnummern für alle Veränderungen bei den verschiedenen Ausführungen der Wort-Datenbank. Für die Beschreibung der jeweiligen Veränderungen wurde ein History-Tabellenblatt beigefügt, das alle Veränderungen beim Übergang zu einer neuen Version beschreibt. Damit ist gewährleistet, dass alle Änderungen später nachvollziehbar bleiben. Auch für die Beschreibung des Projektes, der Bedienungsanleitung und der Button zur Bedienung der Website mussten von allen beteiligten Muttersprachlern Übersetzungen angefertigt werden. So konnte eine einheitliche Bedienoberfläche in allen Sprachen realisiert werden. Eine etwas unrühmliche Ausnahme bildet hier nur die spanische Version. Da sich nach dem Ausscheiden des spanischen Co-Autors aus dem aktiven Dienst kein Spanier fand, der diese Arbeit fortführen wollte, mussten wir diese Übersetzungen bei einem kommerziellen Übersetzungsbüro vornehmen lassen. Dies finde ich schon etwas erstaunlich, insbesondere weil Spanisch vom spanischen ICOM-Nationalkomitee mit Nachdruck als zusätzlich offizielle Sprache bei ICOM durchgesetzt wurde. Im Mai 2006, also erst vor wenigen Tagen, fand nun in Berlin wieder eine Zusammenkunft der muttersprachlichen Übersetzer der seit der gedruckten Ausgabe neu hinzugekommenen Sprachen statt. Die Kosten dieses Meetings konnten durch eingeworbene Spenden gedeckt werden. Auch hier war das Ziel, die gesamte Wortliste noch einmal durchzugehen und zu gewährleisten, dass die Bedeutung der Terme in jeder Sprache exakt gleich ist. Es zeigte sich auch hier wieder, dass dies unbedingt notwendig ist, denn unterschiedliche Vorschriften, Gesetze und auch Techniken bedingen, dass für den gleichen Begriff unterschiedliche Übersetzungen erforderlich sind. Man denke nur beispielhaft an die englische Übersetzung des deutschen Wortes ‚Sicherheit': security oder safety? Aber nun sind alle diese Probleme geklärt. Im Ergebnis präsentiert sich ein gut benutzbares Online-Vokabularium, auf das nach den Messungen des Zuse-Instituts täglich etwa 40–50 Zugriffe von Nutzern erfolgen.

Auf weitere Einzelheiten zum Vocabularium, also auf das Wie, Was und Wo der Übersetzung und Weiterverarbeitung der gesammelten fachspezifischen Begriffe, will ich hier nicht eingehen, das würde zu weit führen. Aber falls Sie noch Fragen haben, stehen Herr Hilbert und ich Ihnen jetzt gern zur Verfügung.

Vielen Dank für die Aufmerksamkeit.

Günter S. Hilbert, Jahrgang 1923, 1948–1953 Technische Universität Berlin, Fakultät Maschinenwesen; 1953 Dipl.-Ing, 1953–1971 in der Industrie (Anlagenbau, Konstruktion, Projektierung, Verkauf), 1971–1988 bei den Staatlichen Museen - Stiftung Preußischer Kulturbesitz - Berlin (Technischer Dienst); parallel dazu: Lehrbeauftragter (Techn. Fachhochschule und Hochschule der Künste, Berlin)

Hans-Jürgen Harras, Jahrgang 1957, 1977–1981 FHTW Berlin Geräte und Anlagen der Nachrichtentechnik, 1981 Dipl.-Ing. (FH), 1981–1990 in der Industrie Geräteentwicklung, 1990–1994 Projektierung und Vertrieb von Gefahrenmeldetechnik, seit 1995 Leiter des Referates Sicherheit der Staatlichen Museen Berlin, parallel dazu: Lehrbeauftragter (Fachhochschule für Technik und Wirtschaft, Berlin)

h.j.harras@smb.spk-berlin.de

Diskussion

The ICMS-Online-Vocabulary.

Fachbegriffe zur Sicherheit von Museen in 13 Sprachen. Ein Beispiel?

Axel Ermert

Ich finde das Projekt ein ganz fantastisches Unterfangen und würde mir wünschen, dass wir das in anderen Bereichen der Museumsarbeit international auch hätten. Da ist es allerdings noch schwieriger, was die Erfassung der Begriffe anbelangt. Haben Sie in dem Kontaktformular Feedbacks, Fragen, Anregungen, was Leser online vermisst oder kritisiert haben, vorgefunden oder ist diese Möglichkeit dann doch nicht genutzt worden? Das andere wäre eine sehr viel weitergehende Frage. Sie haben bereits darauf hingewiesen, dass Sie sich sehr intensiv darum bemüht haben, immer wieder die Übersetzer zusammen zu bringen, damit auch wirklich die Fachausdrücke genau äquivalent übersetzt werden. Das ist nicht so einfach, sondern sehr viel Arbeit und manchmal muss man vielleicht doch Scope Notes - Definitionen will ich gar nicht sagen, das ist ja noch schwieriger - oder Hinweise mit dazu fügen, weil das tückische Sachen sind, die man nicht immer präzise übersetzen kann.

Günter Hilbert

Wir haben über das Kontaktformular bisher zwei Kommentare bekommen. Es handelte sich beide Male um Begriffe, die zusätzlich gewünscht wurden. Wir sammeln auch aus den einzelnen IMCS Vorschläge, die wir dann alle in dreizehn verfügbare Sprachen übertragen werden. Aber wir sehen zu, dass wir erstmals mit dem vorhandenen Wortstamm – das sind ungefähr sechshundert fachspezifische Begriffe – zu Rande kommen. Wir haben uns bemüht, in dem ganzen Vokabularium nicht Begriffe unterzubringen, die sie in jedem Lexikon oder Wörterbuch finden, sondern auf spezifische Begriffe einzugehen, die diese ganz spezifische Welt der Museumssicherheit betreffen. Deswegen kann man diesen Wortstamm relativ klein halten. Das dürfte auch in anderen Fachgebieten, zum Beispiel in der Restaurierung, möglich sein, dass man einen begrenzten Begriffsschatz auch dort verfügbar macht und in mehrere Sprachen übersetzt. Mitgewirkt hat bei dem Ganzen das Zuse-Institut in Berlin, das für uns die Bearbeitung dieser Website übernommen hat. Noch zu dem Vorgang selbst: wir hatten teils spezielle Begriffe wie Blockschloss. Bereits bei der ersten Konferenz im Jahre 2000 hatte dieser Verwunderung hervorgerufen, da er im englischsprachigen Raum gänzlich unbekannt war, wohingegen bei der Schweizer Firma Cerberus oder auch Siemens oder Bosch wohlbekannt. Es war sehr schwer, die Funktionsweise dieses Teils zu erklären, was jedoch dazu führte, dass dabei ein starkes Interesse an dem Gerät selbst stattgefunden hat, dieses einzusetzen, um die Sicherheit im Museum zu erhöhen.

NN

Kommt man über die ICOM-Homepage, über das ICMS-Komitee zu Ihnen, oder gibt es einen direkten Weg von der ICOM-Homepage?

Hans-Jürgen Harras

Es gibt den Link momentan auf der ICMS-Homepage, auf der von ICOM habe ich ihn noch vermisst.

Roger Fayet

All die, die mit Leihverkehr zu tun haben, werden froh sein, dass ihnen dieses Instrument zur Verfügung steht, um quasi in der Abgleichung von internationalen Leihverträgen eine grosse Erleichterung zu haben. Im Hinblick auf unser Tagungsthema, wissenschaftliche Arbeit, sehe ich den Verdienst in erster Linie darin, eine Begriffserklärungspräzisierung in den verschiedenen Sprachen vorzunehmen, das würde im weitesten Sinne und wiederum in erster Linie museologischen Darstellungen sowie Forschungen helfen. Wissen Sie, ob Ähnliches in anderen Bereichen des Museumsvokabulars geplant ist?

Hadwig Kräutler

Es gibt vom ICOFOM ein Vokabular über die gesamten museologischen Wissenschaften, das 1983 erschienen ist, jedoch nicht deckungsgleich mit den hier genannten und nicht online verfügbar ist.

Forschung der Museen

Grundlagen und Perspektiven

Bernhard Graf

Ich möchte Ihnen heute die Anfänge der Forschung an Museen vorstellen, Ihnen dann einige Forschungsbeispiele der Staatlichen Museen zu Berlin und von Forschungsmuseen vorstellen. Ferner möchte ich die Kriterien der Beurteilung von Forschung an Museen am Beispiel der sog. Forschungsmuseen in Deutschland erläutern. Hier ist die Evaluierung von Forschungsleistungen an Museen ein aktuelles Thema. Am Beispiel eines Antragsverfahrens aus Deutschland, der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) als Grundlage für alle Museen, werde ich mit Ihnen einige Beispiele erörtern, einmal von Forschungsvorhaben, die nicht originär museumseigen sind und zum anderen aber auch an Beispielen im Bereich der Technikgeschichte und der Kulturwissenschaften zeigen, wie Forschung ausserhalb der Museen für die Museen nutzbar gemacht wird.

Der Anfang der Museumslehre geht zurück ins 16. Jahrhundert zu Samuel Quiccheberg. Hariet Roth hat in ihrer Habilitation die Schrift von Samuel Quiccheberg übersetzt, die sich mit einer Ordnungstheorie der Münchner Kunstkammer beschäftigt und die allgemein als der Anfang der Museumslehre gilt. Zwar gab es im 16. Jahrhundert noch keine Museen in unserem heutigen Sinn, aber viele Museen gründen ihre Existenz auf Sammlungen von Kunstkammern. Die Forschung an Kunstkammern bildet sozusagen der Nukleus an Forschung an Sammlungen und über Sammlungen der Museen. Die Arbeit von Hariet Roth ist deswegen so bedeutend, weil sie als erste diese Art von Forschung in den musealen Kontext stellt. Ihr ist es gelungen, das damalige Weltbild darzustellen und daraufhin bezogen die Forschung, die ordnungstheoretische Forschung war, darzustellen. Man kann nun die Frage stellen, ob das eigentlich schon Forschung im heutigen Sinne ist. Natürlich bezieht sich jede Forschung auf die jeweilige Zeit und alle Erkenntnisse sind damit zeitbasiert.
Mein Kollege Dietrich Wildung, der Direktor des Ägyptischen Museums Berlin, hat mit seinem Haus, das jetzt zur Zeit im Alten Museum zwischengeparkt ist, mit einem Lichtspruch von Mauicio Nanuccii eröffnet: «all art has been contemporary» und er macht damit klar, dass die Zeitbasiertheit von Forschung genau so selbstverständlich ist, wie die Zeitbasiertheit von Kunst. Wenn wir uns die Zeit von Quiccheberg einmal vergegenwärtigen, dann wissen wir auch, weshalb die Ordnung der Sammlungen nach den «septem artes liberales» erfolgt ist.

Ich stelle Ihnen als Nächstes einen Beitrag von Horst Bredekamp vor, einen Kunsthistoriker von der Humboldt-Universität aus Berlin: «Kein Museum ohne Forschung, keine Forschung ohne Sammlung». Er bezieht sich dabei auf eine Ausstellung, die in Berlin im Martin Gropius Bau vor drei Jahren stattfand und «Theatrum Naturae et artis» hiess. Sie bezog sich auf Kunst- und Wunderkammern und hat ganz klar die Ideen von Leibnitz zum Ausgangspunkt genommen. Diese Ausstellung zeigte die Bedeutung von Wissenschaftsgeschichte und Forschung als Grundlage für moderne Ausstellungen. Der Forschungsbegriff von Museen heute wird in besonderer Weise durch deren Sammlungen als so genannte Forschungssammlungen definiert. Forschungsmuseen, die heute in der sogenannten Wissenschaftsgemeinschaft Gottfried Wilhelm Leibniz (WGL) zusammengefasst sind, spielen dabei eine besondere Rolle. Grundlage dieser Forschungsmuseen war, dass die Bundesrepublik Deutschland anwendungsbezogene

Grundlagenforschung mit gesamtstaatlicher Bedeutung besonders fördern wollte. Es geht dabei selbstverständlich auch darum, den Forschungsgedanken im musealen Kontext neu zu diskutieren. Dabei kommt man sehr schnell auf die Idee zu fragen, für wen eigentlich Museen forschen? Man forscht zunächst mal nicht für die Sammlungen, sondern forscht für die Fragestellungen der Menschen, die sich mit Sammlungen beschäftigen. Bedenkt man die Wurzeln der Museen im Sinne von Bildungsinstitutionen, wird deutlich: man forscht auch, um bilden zu können, keine Bildung an Museen ohne Forschung. Die Geschichte wissenschaftlicher Sammlungen wird an der Humboldt-Universität im Kontext des sogenannten Helmholtz Zentrums für Kulturtechnik erforscht. Da sind alle Forschungssammlungen der Humboldt-Universität zusammengefasst, ausgenommen die des Naturkundemuseums, das als eigenständige Forschungseinrichtung gefördert wird.

Ein weiterer wichtiger Bestandteil von Forschung sind Forschungssammlungen als Serviceleistung für Forschung. Ich stelle Ihnen ein Datenbankprojekt vor, das auf Initiative des Kollegen Jochen Brüning in Berlin ausgeht. Dieser hat zusammen mit Cornelia Weber eine vernetzte Datenbank aufgebaut, in der Forschungssammlungen der Universitäten registriert werden. An diesem Punkt kann man die Bedeutung von Dokumentation als weitere, ganz wichtige Wurzel für Forschung an Museen beschreiben. Ich hätte auch andere Beispiele aus dem Bereich der Naturwissenschaften, Zetaf oder Biodat nennen können, aber ich weiss, dass heute Herr Generaldirektor Lötsch und gestern Herr Kollege Xylander zu Ihnen gesprochen hat oder sprechen wird, und ich bin sicher, dass naturwissenschaftliche Beispiele an Sie herangetragen werden. Aus diesem Grunde werde ich mich mehr auf die kulturwissenschaftliche Seite schlagen und am Beispiel der Staatlichen Museen zu Berlin zeigen, wie wir uns als Forschungseinrichtungen sehen, welche Bereiche dabei sind.

Unsere Sammlungsbereiche haben die Schwerpunkte Archäologie, Kunst- und Kulturgeschichte sowie Ethnologie und Sie sehen an Hand der Forschungstraditionen, wie wir das definieren. Bei den archäologischen Museen sind Beispiele für Forschungen zunächst mal die antiken Sammlungen. Die Bedeutung der Vernetzung von Universitäten und Museen ist in dem Fall zwingend. Weitere Beispiele sind das Sudanprojekt von Herrn Kollegen Wildung oder das Assurprojekt von Beate Salje, der Direktorin des Vorderasiatischen Museums Berlin. Hier existiert eine klare Forschungskooperation zwischen universitärer und museumsbezogener Forschung, insbesondere bei Grabungen. Wir leiten sodann zu den Ethnologen über, die sich der Feldforschung verschrieben hatten und stellen fest, dass allen gemeinsam das Bekenntnis der Museen als eigenständige Forschungsinstitute ist.

Wie erfüllen Museen ihren Bildungsauftrag? Ein Publikationsorgan der Museen sind einerseits Ausstellungen, andererseits die Museumspädagogik. In unseren so genannten Inselperspektiven stellen wir die Forschungsleistungen der Staatlichen Museen zu Berlin vor. Die Besucher erhalten einen Blick hinter die Kulissen, sie bekommen Informationen nicht nur zu den Museumsobjekten, sondern auch über die Forschung. Der Wert von Sammlungen von Museen bemisst sich durch die wissenschaftlichen Kontexte und nicht durch den Wert der Objekte an sich. Die Bewertung von Sammlungen ist eine Diskussion, die uns von der politischen Seite aufgedrückt wird und wir tun gut daran, immer wieder daran zu erinnern, dass ohne eine entsprechende Dokumentation oder Kontext eine Sammlung ohne Wert ist. Nur ein kleiner Teil der Objekte, nämlich die der Kunst, hat überhaupt einen Handelswert, der Rest wird nur durch Forschung ein wertvolles Museumsobjekt. Ich darf sagen, wenn wir von Besucherbindung und wenn wir von

Stammpublikum reden, so ist das genau das Mittel, wie wir diese Zielgruppe an uns binden. Dazu gehört aber auch eine permanente Aktualisierung unserer Dauerausstellungen. Es kann nicht angehen, dass in Dauerausstellungen 30 Jahre dieselben Schilder hängen und nichts Neues passiert. Es ist wichtig, dass Forschungsleistungen regelmässig in der Dauerausstellung zur Sicht kommen.

Was heisst also sammlungsbezogene Forschung im Museum konkret? Es heisst auch, dass man Sammlungen erforscht und publiziert und dass man Bestandskataloge anfertigt. Ich habe Ihnen hier ein Beispiel aus der Alten Nationalgalerie aus dem Bereich der Skulpturen mitgebracht. Das ist ein wunderbares Beispiel für die Publikation sammlungsbezogener Forschung, aber viele Museen ist diese Art von Forschung und Publikation oftmals ein etwas ungeliebtes Kind. Wir kommen zu einem Forschungsprojekt von Stefan Weppelmann, einem jungen Wissenschafter, Antie W. Köllemann und Ute Steer, zwei Volontärinnen der Gemäldegalerie der Staatlichen Museen zu Berlin. Die «Geschichten auf Gold, Bilderzählungen in der frühen italienischen Malerei», war ein Forschungsprojekt und auch ein Ausstellungsprojekt der Gemäldegalerie, das zeigt, wie Forschung eigentlich im Museum lebendig und sichtbar werden kann. Wer forscht also an Museen? Die leitenden Mitarbeiter in der Regel eher weniger – oft genug und oft ausschliesslich die Volontäre, die im Wesentlichen Teile die Forschungsleistungen erbringen. In Deutschland wird Forschung der Museen oft genug an die Universitäten verwiesen. Diejenigen von Ihnen, die auch an der Universität Standbeine haben, wissen, wie düster es dort im Bereich der museumsspezifischen Forschung aussieht, wie anders universitäre Forschung in der Regel läuft. Sie ist sehr viel spezialisierter, punktueller und Forschungskarrieren an der Universität werden eigentlich in den Bereichen gemacht, die nicht mehr museumsbezogen sind, nicht mehr im Bereich der sammlungsbezogenen Forschung liegen. Gerade die Naturwissenschaftler haben im Bereich der Taxonomie grosse Nachwuchsschwierigkeiten.

Es ist ebenso wichtig, dass man sich in den klassischen Disziplinen, in einer klassischen Gemäldegalerie, daran erinnert, dass es Forschungsprojekte innerhalb des Hauses gibt, die auch im Haus vernetzt werden. Im konkreten Fall, den ich Ihnen jetzt vorstelle, verhält es sich so, dass die Restaurierungsforschung ganz stark mit der kunsthistorischen Forschung vernetzt worden ist. Innerhalb der staatlichen Museen gibt es eine Umorganisation unseres Rathgen-Forschungslabors, das sich ganz stark der Restaurierungsforschung verschreibt und dort sehr stark ist.

«Grundlagen zur Lage der Museen» DFG-Denkschrift 1971: Im Autorenverzeichnis steht als Erster Prof. Dr. Herrmann Auer, Deutsches Museum München, seinerzeit der Gründungsvater der Idee, der sogenannten Bodenseekonferenzen in Lindau. Oder auch andere Namen, es liest sich ein bisschen wie das Who is Who der 70er, 80er Jahre. Willhelm Schäfer, naturwissenschaftlicher Forschungsdirektor des Forschungsinstituts Senckenberg in Frankfurt am Main hat die Position der Museen insgesamt beschrieben. So zum Beispiel: «So verschieden aber Museen sich im einzelnen nach Inhalt und Absicht auch darstellen, allen gemeinsam ist doch seit je der eine Gedanke, forschend und vorzeigend Spiegel und zugleich Antrieb geistigen Lebens in einer Zeit und einer Kultur zu sein.» Da sind Museen wirklich der Schnittpunkt der Fragestellungen über Vergangenheit und Zukunft der Kulturgeschichte. Innerhalb dieser DFG-Denkschrift aus dem Jahr 1971 gab es viele Forderungen, die heute zum Teil erfüllt sind, die man aber auch noch für aktuell hält. Neu- und Erweiterungsbauten werden gefordert, und - der Zweite Weltkrieg war damals noch nicht so lange her - Modernisierung vorhandener Bauten war damals von besonderer Bedeutung, aber auch die Bildungsarbeit von Museen wurde wieder sehr stark aufgegriffen. Es wurde die Erforschung von Besucherstrukturen und

die Entwicklung von Methoden der Bildungsarbeit gefordert. Das ist etwas, was Sie morgen zum Teil auch in einem Vortrag von Hanna Bröckers hören werden.

Zu den Forschungsmuseen zählen in Deutschland sieben Häuser: Deutsches Bergbaumuseum Bochum, Deutsches Museum München, Deutsches Schifffahrtsmuseum Bremerhaven, Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, Forschungsinstitut und Naturmuseum Senckenberg FSI, Museum Alexander Koenig, Bonn, sowie das Römisch-Germanische Zentralmuseum Mainz. Doch ein Museum erweitert sich um weitere Zweigmuseen, und ich denke, dass Herr Xylander auf seine neuen zukünftigen Arbeitgeber schon angesprochen worden ist, weil die Ausweitung des Senckenbergverbundes um die naturwissenschaftlichen Landesmuseen bzw. Sammlungen in Dresden und Görlitz in diesem Jahr noch ansteht. Hier wird eine gewisse Kuriosität in Deutschland deutlich. Dietrich Wegener ist Vorsitzender des Evaluierungsausschusses in der Leibnitzgemeinschaft und hat sich zunächst mit den Spezifika der Forschung an Museen beschäftigt. Er hebt ganz klar hervor, dass es die sammlungsbezogene Forschung ist und es sich dabei um ein gewisses Alleinstellungsmerkmal für Museen handelt, das Universitäten in dieser Form nicht vorweisen können. Wenn Universitäten Forschungssammlungen haben, wird da in Deutschland kaum noch sammlungsbezogen geforscht, sondern es ist viel mehr so, dass diese Sammlungen von den Museen erhalten werden müssen, dort aber oft «Spielball» bzw. Verhandlungsmasse für Ausstellungsprojekte werden. Die Forschungsarbeit und die Ausstellungen der Museen sind eng verkoppelt, und die Ausstellungen der Museen gelten als ein ganz wichtiger Teil der Publikation von Forschungsergebnissen.

Was sind nun die Kriterien für Forschung an diesen Museen? Bei den Forschungsmuseen haben wir im Wesentlichen drei Arten von Kriterien. Einmal die Exzellenzkriterien, die es überall bei der Forschung gibt, also die wissenschaftliche Qualität. Es werden die Arbeitsergebnisse gezählt, und Forschung wird nur dann als positiv akzeptiert, wenn sie zählbar und messbar ist. Dies ist für Museen oft ein grosses Problem, da ein Teil der geistesgeschichtlichen Forschung hinter den Kulissen stattfindet, in der Bewertung häufig heraus fällt und dafür dann im Umkehrschluss auch kein Geld mehr dafür bewilligt wird. Zumindest in Deutschland wird insbesondere Drittmitteleinwerbung als Erfolgskriterium für Forschung gewertet. Das Kriterium nationale und internationale Bedeutung ist ein spezielles Thema für die Leibniz-Institute, denn in Deutschland ist die Forschung so organisiert, dass es neben den Universitäten drei weitere grosse Forschungsorganisationen gibt. Als zentrale staatliche Forschungsförderungseinrichtung gibt es die Deutsche Forschungsgemeinschaft. Als Bewertungskriterien für Forschungsmuseen sind viele Formalkriterien definiert, wie Fragen der Organisation der Museen, Personalentwicklung, Qualitätsförderung, Aufsichtsgremien. Hinterfragt wird auch die überregionale wissenschaftspolitische Bedeutung, das so genannte Alleinstellungsmerkmal: Was kann ein Museum besser oder überhaupt, was eine Universität nicht kann? Da tun sich Museen eigentlich leicht, weil grade im Bereich der Naturwissenschaften die Taxonomie nirgendwo an Universitäten alleine betrieben wird oder werden kann. Da auch Restaurierungsforschung ohne Sammlungen nicht möglich ist, haben hierin die klassischen, kulturwissenschaftlichen Museen, Kunstmuseen, auch ihr Alleinstellungsmerkmal. Die Leibniz-Institute mit 84 Einzelinstituten und Museen im Bereich der Grundlagenforschung, die Fraunhofer-Gesellschaft im Bereich der anwendungsorientierten Grundlagenforschung und die Helmholtz-Institute als Grossforschungseinrichtungen (als in der Regel industrieorientierte Forschungseinrichtungen).

Wie fördert man nun Forschung? Klassischerweise kann man Einzelforschungsvorhaben über die deutsche Forschungsgemeinschaft fördern lassen, sofern man nicht als Museum alleiniger Antragsteller ist.

Ausser den staatlichen Museen zu Berlin sind in der DFG keine Museen Mitglied und damit auch keine Museumsmitarbeiter per se antragsberechtigt, es sei denn, sie sind vernetzt mit Universitäten und haben die Möglichkeit ihre Fragestellungen mit Kollegen an Universitäten zusammen einzureichen. Es gibt bei der DFG eine ganze Reihe von Fördermöglichkeiten, wobei ich die Einfachste und Gängigste genommen habe, die Einzelförderung, die Sachbeihilfe. Man bekommt in der Regel für zwei Jahre eine Stelle plus Sachmittel für eine ganz konkrete, wissenschaftlich fundierte Fragestellung. Die Begutachtung erfolgt dann nach den Gutachterkriterien, die von den entsprechenden gewählten Fachgutachtern des jeweiligen Faches angewendet werden. Man kann also davon ausgehen, wenn man Projekte beantragen möchte, die sich im Bereich der Grundlagenforschung bewegen - durchaus im Bereich der Disziplinen der klassischen Museen -, dass man gut daran tut, sich universitär zu vernetzen, sonst hat man in der Forschungsförderung bei der DFG wenig Chancen.

Welche anderen Fragestellungen gibt es, mit denen sich Museen beschäftigen? Hier sei zunächst einmal ein bisschen Eigenwerbung gestattet. Wir haben hier vor zwei Jahren ein Kolloquium zur veränderten Wahrnehmung bei Museumsbesuchern veranstaltet. Es ist dabei auch bemerkenswert, dass Dinge, die Künstler bereits vor knapp 100 Jahren vorgedacht haben, jetzt auch die Neurobiologen erforschen. Ich greife eine Position heraus, die Wolf Singer, ein Neurophysiologe vertritt und die mit Wahrnehmung im Museum besonders zu tun hat. Er hat die Position vertreten, dass Sehen gelernt werden muss, dass Wirklichkeit, die bei uns entsteht, die Wirklichkeit ist, die wir uns selbst konstruieren. Man muss das Sehen im Museum ermöglichen, in dem man eine Schule des Sehens im Museum ermöglicht. Man muss den Museumsbesuch von Kindern und Jugendlichen besonders fördern, um dies zu erreichen. Bei den Museen der Stiftung Preußischer Kulturbesitz haben daher Kinder und Jugendliche bis 16 Jahre generell freien Eintritt. Ich stelle Ihnen ein Lernmodell von zwei amerikanischen Kollegen vor, Falk und Dierking. Die meisten Lernmodelle, und das will die Kognitionspsychologie so, versuchen möglichst viele Faktoren zu isolieren, damit sie überhaupt etwas erforschen können. Das ist aber eine Realität, die im Museum so nicht stattfindet. Die Realität im Museum ist die, dass sie im Kontext des Museumsbesuchs ganz viele Faktoren haben, die das Lernen beeinflussen. Das Lernmodell von Falk und Dierking ist deswegen so interessant für Museen, weil es genau diese Kontextfaktoren zum Thema macht, weil genau die Kontextualisierung des Lernens als zentrales Forschungsobjekt ausserschulischen Lernens angesehen wird. Am Deutschen Museum in München gibt es einen Forschungsverbund mit dem Institut für Pädagogik der Naturwissenschaften in Kiel (mit Manfred Prenzel) und mit dem Leibniz-Institut für Wissensmedien in Tübingen (mit dem Kognitionspsychologen Stephan Schwan). Dort wird beobachtet und erforscht, wie bestimmte Vorgaben einer Ausstellungssituation das Lernen im Museum in naturwissenschaftlichen Kontexten im Museum beeinflussen. Lernen findet im Museumskontext ganz anders als in einer schulischen Lernsituation statt.

Strategien zur Forschung ausserhalb der Forschungsmuseen sind also: Entwicklung der Forschungsfragen in kollegialen Kontexten. Hier beginnt eigentlich meistens schon, dass man sich bei der Fragestellung stark vernetzen muss: Bündelung der Einzelfragen zu Themen, Klärung der Ressourcen, Vorprojekte zur Klärung des Forschungsstandes. Entwicklung der Forschungsplanung in Museen ist meistens ein schwieriges Thema, denn die meisten Forschungen der Museen werden am Beispiel von konkreten Ausstellungsvorhaben durchgeführt oder von ganz praktischen Dingen beeinflusst. Kooperation mit der Universität zu Antragsstellung und Projektbearbeitung ist zwingend bei Forschungsanträgen, auch bei anderen grossen Stiftungen. Das gilt übrigens insbesondere für die kleinen Museen, die nicht über eigene und grosse Wissenschaftlerstäbe

verfügen. Selbst ein Ein-Mann- oder Ein-Frau-Unternehmen kann sich da entsprechend vernetzen und auch noch tätig werden, wenn es entsprechend aufgestellt ist.

Beispiele aus der Praxis, ausserhalb der grossen Welt der Forschung, der Grundlagenforschung: Wir kommen zum Deutschen Technikmuseum in Berlin und wir kommen zum Freundeskreis des Technikmuseums in Berlin, das aus sehr stark emotional gebundenen Menschen besteht. Einerseits natürlich die Eisenbahnfreunde und andererseits die Freunde der öffentlichen Verkehrsmittel der Berliner Verkehrsgesellschaft. Auch diese Personenkreise können gelegentlich im Bereich Forschung tätig werden, auch wenn die Forschung eher eine Art Dokumentation darstellt, wie z.B. eine Übersicht der nachweisbaren Fahrzeuge im Kaiserbahnhof Potsdam, Wagennummer, Baujahr, Bezeichnung, Standort. Auch wenn die Kuratoren dabei selbst eine Menge Arbeit und Zeit investieren müssen, kann derartige dokumentarische Forschung für das Museum gelegentlich nützlich sein.

Bernhard Graf, Jahrgang 1953, Promotion (Dr. phil.) an der Universität Heidelberg 1978 über den Einsatz von Medien. Nach der Promotion 1979 bis 1980 wissenschaftlicher Mitarbeiter eines Projektes der Stiftung Volkswagenwerk, 1980 Wissenschaftlicher Mitarbeiter des Instituts für Museumskunde der Staatlichen Museen zu Berlin - Preußischer Kulturbesitz: Aufbau und Leitung der Referate Medien und Museumsdidaktik, sowie Besucherbezogene Museumsforschung / Kulturstatistik, Evaluation. 1994 Berufung zum Leiter des Instituts für Museumskunde der Staatlichen Museen zu Berlin - Preußischer Kulturbesitz. Seit 1986 regelmässige Lehrtätigkeit an der Freien Universität Berlin, seit 2000 Honorarprofessur für Kulturkommunikation mit voller Prüfungsverpflichtung am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft.

Prof. Dr. Bernhard Graf
Institut für Museumskunde
In der Halde 1, D 14195 Berlin
b.graf@smb.spk-berlin.de

Diskussion

Forschung der Museen

Grundlagen und Perspektiven

Bernd Lötsch

Es war wohl eine Reihe von Befriedigungen für viele der hier anwesenden Kollegen, allerdings würde ich davor warnen, die wissenschaftliche Arbeit an Museen generell mit dem Wort Forschung zu belegen. Wenn man bei Politikern argumentiert, dass der wissenschaftliche Apparat erhalten werden muss, da er nützlich ist und ihn ausschliesslich als Forschung bezeichnet, dann sagt der Politiker: «Na ja, mein Gott, wenn das Geld nicht mitspielt, dann müssen sie halt weniger forschen». Das heisst, Forschung wird nicht als die notwendige Systemerhaltung des Wissenschaftlers Tag für Tag betrachtet, sondern sozusagen bei interessanten Fragestellungen kann Forschung entstehen. Wenn ich mir z. B. die Kustoden anschaue, so handelt es sich dabei um eine hochqualifizierte, wissenschaftliche Tätigkeit, die aber von der Digitalisierung, von der Dateneingabe, von den konservatorischen Problemen, vom internationalen Leihverkehr etc., alles andere als Forschung ist. Ihr Plädoyer ist natürlich immens wichtig, weil es Mut macht, Forschung als eine entscheidende Säule der Museumsarbeit weiterhin zu verteidigen. Aber es kann nach hinten losgehen, wenn wir einfach alles als Forschung bezeichnen. Auf der anderen Seite steht ein Statement von Konrad Lorenz, der mal gesagt hat: «Man muss mit den Tieren leben, um überhaupt die Fragestellungen zu bekommen, ihr Verhalten zu studieren. Ein Tier im Käfig zu halten und zu glauben, man könne sein Verhalten studieren, ist so ähnlich, als wenn man die Psychologie des Menschen an einem Häftling in Einzelhaft aufrollen wollte». So muss man auch mit den (Sammlungs-)Objekten leben, um überhaupt die Fragestellungen zu entwickeln. Das sind dann sozusagen die Spitzen der Kurve, die wir mit Freude registrieren, wenn sie die Kollegen erleben, aufgreifen und produzieren. Aber denken wir daran, dass 90% der kustodialen Aufgaben und Arbeiten hoch qualifiziert, aber nicht Forschung sind.

Bernhard Graf

So ist es. Ich kann aber nur den Trick verraten, dass es bei uns immer ganz wichtig ist, diese Fragen zu bündeln. Wir haben zum Beispiel in der Leibniz-Gemeinschaft die Unterscheidung zwischen Forschungsinstituten und Serviceinstituten. Serviceinstitute sind selbstverständlich auch Forschungsinstitute, die aber andere Aufgabenstellungen haben. Zum Beispiel im Bereich der Wirtschaftsforschung, das IV-Institut für Wirtschaftsforschung, wurde als Serviceinstitut klassifiziert, weil es die Grundlagen für die Grundlagenforschung der anderen ermittelt. Die Förderung in Deutschland ist da sehr viel geringer und ich fordere deshalb die Kollegen immer wieder auf, dass das, was sie wissenschaftlich tun, entsprechend gebündelt werden muss, sie dem Ganzen Etiketten geben müssen. Man kann es Etikettenschwindel nennen, aber das ist natürlich auch manchmal ganz nützlich. Es gibt in Deutschland ein starkes Verdikt, die Forschung aus Museen ganz raus zu lassen. Wenn man das tut, läuft man Gefahr, die Wissenschaftler nicht mehr zu kriegen, die dann die wissenschaftliche Arbeit machen. Das ist sozusagen mein Ansatzpunkt gewesen, dass die Wissenschaftler sich darauf beziehen sollen, dass sie auch Forscher sind oder mal Forscher waren und das ernst nehmen. Wenn es darum geht, dass man immer von Fragen ausgehen muss, dass die Fragestellungen das sind, was eigentlich alles bewirkt und was das wesentlichste ist, da bin ich völlig bei Ihnen.

York Langenstein

Du hast gesagt, dass ICOM Deutschland, der Präsident von ICOM Deutschland, das Thema Forschung ernst nehmen soll. Wir sind unter dem Dach eines sehr ehrwürdigen Instituts untergebracht, dem Institut für Museumskunde. Dadurch ist der Kontakt zwischen Institut und ICOM immer gewährleistet, weshalb das Thema Forschung bei uns eine grosse Rolle spielt. Darüber hinaus ist zu sagen, dass ICOM sehr stark, nicht nur national sondern auch international, vertritt, dass die Sammlung als wesentliches Kriterium musealer Arbeit weiterhin in den Vordergrund gestellt bleibt. Trotz aller anderen Tendenzen, die es auch im Weltbereich von ICOM gibt, wenn man sich an diesen klassischen Kammern der Museumsarbeit hält, ist natürlich Forschung eine der ganz entscheidenden Säulen. Ein Punkt, der vielleicht in der Vorbereitung unserer Tagung den Eindruck erweckt haben mag, dass uns die harte Forschung bzw. der Kern der Forschung nicht ganz so am Herzen liegt, war, dass wir selber sehr stark den Aspekt der Bildung in die Tagung mit einzubringen versuchten. Zu Fragen, wozu forschen wir: Erschliessung und Vermittlung der Sammlung. Wir müssen mit den Dingen, die wir im Museum haben, nach aussen treten, müssen sie in einer nachvollziehbaren Weise zum Gegenstand der Reflektion machen, müssen einen Dialog aufnehmen. Ein Punkt, der uns vielleicht auch in den Verdacht bringt, dass wir die harte Forschung nicht sehr ernst nehmen, ist der, dass ich die Gemeinschaft der Museen als eine Forschungsgemeinschaft betrachte. Von den grossen Häusern der blauen Liste in Deutschland bis hinunter zu den Heimatmuseen, wo Heimatforscher, Heimatkundler, Lehrer und Pfarrer sich bemühen, Bestände zu erschliessen, oft mit Methoden, die vielleicht ausserhalb der klassischen Wissenschaften liegen, jedoch einen Teil der Forschung darstellen. Diesen breiten Forschungsansatz müssen wir vertreten und verteidigen und nicht unterscheiden zwischen einer universitären Hochforschung und dem genus humile der sachbezogenen Forschung in den kleinen Häusern.

Hans-Martin Treff

In meinen langjährigen Beobachtungen ist eigentlich der Fall der, dass diejenigen, die jetzt in Museumsverbänden sitzen oder in Sammlungen wirklich forschen, weit davon entfernt sind, zu ICOM zu gehen. Die haben ihren ganz anderen Background und sitzen in ihren Fachgremien, da müsste also von dort aus ein Zugehen auf ICOM stattfinden. ICOM hat Forschung nie ausgeschlossen, sondern es ist immer schon im Programm. Ich stelle fest, dass die ICOM-Gemeinde die Museen wirklich als Orte für das Publikum betrachtet. Die Sammlungsforscher, das sind für mich die, die in ihren Sammlungen sitzen und sich eigentlich ums Publikum ganz wenig kümmern. In einem Museum, wo die Möglichkeiten des Forschens bestehen, ist das sinnvoll und es passiert viel Vernünftiges. Ich wehre mich jedoch gegen diesen Trend, dass quasi ein Museum nur ist, wenn wirklich Forschung betrieben wird. Ich warne davor, im Museum mit Akkreditierung usw. einen Kurs einzuschlagen, wo Institutionen nicht mehr als Museen bezeichnet werden, oder diese sich nicht mehr als solches bezeichnen dürfen, weil sie nicht forschen oder weil sie Dinge haben, die nicht bekannt sind. Dort findet trotzdem eine vernünftige Bildungsarbeit statt und ich sehe im Moment immer mehr die Gefahr, dass man dort durch Begriffseinschränkungen in eine Richtung gelangt, wo man zu einem Elitemuseum kommt. Für mich ist auch ein Museum ein gutes Museum, in dem nicht geforscht wird, wo die Menschen jedoch reingehen, erleben und sich dadurch bilden.

Bernhard Graf

Das war nicht mein Plädoyer. Selbst bei denen, die Akkreditierungen diskutieren, gilt im Prinzip auch die ICOM-Definition und der Code of Ethics, wo bereits die Säule Forschung mit aufgeführt ist. Das gehört zu den Grundfesten der ICOM-Definition weltweit, auch wenn es unterschiedlich wahrgenommen wird.

Sylvia Mader

Ich würde vorschlagen, das Thema Forschung in die Richtung auszuweiten, in dem man auch eine Sachinformation, die mündlich weitergegeben wurde – wie das oft bei den regionalen Museen der Fall ist – mit einbezieht. Man hat z.B. Objekte, bei denen der Leihgeber, der Betreiber des Museums oder der betreffende Kustos aus der Geschichte oder dem Zusammenhang (weil er in der Gegend wohnt) die Vergangenheit dieses Objekts und die Zweckbestimmung kennt. Es muss deshalb nicht immer Riesen-Forschung dahinter stehen.

Bernhard Graf

Die Bilder im Museum sind nicht von Kunsthistorikern gemalt. Es ist schon so, dass Museen mit dem Sammeln von darstellender Kunst ihre Schwierigkeiten haben. Deswegen fallen bei Museen ganze Werkgruppen, wie zum Beispiel Konzeptkunst oder andere Arten der darstellenden Kunst, raus. Natürlich haben Museen eine ganz elementare Basis in der Kunst und selbst in der Nationalgalerie in Berlin gab es mal eine Zeit, wo Künstler als Kuratoren eingestellt wurden, was jedoch schief ging.

Kerstin Ritschel

Es wurde hervorgehoben, dass Sammlungsforschung nicht das einzige ist, was die Museen machen, sondern auch die übergreifenden Forschungsaspekte. Das ist genau das, was in den Fokus rücken sollte und muss, zumal wir immer unter dem Vorwurf oder dem Zwang stehen, dass Forschungsarbeit an die Universitäten ausgelagert werden soll. In welche Richtung ermitteln Sie Forschungsleistungen an den verschiedenen Museen mit den Statistiken, die jährlich vom Institut für Museumskunde herausgegebenen werden?

Bernhard Graf

Ich fühle mich durchschaut. Wir versuchen Forschungsleistung möglichst nicht statistisch zu ermitteln, sondern versuchen einzelne Aspekte der Museumsarbeit, die man in der Allgemeinheit gut darstellen kann, wie zum Beispiel die Bildungsarbeit, Dokumentation, die Benutzung von neuen Medien etc. darzustellen. Die Beurteilung von Forschungsleistungen bzw. sie statistisch (z.B. durch einen Fragebogen) zu messen, ist sehr schwierig. Es wäre eher kontraproduktiv, das in eine Gesamtstatistik zu bringen, in der ein Drittel der Museen ehrenamtlich geleitet wird. Eine bundesumfassende Darstellung, wie viel Forschung wo am Museum stattfindet, scheitert schon daran, dass man sich über den Forschungsbegriff gar nicht einig werden kann.

Werner Hilgers

Laut dem Institut für Museumskunde haben wir in Deutschland etwa über 6000 Museen. Wie viele davon forschen, wenn wir nicht jeden noch so kleinen Katalogbeitrag oder das Ausmessen irgendwelcher Gefässe als Forschung bezeichnen wollen? Wirklich weiterführende Forschung geschieht doch relativ selten. Wir kennen genug Museumsdirektoren, die wunderschöne Coffee-Table-Books schreiben, aber im Shop finden sie nichts über das eigene Museum, geschweige denn weiterführende Publikationen mit wirklich wissenschaftlicher Forschung. Ich befürchte, wenn wir den Begriff ganz seriös anwenden, dass drei Viertel der Museen nicht registriert werden könnten. Ein Grund, warum ich für die Registrierung bin. Wir müssen den Begriff Forschung etwas weiter fassen, eventuell mit einem Doppelbegriff, wissenschaftliche Grundlage der Museumsarbeit. Das ist das, was ich unter Research verstehe, auch wenn es nicht richtig übersetzt ist. Das können und müssen wir von jedem Museum erwarten, dass es auf wissenschaftlicher Grundlage

arbeitet und seine Bestände wissenschaftlich erschliesst (wobei jedoch nicht jede Erschliessungsarbeit gleich Forschungsarbeit ist). Dazu gehört, sofern möglich, die eigene weiterführende Forschung und was dann wieder direkte Forschung ist, dieses Material für die Forschung (z.B. für Doktoranden) bereitzuhalten. Wenn wir Forschung wirklich ernst nehmen, haben wir relativ wenige Museen, die tatsächlich forschen, deshalb fassen wir es in Klammern ruhig ein bisschen weiter.

Kirstin Fast, Vorsitzende vom Museumsverband Baden-Württemberg

Wir haben im Moment in vielen unserer Häuser Unternehmensberatungen. Wenn wir in unsere Stellenbeschreibungen hineinschrieben, dass ein gewisser Prozentsatz an Forschung in unseren Museen gemacht werden muss, kann man ganz sicher sein, dass die Unternehmensberatungen und dann die Politiker als erstes versuchen, uns diese Stellen bzw. diesen Teil zu streichen. Das haben wir in Baden-Württemberg gerade erlebt und wir haben es in vier Fällen immerhin erreicht, dass es von den Politikern anerkannt wurde, mit dem Argument, dass wir nicht nur Häuser sind, in denen es um Besucherzahlen geht oder nur um Ausstellungen, sondern dass wir auch die Grundlagen bei unseren Objekten herstellen müssen.

Wissenschaftliche Forschung

im Museum und die Verbindung zur Universität

Gilbert Kaenel

Das Ziel meines Beitrags ist es, die Wichtigkeit der wissenschaftlichen Forschung innerhalb der Museumsinstitutionen zu betonen. Ich spreche von der Konstruktion dieses Dreiecks: **Museum, wissenschaftliche Forschung** (in diesem Sinn und nicht nur wissenschaftliche Arbeit), **Universität**. Das führt uns in ein breites vielfältiges Thema. Ich werde versuchen, einige Gedanken zur Diskussion zu stellen.[36] Das Thema «Universität und Museum» betrifft mich sehr persönlich, weil ich diese zwei Hüte habe. Ich bin seit zwanzig Jahren Direktor des Museums archéologie et histoire, ein kantonales Museum für Archäologie und Geschichte in Lausanne im Kanton Waadt und auch professeur associé honoraire (auf Deutsch: Honorar-Professor) an der Universität Genf. Ich bin Archäologe und Urgeschichtler, ich bin in der Eisenzeit, in der Keltenforschung spezialisiert. Ich war schon an der Universität, bevor ich 1985 die Direktion des Museums angenommen habe, unter der Bedingung, dass ich weiter lehren konnte.[37] Die Fragen lauten: Sind diese zwei Aktivitäten kompatibel oder eher komplementär? Ist diese Verbindung wünschenswert? Gibt es eine gewisse Bereicherung der beiden Aktivitäten miteinander?

Also, Museumsleiter und Dozent, aber Dozent in einem Fach und nicht in Museologie. Das ist ein Unterschied, das ist ziemlich wichtig. Das ist ein anderes Thema, Museologie an der Universität. Meine Antwort zu den oben erwähnten Fragen lautet: ja. Die Geschichte der letzten 150 Jahre zeigt, dass die Institutionen Universität und Museum sich langsam auseinander bewegen, um nicht zu sagen, sich getrennt haben, besonders im französischen Gebiet. Nach einer charakteristischen Symbiose mit einer positivistischen, evolutionären Sicht der werdenden Archäologie in der Wissenschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts, hat sich die wissenschaftliche Forschung an der Universität kristallisiert, während die Erfindung der «modernen» Museen diesen Ausstellung und Vermittlung als Schwerpunkte zuwies. Ist das vernünftig? Das glaube ich nicht. Ein erstes Beispiel: Man liest im L'Hebdo – das ist eine wöchentliche Zeitung in der Westschweiz - vom 30. März 2006 folgendes: Ich weiss nicht, wie ich «ludique révolution» übersetzen soll, vielleicht «Die belustigende Revolution», Untertitel: Um ein neues Publikum zu gewinnen oder einfach zu überleben, vermehren die Museen Animationen, Führungen und Workshops. Verlieren sie ihre Seele? In Wirklichkeit handelt es sich nur um einen Aspekt der Aktivitäten des Museums, die Spitze des Eisbergs, aber gewöhnlich die einzig sichtbare, mit dem sich die Öffentlichkeit beschäftigt.

Ein zweites Beispiel in der Zeitung der Universität Genf «Campus», ein Interview mit einem Ethnologen, dem Direktor des ethnografischen Museums in Genf: Titel: «Die Universität und das Museum müssen wieder Kontakt aufnehmen». Das heisst, es gab einen Bruch, aber nicht für oder nicht nur für Museologie.

Vor kurzem konnte man sich in Neuchâtel für eine kombinierte Stelle bewerben, 50% Direktor des Latèniums, des Kantonalen Museums für Archäologie in Neuchâtel und 50% Professor an der Universität. Die verlangten Kriterien waren natürlich die akademischen Titel, Dissertation, Habilitation, plus Erfahrung in Museumsarbeit und Administration, plus Erfahrung in Forschung und Lehre. Existiert überhaupt dieses Profil? Von dieser Doppelbegabung haben wir gestern schon gesprochen. Natürlich gibt es Kandidaten für diese Stelle und ich bin gespannt, ob man jemanden findet, der diese zwei Hüte hat.

Im selben Ideengebiet: An der Universität Genf gibt es eine Vereinbarung – eine «convention» – zwischen dem Naturhistorischen Museum der Stadt Genf, der das Museum gehört und der Universität, die an den Kanton Genf gebunden ist. Der Direktor des Museums ist im Prinzip Professor. Professor associé honoraire, Professor in der Abteilung Soziologie/Biologie.

Die Vorteile werden erwähnt, ich übersetze:

- Aufrechterhaltung eines aktiven Kontakts zwischen den Partnern
- Erleichterung der Beweglichkeit für die Studierenden die eine Arbeit/Dissertation im Museum schreiben
- Sicherung der Lehre durch gewisse Grundkurse

Das bietet Vorteile für beide Institutionen. Es funktioniert ganz normal, ganz selbstverständlich. Forschung, Lehre und kulturelle Aktivitäten des Museums.

Partnerschaft und Ergänzung

Dieses Zusammenspiel zwischen Forschung/Lehre an der Universität und den Aktivitäten des Museums hat sich - glaube ich - verloren, glücklicherweise nicht überall. Die Tendenzen sind ganz generell verschieden. Es hängt mit den verschiedenen Traditionen in den einzelnen Ländern zusammen, in den Kantonen der Schweiz, in den verschiedenen Institutionen, auch mit der Natur der Beziehungen zwischen den Politikern und den Institutionen und auch mit den Traditionen in den Institutionen selbst. Dazu hat auch die Entwicklung der Fächer in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einer Entfernung zwischen den Naturwissenschaften und den Geisteswissenschaften beigetragen.[38]

Von der Mitte des 19. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts war das Museum dank seiner Sammlungen im Zentrum des Forschungsprozesses. Sie waren ein wesentliches konstitutives Element der wissenschaftlichen Disziplinen. Heute, seit einigen Dekaden, besonders im französischen Raum, erlebt man einen epistemologischen Niedergang des «Wertes» der Sammlungen. Ich weiss, dass das ist eine provokative These ist, aber die Forschung glaubt, ohne Objekte, ohne Bezug zum realen Material, Fortschritte machen zu können. Das glaube ich nicht. An der Universität arbeitet man normalerweise ohne Sammlungen. Man hat keine oder nur kurzfristige Sammlungen im Rahmen einer Spezialforschung. Man arbeitet mit Datenbanken, manchmal mit internationalen Datenbanken. Aber es ist nicht mehr Mode, nicht mehr Tendenz, sich mit der materiellen Kultur als Archäologe zu beschäftigen.

Mit der Entwicklung der Disziplinen seit dem 19. Jahrhundert haben sich Universitäten und Museen voneinander distanziert, manchmal ignorieren sie sich, zumindest in der Westschweiz. Der Professor denkt, dass sich die wissenschaftliche Forschung nur im Rahmen der Alma Mater in seinem Institut entwickeln kann. Der Konservator, Direktor eines Museums, hat manchmal einen Minderwertigkeitskomplex, besonders im Bereich der Kulturwissenschaften.[39] Die Trennung finde ich schade und auch fast wie einen Selbstmord für die Forschung zwischen Museum und Universitäten. Wie schon am Anfang erwähnt, scheint die Verbindung zur Universität bei den Naturwissenschaften besser zu sein. Manchmal ist sie institutionalisiert, das ist die beste Situation bzw. Lösung. In Genf gibt es diese lange Tradition, die ich erwähnt habe. In Lausanne ist mein Kollege – Konservator am Zoologischen Museum – auch professeur associé am Institut. Es gibt andere Beispiele in Basel und Zürich.

Lehren aus den erwähnten Beispielen

Immer mehr Papers betonen den Wert der Sammlung, zum Beispiel in der Revue «archive de la nature» liest man im April 2006 (ich bringe nur einige Themen dieser Revue): Eine Forschung ist abhängig von den Sammlungen; ohne Sammlungen keine Kenntnisse, kein Wissen. Ich würde sogar sagen: ohne Wissenschaft keine Ausstellung und keine kulturelle Aktion.[40]

Zurück zur Archäologie

Die archäologischen Ausgrabungen produzieren Objekte und Verbindungen zu einem bestimmten Kontext ihrer Entdeckung.[41] Und es ist per Definition ein kulturelles Erbe, das dem Kanton gehört. Das Museum – normalerweise das Kantonale Museum[42] – ist die Institution, die verantwortlich ist für die Erhaltung dieses Patrimoniums: Tausende von Scherben, von Silex-Absplitterungen, von Knochen, von Sedimentproben, die jedes Jahr ins Depot kommen. Und die Grabungen haben zum ersten Mal seit 150 Jahren in unglaublichem Masse in den letzten 20 bis 30 Jahren zugenommen. In diesen letzten 20 Jahren hat man auch die so genannte präventive Archäologie entwickelt. In verschiedenen Staaten, welche die Convention von Malta[43] unterzeichnet haben, werden die Sondierungen, die Ausgrabungen, nach dem Verursacherprinzip bezahlt – polluter pay, wie unsere englischen Kollegen sagen. Ein Beispiel: Die Zunahme dieser Mittel lässt sich sehr schön zeigen an der Kurve der Beiträge der Eidgenossenschaft an die verschiedenen Kantonsarchäologien, welche präventive Ausgrabungen durchführen. Dieses Schema berücksichtigt natürlich die Schwankungen im Geldwert des Frankens nicht. Sie zeigt aber auch die kantonalen Beiträge nicht, die an verschiedenen Orten den Anteil des Bundes bei weitem übertreffen. Zur Anmerkung: Diese Gelder wurden subsidiär im Zuge der grossen Bauarbeiten zugesprochen (Autobahnen, Bahn 2000).

Die Folge: Es gibt in den Museen eine Menge neues Material zur Verfügung, aber die Museen haben nicht genug Wissenschaftler dafür. Eine nicht publizierte Ausgrabung ist aber eine verlorene Ausgrabung. Was wir gestern von Görlitz gesehen haben, das hat mich beeindruckt, dass so viele Wissenschaftler im Museum arbeiten können.

Öffnen wir eine Klammer, die mir trotzdem wichtig erscheint. Man kann eine Parallele zwischen den Naturwissenschaften und den Archäologien ziehen. Es gibt Tausende von neuen Spezies, Arten, die jedes Jahr gefunden werden, besonders bei den wirbellosen Tieren. Und es gibt unzählige Kisten von archäologischem Material mit Beobachtungen, die den wissenschaftlichen Wert dieser Sammlung ergeben, welche die Depots der Museen füllen. Klammer in der Klammer: Ein Objekt zu verlieren ist natürlich ein Drama. Aber wenn man die Dokumentation dazu verliert, die dieses Objekt in einen Kontext situiert, ist das noch schlimmer, denn damit geht der wissenschaftliche Zusammenhang verloren. Immer noch in diesem etwas zufälligen Vergleich: Der Zoologe in unserem Beispiel kann sein wissenschaftliches Feld aussuchen, zum Beispiel Ameisen oder Elefanten, der Archäologe nicht. Höchstens, wenn er Geld findet, um programmierte Grabungen zu machen, aber das ist in unserer Zeit immer weniger der Fall. Und drittens: In der Kunstgeschichte ist es ganz anders, ausser auf dem Gebiet der modernen und zeitgenössischen Kunst. Die Werkverzeichnisse sind meistens abgeschlossen, das finde ich einen wichtigen Unterschied. In der Kunstgeschichte gibt es eine andere Einstellung zum Objekt als in den Naturwissenschaften oder in der Archäologie. Diese Voraussetzung erscheint mir sehr wichtig.

Zurück zum Archäologischen Museum

An der Universität gibt es viele Studierende, die Masterarbeiten oder Dissertationen schreiben. Das Museum mit seinen Sammlungen ist der natürliche Ort für solche wissenschaftlichen Arbeiten und für die nächsten Jahrzehnte. Was mir aber wichtig erscheint: Der Konservator sollte nicht einfach einen Professor oder die Universität heranziehen und ihm die Erforschung «seiner» Sammlungen anvertrauen. Er muss selber an der Universität tätig sein und zwar als Fachmann und nicht als Museumsmann und die Master- und Dissertations-Projekte selber leiten. So kommt die Forschung ins Museum. Er muss habilitiert sein, das ist die Tendenz, die man im Rahmen der Universitätsreform (im sog. Bologna-Prozess) sieht. Das ist der Weg, um den Zustand zu überwinden, den wir als Minderwertigkeitskomplex bezeichnet haben. In diesem Fall (selbstverständlich unter vernünftigen Personen) kann sich die Zusammenarbeit zwischen Institutionen mit verschiedenen Aufträgen, aber dem gleichen Erkenntnisziel, optimal für die wissenschaftliche Forschung und für die Aufwertung der kulturgeschichtlichen Sammlungen entwickeln.

Um nochmals auf die Rolle des Museums zurückzukommen: Es gibt nicht nur die Materialien aus den jüngsten archäologischen Grabungen, welche unsere Aufmerksamkeit verdienen. Die periodische Neuerforschung mehr als 100 oder 150 Jahre alter Sammlungen bringt oft reiche und manchmal unerwartete Entdeckungen.[44]

Schlussbemerkungen

Dieses am Anfang erwähnte Dreieck **Museum, wissenschaftliche Forschung, Universität** muss man verstärken, das ist meine These. Banal, vielleicht trivial, aber das ist manchmal nicht so einfach. Diese drei Facetten sind die Facetten, die zum selben Ziel führen, dem Wissenszuwachs. Dabei agieren Universität und Museum auf der gleichen Ebene, ohne Hierarchie. Es gibt im Gegenteil eine Zusammenarbeit, eine Ergänzung, die es zu entwickeln und zu unterhalten gilt.

Ich habe in diesem Paper die Ausstellung oder die Vermittlung des Museums nicht erwähnt, das war nicht mein Thema. Das Leben der Menschen von einst zu rekonstruieren und versuchen, diese Erkenntnisse möglichst vielen weiterzugeben, braucht nicht nur Dokumentationen und wissenschaftliche Forschung, man braucht auch (und das ist vielleicht paradox) Ideen, Fantasie. Aber man muss auch gut trennen können zwischen wissenschaftlichen Beobachtungen und Publikationen und den Interpretationen, den Rekonstruktionen, welche für das breitere Publikum bestimmt sind. Und diese Trennung zwischen wissenschaftlichen Forschungen und Ausstellungen ist nicht immer der Fall. Wir haben in Ausstellungskatalogen gestern beim ersten Vortrag gesehen, wie es manchmal schwierig ist, wissenschaftliche Forschung und kulturelle Arbeit zu trennen.

Ich danke für die Aufmerksamkeit und bitte um Entschuldigung für meine deutsche Sprache.

Anmerkungen

[36] Wie sie schon gemerkt haben, bin ich ein Französisch sprechender Schweizer. Es gibt auch ICOM Mitglieder aus der Westschweiz. Fast ein Viertel der Schweiz spricht Französisch. Aber wir sind nur zu zweit hier, unsere Präsidentin und ich. Und unsere Präsidentin, Marie-Claude Morand, hat mich angefragt, ob ich kommen würde. Das war im Zug zwischen Paris und Lausanne an der Bar, und ich konnte nicht nein sagen. Ich werde daher natürlich Beispiele nehmen von der Westschweiz, aus der Region zwischen Genfersee, Neuenburgersee und Bern.

[37] Zwei Stunden Vorlesungen und ein Seminar in der Woche seit mehr als zwanzig Jahren.

[38] Was die urgeschichtliche Archäologie betrifft, ist sie in Genf weiterhin gut in der Wissenschaft verankert. Das Département «anthropologie et écologie» ist eine Sektion der Biologie an der Fakultät der Naturwissenschaften oder auch in Basel mit dem Studium der Prähistorischen und Naturwissenschaftlichen Archäologie.

[39] Dies gilt besonders für Frankreich, wo es zwei Ausbildungen, zwei Laufbahnen gibt, eine für die Akademie und eine Schule für das Patrimoine, um Konservator zur werden.

[40] Ich nehme das Beispiel des Mystery Park. Vielleicht hat jemand davon gehört, er ist nicht weit von Bern in Interlaken. Ich selber habe diesen Attraktionspark nicht gesehen und werde es auch nicht tun. Aber man liest in der Presse - im März 2006 – dass dieser Park daran ist, bankrott zu machen, trotz vielen Millionen an Investitionen. (Nachtrag: Er musste seine Tore am 19. November 2006 nach 42 Monaten schliessen). Ohne ein eintiges Gramm Wissenschaft ist ein solches Unternehmen verloren, man kann das Publikum nicht betrügen.

[41] Es geht hier nicht um die klassische Archäologie, sondern um jene, welche in der Schweiz praktiziert wird. Sie ist seit der Inkraftsetzung des Zivilgesetzbuches 1912 Aufgabe der Kantone.

[42] Selbst wenn gewisse Kantone keines haben, wie Genf, wo das Musée d'art et d'histoire der Stadt gehört oder Zürich mit seinem Landesmuseum, das dem Bund gehört.

[43] Europäisches Übereinkommen zum Schutz des archäologischen Erbes vom 16. Januar 1992. Obwohl die Schweiz dieses Übereinkommen unterzeichnet und ratifiziert hat, lässt die Umsetzung in verschiedenen Kantonen auf sich warten, da es dafür ein Einführungsgesetz braucht.

[44] So kann zum Beispiel dank der Anwendung neuer Analysemethoden (Paläopathologie, DNA, Strontiumisotopen etc.) die anthropologische Untersuchung eines Gräberfeldes fundamentale Ergebnisse über die Lebensweise vergangener Gesellschaften liefern. Andere Untersuchungsmethoden werden bei grossen Mengen von archäologischem Material verwendet (Abklärung der Herkunft, der Herstellungstechnik, der Belege für die Verwendung dank chemischer und physischer Untersuchungen usw.) Ein Beispiel: In Bern ist mein Kollege Felix Müller sowohl Vizedirektor des Berner Historischen Museums als auch Honorar-Professor, er hat ein Forschungsprogramm mit einer anthropologische Sammlung aufgebaut, die schon fast hundert Jahre alt ist und aus einem keltischen Gräberfeld bei Münsingen vom 5.–2. Jh. vor Christus stammt. Er hat Geld vom Nationalfonds bekommen, das ist die DFG in der Schweiz. Die anthropologische Analyse wurde an der Universität Mainz von Kurt Alt gemacht und einige wissenschaftliche Forscher aus der Schweiz, u. a. Peter Jurt, wurden angestellt. Die Ergebnisse sind verblüffend: 50% von diesen keltischen Schädeln zeigen eine Schädeldeformation, eine caliosistose auf. Das heisst, dass auf diesem Gräberfeld 50% der Bevölkerung dieselbe Deformation hat, was bedeutet, dass man es nicht mit der normalen Bevölkerung zu tun hat. In der normalen Bevölkerung findet man 1 auf 2500 dieser Deformationen. Das heisst, dass man in diesem Gräberfeld nur eine oder zwei Familien von der Elite findet. Die meisten der Mitglieder sind blutsverwandt. Schon die ersten Gräber zeigen diese Deformation, das heisst, zwei, drei, vier Generationen vorher hatte man schon diese Aussonderung dieser Familien, wo die Mitglieder miteinander verheiratet sind. Und das heisst, dass dieses Gräberfeld als Musterbeispiel in Europa, das man immer für die Sozialgeschichte der Kelten herangezogen hat, überhaupt nicht repräsentativ ist. Und unsere alten Konzepte, die Demokratisierung vor dem Tode etc., muss man revidieren. All das anhand alter Sammlungen, die nur in Museen aufbewahrt sein können.

Gilbert Kaenel ist Direktor des kantonalen Museums für Archäologie und Geschichte (Musée cantonal d'archéologie et d'histoire) in Lausanne (Kanton Waadt) und Honorarprofessor für Urgeschichte an der Universität Genf. Als Spezialist für Europäische Frühgeschichte, vor allem der Eisenzeit, hat er verschiedene Studien über die La Tène-Zeit, die Kelten und die Helvetier veröffentlicht. Neben seiner Aufgabe als Direktor, Sammlungskonservator und Vermittler, bemüht er sich im Rahmen seiner Arbeit an der Universität um wissenschaftliche Forschung und Lehre. Diese Aktivitäten sind eng verbunden mit der Verwaltung der Sammlungen, welche weiter anwachsen.

Gilbert Kaenel
Directeur, Musée cantonal d'archéologie et d'histoire
Place Riponne 6, CH-1014 Lausanne
gilbert.kaenel@unil.ch

Diskussion

Wissenschaftliche Forschung im Museum und die Verbindung zur Universität

Gerhard Tarmann

Wir brauchen diese Verbindung zwischen Museen und Universität, aber nicht nur der Forschung wegen, sondern vor allem wegen der Ausbildung der Personen, die später die Arbeit in unseren Museen an den Sammlungen noch machen können. Die eigentliche Ausbildung in den Universitäten geht in eine Richtung, dass sie Leute ausbildet, die wir nicht mehr brauchen können. Speziell Formenkenntnis oder Artenkenntnis, das ist etwas, das heute nirgends mehr gelehrt wird. Und hier ist es ganz wichtig, dass sich die Museumsleute als Selbsterhaltungstrieb in die Fachhochschulen, in die Universitäten hineinreklamieren, wenn es diese Möglichkeit gibt und mithelfen, die Leute auszubilden.

Annette Rein

Ich möchte ganz kurz die Situation in Frankfurt darstellen. Ich beziehe mich in meinem Kommentar auf den Aspekt eines Dozenten im Fach und nicht als Dozent in der Museologie. Wir haben vergessen, dass die ethnologischen Museen alle zuerst da gewesen sind. Daraus haben sich die Institute entwickelt. In Frankfurt haben die sich getrennt, aufgrund dessen, dass dort noch eine zweite hohe Position gewünscht wurde. Universität und Museum haben sich Ende der sechziger Jahre auch auseinander entwickelt. Heute ist es so, dass wir an dem Institut nicht Dozenten im Fach sein können. Das bezieht sich vor allen Dingen auf die Feldforschung. Auch in Mainz wäre es nicht möglich, dass ich, seit dem ich Direktorin bin, da weiter unterrichten dürfte. Das ist sozusagen die Kernkompetenz, die dann einer Direktorin abgesprochen wird, obwohl das schon jahrelang gemacht wurde. Wir müssen uns, wenn wir ethnologische Themen unterrichten, ans Institut begeben. Nur Museologie dürfen wir am Museum unterrichten. Sobald wir ein Objekt in die Hand nehmen, dürfen wir also unsere Räume im Museum benutzen. Und das Dritte, der Aspekt wurde noch gar nicht angesprochen: die Stadt torpediert das. Wenn wir am Institut unterrichten wollen, müssen wir das in der Freizeit tun, weil es nicht Teil der Arbeitszeit sein darf. Das wäre eine Sache für ICOM, dies bekannter zu machen, denn das kann nicht angehen. Wenn wir Forschungsinstitute ganz offiziell fördern wollen, muss die Kombination Universität und Museum in der Arbeitszeit stattfinden können.

NN

Das ist auch eine Möglichkeit, wo uns ICOM etwas unterstützen und eine Förderung geben könnte. Vielfach ist es so, dass die universitäre Forschung eher mehr auf das Internationale und sehr wenig auf die regionalen, kleinen Strukturen eingeht, die z.B. die regionale Geschichte und nicht nur Historie, sondern auch Biologie-, Kunstgeschichte und Volkskunde mit einschliesst. Eventuell wären in dem Bereich die Chronisten und Chronistenvereine noch als weiterer Partner mit einzubeziehen.

Hortensia von Roda

Ich habe bei Ihnen einen Widerspruch wegen dieser Stellenausschreibung im Latènium gehört, 50 % Universität und 50 % Museumsmann, Direktor oder Frau. Und wer kann diese zwei Hüte füllen? Die meisten wohl nicht. Ich bin eine Verfechterin, wenn das beides ginge, aber die Problematik ist sowieso, ob unsere Museumsdirektoren und Museumsdirektorinnen diese zwei Hüte überhaupt wahrnehmen können. Die Kooperation ist sehr sinnvoll, dass man gute Leute von der Universität holt und dass wir auch

die Möglichkeit dazu haben, im Gegensatz zu dem, was die Kollegin aus Deutschland gesagt hat. Es ist sehr wichtig daran zu arbeiten, wirklich diesen Kontakt zu Universitäten zu haben und dass wir viel mehr versuchen, die guten Leute zueinander zu bringen. Oder sind Sie wirklich der Meinung, dass jeder Direktor auch an der Universität sein müsste?

Gilbert Kaenel

Ja, das glaube ich natürlich auch nicht. Aber es gibt Leute, die das können. Aber nicht alle Konservatoren können Professoren sein und nicht alle Professoren sind genug begabt, um Museumskonservatoren zu sein. Darum war ich auch erstaunt, dass diese Stelle so formuliert ist. Es müsste einen Direktor des Museums plus einen Lehrauftrag geben, das wäre meines Erachtens korrekt, da nämlich die Person, die diese Stelle annimmt, immer auf zwei Stühlen sitzen wird.

Naturmuseen

in einer bedrohten Welt

Bernd Lötsch

Ein denkwürdiger Satz in der Ausschreibung des Wissenschaftsministeriums für die Besetzung eines Generaldirektorats am Naturhistorischen Museum, der mein Leben verändert hat, lautete: «Thematisierung der dringenden ökologischen, biologischen und geologischen Gegenwartsprobleme zur allgemeinen Bewusstseinsbildung in diesen Fragen höchster gesellschaftspolitischer Relevanz». Das war eine Herausforderung nach 20 Jahren Umweltforschung, exponierter Teilnahme an den Umweltkonflikten unserer Gesellschaft, Habilitation an der Universität Salzburg und 14 Jahren Hochschullehre der Humanökologie an der Universität Wien, Produktion wissenschaftlicher Filme und zunehmend intensiver Planung für Nationalpark-Besuchereinrichtungen vor den Toren Wiens, insbesondere in Richtung Freilandpädagogik und Naturführerausbildung für ein Danubium - eine Aufgabe, die auch mit dem Studium von 30 naturkundlichen Museen und Vivarien Europas und Amerikas verbunden war.

Der Ausschreibungstext wirft drei Fragen auf:
Erste Frage: Diagnose für die Patientin Erde: Wie spät ist es? Haben wir es wirklich so eilig mit den «dringenden ökologischen, biologischen und geologischen Gegenwartsproblemen zur allgemeinen Bewusstseinsbildung in diesen Fragen höchster gesellschaftspolitischer Relevanz» oder ist es nur eine Öko-Hypochondrie unserer Gesellschaft, weil einige Umweltorganisationen die Biosphäre krank jammern?

Zweite Frage: Welche Konkurrenz erwächst uns neuerdings bei dieser grössten Bildungsaufgabe?

Dritte Frage: Wie könnte ein lebendiges Naturhistorisches Museum aussehen, das dafür sorgt, dass die Natur nicht historisch wird?

I) Diagnose für die Patientin Erde - was geschieht gerade mit der Welt unserer Kinder?

Gestatten Sie dazu nur wenige Sätze - auch wenn Sie Begriffe wie Umweltkrise oder Ozonschicht vielleicht schon nicht mehr hören können (aber das ist bereits ein Teil unseres Problems).

In meiner franzisco-josefinischen Direktion am Burgring steht ein grosser historischer Globus, an dem die Intendanten des Museums im 19. Jahrhundert die Segelrouten der von ihnen entsandten abenteuerlichen Expeditionen verfolgten (sofern sie nicht selbst an Bord waren). Wenn ich heute vor der gut 1,40 m grossen Weltkugel stehe, räsoniere ich nicht mehr über Weltumsegelungen, sondern über die Grenzen der Biosphäre, wie jene Astronauten beim Blick auf den Mutterplaneten, die berichteten, dass die Atmosphäre viel grauer, viel schmutziger erscheine als bei ihrem letzten Ausflug ins All 1983. Kein Wunder, denn die Dicke der atembaren Troposphäre wäre im Massstab meines 1,40 m Globus gerade ein Lufthäutchen mit 1 mm Stärke, die Weltmeere ein nasser Film, der sich wegwischen liesse wie der Tau von einem Apfel. Die über der atembaren Troposphäre folgende, von rund 12 bis 50 km reichende Stratosphäre, enthält den UV

Filter der Biosphäre, die Sonnenbrille des Planeten. Dazu ein Gedankenexperiment: das Ozon in diesen 38 km auf Normaldruck einer Atmosphäre gebracht, ergäbe einen Ozongasfilm von nur 3 mm! Und zwar nicht im Massstab unseres Globus, sondern real als jene Filterschicht gegen das aggressive UV-B, von der alles höhere Leben abhängt. Dieser verletzliche Schirm wird seit Anfang der 80er Jahre immer schwächer und zwar so rasch, dass die britischen Entdecker des Ozonloches zuerst an einen Gerätefehler glaubten und so rasch, dass der lebensgefährliche Prozess in den kommenden Jahrzehnten nur unter grösster Disziplin der Weltgemeinschaft vielleicht noch abzufangen wäre. Laut Modellrechnungen der NASA, könnte sich das Ozonloch frühestens ab etwa 2060 wieder langsam zu schliessen beginnen. Wie die Biosphäre bis dahin auf die noch weiter anwachsende UV-B Belastung reagiert, ist das grösste Experiment, dem die Menschheit und ihre Welt je unterworfen war.

Der Hautkrebs macht uns dabei weniger Sorgen. Es gibt mittlerweile gute Methoden der Früherkennung. Neuseeländische Supermärkte bieten bereits als Kundendienst Kojen mit Arzt zur Früherkennung an. Im südlichen Südamerika findet man immer häufiger erblindete Wild- und Weidetiere. Grauer Star wird auch beim Menschen zunehmen. Doch mittelfristig am bedrohlichsten ist der UV-B-bedingte Produktionsrückgang im Meeresplankton und bei den Ernten.

Was macht das Klima? Die steigenden Treibhausgase können nicht nur, sie müssen meine Damen und Herren, nach einer zwingenden physikalischen Gesetzmässigkeit zu Anomalien des Klimas führen. Schwindende Gletscher (Österreich hat in den letzten 100 Jahren 25 Gletscher von der Karte gestrichen), wachsende Wüsten, steigende Springfluten, dramatische Zunahme subtropischer Orkane gelten als erste Zeichen. Die grossen internationalen Versicherungen sind heute die besten Sponsoren der Klimaforschung, nachdem drei ihrer Konzerne vom subtropischen Wirbelsturm Andrew ruiniert wurden. Sie kündigen an, in Zukunft keine der bisherigen Sturmschadensversicherungen mehr zu übernehmen – so wie sie seinerzeit ablehnten, Folgeschäden von Reaktorkatastrophen zu versichern – auch dies, wie man sieht, in weiser Voraussicht.

Hungersnöte und Millionen Klimaflüchtlinge aus Asien und Afrika werden folgen, weil eine masslos gewordene Spezies ihre Grenzen sprengt: Die Südhemisphäre durch Explosion der Bevölkerung, die Nordhemisphäre durch Explosion der Ansprüche. Jährlicher Zuwachs: 92 Millionen Menschen, das ist soviel wie der gesamte deutsche Sprachraum; 250 Millionen Amerikaner verbrauchen soviel wie 4 Milliarden Menschen in den Entwicklungsländern.

Die globale Überwärmung führt dazu, dass der komplexe Überorganismus der Biosphäre zu fiebern beginnt. Ein Gleichnis: Hat ein Mensch um 3°C mehr als normal, dann ist er krank. Steigt seine Temperatur um weitere 3°C, dann ist er nicht – wie manch ein Computer vorrechnen würde – doppelt so krank, sondern dann ist er tot. Das heisst, diese Prozesse gehen in Lebenssystemen nicht gleichförmig linear, sondern lawinenhaft. Um das Weltklimasystem zu stabilisieren, müssten die energiebedingten Emissionen der globalen Zivilisation in den kommenden Jahrzehnten auf die Hälfte gesenkt werden (sagen die UNO Klimaexperten), eine fast unvorstellbare Herausforderung für eine Welt und einen Zeitraum, in dem sich die Erdbevölkerung noch einmal verdoppeln wird. Ein Volksschüler, der heute in unserem Museum für die Erhaltung der bunten Lebensvielfalt interessiert werden soll, wird als Pensionist mit einem Viertel (!) des jetzigen Pro-Kopf-CO_2 Ausstosses aus Fossilenergie auskommen müssen, um die Forderungen der Weltklima-Konferenz Toronto 1988 zu erfüllen.

II) Inventar der Artenvielfalt

Für ein naturkundliches Museum und seine Mission sollte es diese haben können. Diese ist ebenso wichtig und für die Menschheit nicht weniger lebensentscheidend als die Atmosphärenchemie, da sich das Aussterbetempo an Tier- und Pflanzenarten auf das 100-fache der natürlichen Abgangsrate in der Evolution gesteigert hat. Schätzungen streuen zwischen 50 und 130 erlöschende Arten pro Tag. Damit verarmt die Biosphäre an einem über Millionen Jahre akkumulierten Erfahrungsschatz der Evolution, erlischt ein potentiell rettender Reichtum an grösstenteils noch unbekannten Heilmitteln, Naturstoffen, genetischen Reserven für Züchtungsforschung und Landwirtschaft, zugleich ein wissenschaftlich wie künstlerisch unersetzliches Erbe von Geheimnissen und möglichen Erkenntnissen.

Naturkundliche Sammlungen als Sterbestatistiker? Jede aussterbende Pflanzenart reisst 10 – 30 Tierarten in den Untergang. Die Menschen verhalten sich wie Plünderer einer Bibliothek wertvoller Unikate, die täglich hundert ungelesene Bände in die Flammen werfen. De facto kann aber, um die Biodiversität in Sicherheit zu bringen, nur der lebende Beleg wirklich helfen – vorübergehend in Gen- und Samenbänken, auch in Vivarien und Zoos, auf Dauer in biogenetischen Reservaten und Nationalparks –, denn nur im vernetzten Wirkgefüge der natürlichen Faktoren sind Arten überhaupt zu erhalten.

Wer aber schützt, was er nicht kennt? Wenn es zutrifft, dass der deutsche Durchschnittsbürger noch 7 einheimische Wildtier- und 5 einheimische Wildpflanzenarten kennt, aber über 20 Automarken (bei einer besonders begabten Gruppe von Achtzehnjährigen aus der Deutschen Schule in Mailand kam ich auf 8 Wildtier- und 8 Wildpflanzenarten, dafür aber auf 31 Automarken), dann müssen wir auch über die Bildungspolitik nachdenken. Die Umwelterziehung muss tief ansetzen, wo sich in leuchtenden Kinderaugen das duftende Veilchen und die hilflose Erdkröte spiegelt, wie mein verehrter Freund Hubert Weinzierl, Präsident des Bundes für Umwelt- und Naturschutz Deutschland, es ausdrückt. Wir müssen das Recht der Wildnis einklagen, wir müssen nach dem Recht derer fragen, die nicht an den Verhandlungstischen sitzen können, an denen die Zukunft verschachert wird.

Wie aber, angesichts des progressiven Naturverlustes? Zwischen Jugend und Natur schiebt sich zunehmend die Flimmerscheibe von TV-Set und Computer. Erstmals muss die Menschheit auf Katastrophen reagieren, die sich erst in Köpfen und Computerkurven abspielen. Denn sind die Folgen von Ozonloch und Treibhauseffekt erst einmal eingetreten, käme jedes Reagieren zu spät. Überfordert dies den Steinzeitjäger, den nackten Affen? Braucht Homo sapiens die Katastrophe, weil er so sapiens-weise gar nicht ist? Warum geht die Gesellschaft trotz aller Warnungen zur Tagesordnung über?

Während sich Spitzenpolitiker fast aller Länder, gemessen an der realen Todesgefahr für Hunderte Millionen, tagtäglich in erschreckender Weise mit Nebensächlichkeiten beschäftigen, müsste die tragende Frage aller Politik, aller Religionen, aller Philosophen und aller Bildung lauten: Wie kann man die Menschheit überreden, in ihr eigenes Überleben einzuwilligen?

Eine Schlagzeile im renommierten «Standard», im Winter 92/93, versprach wenigstens im Inland Hoffnung: «Wiener SPÖ-Diskussion um Klima». Doch war die Hoffnung weit verfehlt, es war eine Personaldiskussion um den damaligen Verkehrsminister. Der Mann heisst Viktor Klima (bald darauf als Bundeskanzlerkandidat gehandelt, was von den Zeitungen als «Klimawandel» kommentiert wurde).

Wo immer die Menschheit über sich hinauswuchs – sei es in ihren grossen kulturellen Durchbrüchen, sozialen Revolutionen, humanitären Fortschritten – bezog sie die wahre Schubkraft auch aus der Emotion. Die Kräfte des Verstandes allein werden uns nicht mehr retten können. Emotionen für das Überleben? Und das in wissenschaftlichen Anstalten? Nur wer die Herzen bewegt, bewegt die Welt. Können Museen solche Beweger sein? Kann das Museum eine Mission erfüllen? Oder ist uns da nicht schon jemand zuvorgekommen?

1979 teilte Vance Packard, international anerkannter Psychologe, Bestsellerautor («Die geheimen Verführer», 10 Mio. Auflage) mit, dass das amerikanische Durchschnittskind bis zum Schulabschluss mit 18 Jahren allein vor dem Werbefernsehen ein volles Arbeitsjahr verbracht habe. Das hält auf die Dauer keine Kultur aus. Dazu noch Video-Games. Züchten wir Bildschirmautisten? Die Konkurrenz zwischen den Fernsehsendern, die uns heute im Kabelkanalgewirr in die Wohnzimmer flimmern, bringt nicht bloss mehr offene und versteckte Werbezeiten, sie gefährdet die Information schlechthin. Die Einschaltquote wird zum Diktator, setzt jede andere Logik ausser Kraft.

Die Umschaltangst wird zum zentralen Gestaltungskriterium der Redaktionen. Diese Verlustängste haben den Hilfeschrei «Bleiben Sie dran» unter den häufigsten Worthülsen des Fernsehens auf Platz 2 klettern lassen. Häufiger kommen nur noch Floskeln wie «Guten Tag» und «Guten Abend». In den letzten 10 Jahren hat sich das Programmangebot nahezu verzehnfacht. Die Tendenz ist steigend. Nach Schnittfrequenzmessungen hat sich die Bildfolge der Informationssendungen wesentlich beschleunigt, hat sich das Bildtempo vervierfacht, d.h., die Standzeit einzelner Szenen hat sich im statistischen Mittel auf ein Viertel reduziert. Hinzu kommen Videotricks zum simultanen Anbieten mehrerer Bilder in einem. In jedem Fall erhöht ein rasant gesteigertes Tempo den Aufmerksamkeitswert. Können Kinder, so stellt sich nun die Frage, noch ruhig und konzentriert auf ruhende Objekte in Vitrinen blicken?

Im heimatlichen Kanalgewirr geht es flotter zu. Den Voyeur im Zuseher stimulieren um jeden Preis, prickelnde Wechselbäder, das Umweltthema in Form von Katastrophenberichten, die kurz reizen, letztlich abstumpfen, Strohfeuer-Journalismus, der Fernseher als Durchlauferhitzer für Information. Und hier sind wir beim springenden Punkt moderner Medienkritik und Museumspädagogik, in dieser überreizten Abstumpfungsgesellschaft, die auch mich als leidenschaftlichen Mediengestalter seit Jahren nach neuen Wegen suchen lässt.

Können wir als naturkundliche Museen damit Schritt halten, dass dem Durchschnittsjugendlichen heute fast allabendlich die perfektest gemachten, verdichteten Ausschnitte der Natur, faszinierende Scheinwirklichkeiten, wimmelnd von exotischen Tieren aus aller Welt in National Geographic, Universum und anderen Serien, ins Haus flimmern? Wollen wir mitlizitieren bis zum Werbespot und Videoclip als Unterrichtsmethode? Ver-clippung und Ver-spottung der medialen Bildung? Wie reagieren wir auf diese grösste Herausforderung im Erziehungswesen, seit der Erfindung des Buchdruckes? Wie wollen wir in dieser Zeit, in der immer virtuoser gemachte Medien Gefühlsverflachung und Konzentrationsschwäche produzieren, Betroffenheit, Überlebenswissen transportieren?

III) Was ist eigentlich noch die Stärke unserer Museen?

Letzte Bastionen der herkömmlichen Museen sind sicherlich sowohl die Dreidimensionalität (das Raumobjekt), als auch die Echtheit der Exponate. Je jünger der Jugendliche ist, umso wichtiger ist dieser

Faktor der Räumlichkeit und der Echtheit der Objekte. Selbst ein ausgestopftes Tier, von dem wir wissen, dass sein Erscheinungsbild letzten Endes dem bildhauerisch «mehr oder weniger begabten Präparator» zu verdanken ist, daher «Dermoplastik», hat diesen Balg noch durch Dschungel oder Steppe getragen. Die Authentizität erweckt, je jünger das Kind ist, umso mehr Phantasie, Interesse und Ehrfurcht.

Die Schwäche unserer Museen war das Fehlen von Bewegung, meist auch das Fehlen von echtem Leben. Sicher läge hier eine gewisse Chance neuer Medien, z.B. des allerdings wohldosierten Einsatzes von Bildplatten zur Ergänzung der statischen Exponate oder aber einer für Museen speziell adaptierten Raumbild-3-D-Kinematographie, zur verblüffenden Kombination von Stereoskopie und Lebendigkeit. Wir haben gerade ein Patent eingereicht und glauben, dass damit ein naturkundliches Museum, das hier Entwicklungsarbeit leistet, auch für andere Museen der Welt etwas bieten könnte.

Die grösste Hoffnung für ein Living-Museum liegt nach meinem Dafürhalten – nach sieben Jahren intensiver Erfahrung in Freilandpädagogik mit Testgruppen jeden Alters – in offener Natur, im Bemühen, Naturvermittler (Interpreters) nach dem Vorbild amerikanischer Nationalparks auszubilden. Die Interpreters wirken dann nicht nur in den «Paradiesen vor unserer Tür», sondern auch – mit interessanten Objekten reichlich ausgestattet – in den Klassenzimmern («Das Museum geht in die Schule»), aber vor allem im eigenen Haus. Dazu bedarf es der Einsprengung von Vivarienelementen, also aussagekräftiger Aquarien und Terrarien (oberhalb vom Reptil muss man bei der Lebendhaltung als Museum Schluss machen). Wer hätte das besser demonstriert als der Sohn Eberhard Stübers im Haus der Natur oder das Löbbecke Museum in Düsseldorf oder auch der von mir und Kollegen unserer Reptilienabteilung geschätzte Pionier Friedrich Happ und seine Frau Helga Happ im Klagenfurter Reptilienzoo. Ich habe die Augen faszinierter Kinder gesehen, denen dort eine Bartagame den Hals zum Kraulen hinhält. Aber auch hier geht es vor allem um einen lebendigen, attraktiven Führungsbetrieb. Wir brauchen Interaktivität, heisst es immer, aber ich stelle mir darunter keine Computerspiele vor. Ich stelle mir darunter Involvement «Einbezogen werden» vor.

Reagieren auf Lebewesen, die selbst reagieren, Aug' in Aug' und im körpersprachlichen Dialog mit Tieren, im Extremfall auch durch Berührung.

Was wünschen sich denn nach einer Umfrage des «Stadtforum» Wiener Kinder? 60% der Kinder geben zwar als Hauptfreizeitbeschäftigung an, fernzusehen, aber wenn man sie nach ihren Wünschen fragt, kommt dies an letzter Stelle. Kinder üben Kritik an Museen: die Führung habe zu lange gedauert, war langweilig, nicht für Kinder geeignet, alle Objekte sind hinter Absperrungen, man darf nichts berühren. 47% der befragten Kinder, so das Stadtforum, würden selbst gerne ausstellen, etwa eigene Sammlungen. Kinder sind geborene Sammler und geborene Forscher. Was sie sich am meisten wünschen: im kleinen Zoo Tiere streicheln, anfassen, also Vivarium, Touch Pool, Kinderbauernhof (ich versuche seit 15 Jahren diese Idee in Wien zu propagieren). Interessanterweise kommt «Filme ansehen» unter den Kinderwünschen nicht im Sinne des wahllosen Fernsehkonsums, sondern als Gemeinschaftserlebnis mit Verarbeitung in der Gruppe. Mehr über Natur und Technik erfahren. Also doch «Knoff-Hoff-Show», Hands-on-Museum, Exploratory?

Meines Erachtens ist für das NHM die Frage berechtigt, warum man hier nur Fische in Alkohol und Kunstharz präsentiert (Senkrecht in Spirituszylindern, wie abschussbereite Raketen). Warum kein Korallenriff im Museum, warum kein Amazonasbecken mit Piranhas, mit Neonsalmlern, oder ein Terrarium mit Chamäleon

und knallbunten Giftfröschen in Zisternenepiphyten? Versuchen wir doch, eine Dschungelstation im Zentrum Wiens einzurichten, in Zusammenarbeit mit den Bundesgärten etwa, vielleicht im dafür renovierenden Burggarten-Glashaus. Und, öffnen wir unser Haus stärker zur Natur, legen wir eine Achse zum letzten Amazonasdschungel vor den Toren der Stadt, zum Nationalpark Donau-Auen. Das Haus der Natur hat es längst vorgelebt, was es als Museum für den Nationalpark Hohe Tauern leisten kann. Wir sagten es schon: Artenschutz ist nur im Wirkgefüge sinnvoll. Museen als Bahnbrecher und Pioniere, nicht nur als Kataloge, sondern als Verteidiger vitaler Bio-Diversität. Das Ensemble des Lebendigen als Schausaal unter freiem Himmel, als Forschungslabor und als Arche Noah 2000.

Verfehlt wäre es, zu viel Geld in hochkomplexe Ausstellungsroboter oder interaktive Computerplätze zu stecken, Einrichtungen, die in der Regel nicht massetauglich sind und oft nicht richtig verwendet werden, dafür aber ständiger Wartung und teurer Reparaturen bedürfen. Viel effizienter ist es, den Weg moderner Museumspädagogik zu gehen, die ihre grössten Erfolge im menschlichen Kontakt mit bewegten und bewegenden Interpreters (Vermittlern) der Natur erzielt. Statt millionenschwerer Mikroskopierautomaten, wie im Ground Floor der National Geographic Society in Washington, vermögen gut ausgebildete Studenten oder Jungakademiker an einfachen Mikroskopen mit Projektion und Bildschirmübertragung packende Live-Demonstrationen zu bieten – zu einem Bruchteil dieser Anschaffungskosten.

IV) Szenische Führungen

Ich bin gespannt, wie rasch sich das «Erzählende Museum» weltweit durchsetzt. Es gibt einen schwedischen Wissenschaftsjournalisten, Hans Odöö, der sich so mit Carl von Linne identifiziert hat, dass er als solcher in Reise- oder Lappentracht durchs ganze Land gereicht wird. Man kann ihn jederzeit fragen, er gibt glaubwürdige Antworten.

Im Rahmen der Faraday-Ausstellung in London (1993) hielt ein sorgfältig ausgewählter und ausgebildeter Schauspieler Faradays berühmte, schriftlich erhalten gebliebene Vorlesung für Kinder (Naturgeschichte einer Kerze). In Amsterdams Schifffahrtsmuseum ist der 1:1 Nachbau des Ostindien-Seglers Amsterdam (Stapellauf 1748) von einer kenntnisreichen Crew in altem Gewand bevölkert, die Auskunft gibt, ein Seemannsbegräbnis zelebriert und Kanonen abfeuert.

Man könnte auch Experimente, Sternstunden aus der Geschichte der Naturwissenschaften als Momente der Entdeckerfreude erlebbar machen. Das würde in die romantische Szenerie des Naturhistorischen Museums aus dem 19. Jahrhundert sehr gut passen, ja sogar zu seinem Vorläufer, dem barocken Naturalien-Kabinett Franz von Lothringens. Schliesslich hat einer der Hausärzte Maria Theresias und Freund Van Swietens, der geniale Pockenspezialist aus Breda, Jan Ingenhousz, immerhin die Photosynthese entdeckt (1779). Er heiratete die Schwester des Freiherrn von Jaquin, publizierte auch über Sprengstoff und den Stephansturm als Blitzableiter (er war Freund Benjamin Franklins) und mag durch seine Klärung der pflanzlichen Sauerstoffproduktion im Licht daran teilhaben, dass unter Maria Theresia das erste grosszügige Grünkonzept für Wien entstand.

Bitte, betrachten Sie meine Ausführungen über neue Darstellungsformen und Themen im Schaubereich nicht als eine Unterbewertung der Forschung. Ich komme selbst aus der Forschung, wenn auch mit anderen

Fragestellungen. Im Naturhistorischen Museum ist es aber die vordringliche Aufgabe, das Schaufenster in Ordnung zu bringen. Hier herrscht der grösste Nachholbedarf, die Forschung hingegen hat z. T. internationalen Rang. An der Schausammlung hängt der Bildungsauftrag – von ihr hängt das Publikumsinteresse, das öffentliche Ansehen und die politische Förderungsbereitschaft für eben diese Forschung ab –, die ich für wichtig halte, wie meine Kollegen.

Die Schausammlung ist ja nur die Spitze des Eisberges, unter der sich die wissenschaftlichen Schätze und der Forschungsbetrieb verbergen. Derzeit aber ist diese Spitze verstaubt, halb weggeschmolzen und macht zu wenig neugierig auf das, was unter der Oberfläche ruht. Und das ist im Naturhistorischen Museum, mit seinen 12 wissenschaftlichen Abteilungen, sehr viel. Wert und Schutz der Biodiversität müssen weiterhin ein Hauptthema der biologischen Abteilungen des Hauses bleiben.

V) Naturkundliche Sammlungen als Umweltarchive

Wenn man Vielfalt als den rettenden Reichtum der Biosphäre anerkennt, dann muss man auch hochspezialisierte Mitarbeiter fördern, die diese Vielfalt noch zu deuten wissen, die Millionen von Belegen in ihren Sammlungen bereithalten, um notfalls Schicksalsfragen beantworten zu helfen. Hochinteressant sind die Ausführungen von Dr. N. Winding vom Haus der Natur über naturkundliche Sammlungen als Umweltarchive.

An Rentiergeweihen kann man die radioaktiven Belastungsspitzen der arktischen Ökosysteme ablesen, der oberirdischen A-Bombentests der 50er Jahre und der Katastrophe von Tschernobyl 1986. Rentierflechten sind Cs137 Sammler, speichern auch Sr90, das beim Knochenaufbau der tierischen Konsumenten wie Ca eingelagert und so zum inneren Strahler wird.

Ein Beispiel, das mir in meiner Praxis begegnet ist: man lächelt doch oft über Insektenkundler, die eine derartige Intensivkenntnis erlangen, dass sie nicht nur die einzelnen Arten, sondern auch noch Unterarten, Rassen und Lokaltypen unterscheiden können. Prof. Hannes Laven in Mainz war ein solcher Spezialist. Er kam dahinter, dass die selbe Art, Culex pipiens, die gemeine Stechmücke, sowohl in Burma als auch in Südfrankreich vorkommt, aber in verschiedenen Lokalrassen. Südfranzösische Männchen kopulierten mit den burmesischen Weibchen, aber die legten dann taube Eier. In Burma ist die gemeine Stechmücke nicht bloss lästig, dort überträgt Culex pipiens die gefürchtete Filariose, eine schreckliche Tropenkrankheit, die zu Elephantiasis führt. Laven züchtete südfranzösische Männchen vor, liess sie über einem burmesischen Dorf aus und innerhalb weniger Wochen war das Gebiet frei von Culex pipiens. Man weiss also nie, wofür man derartige Spezialkenntnisse und Typensammlungen braucht.

Allein am tiefgekühlten Gletschermann, dem mittlerweile weltberühmten «Ötzi», arbeiten heute über 60 Forschungsgruppen, 38 davon direkt an der Leiche, die anderen an den Ausrüstungsgegenständen. Doch viele «Ötzis» – im übertragenen Sinn – lagern in den Sammlungen der Museen.

Ein letztes Beispiel: als es in den 60er Jahren zu einem dramatischen Rückgang der Greifvogelbestände kam, bis hin zur Gefährdung des US Wappentieres, des Bald Eagle, des Weisskopfseeadlers, wollten Agrarier und Industriechemiker keinen Zusammenhang mit Pestiziden gelten lassen. Sie wiesen auf den

Biotopverlust und andere Faktoren hin. Dann hat Ratcliffe die Eisammlungen naturkundlicher Museen studiert. Schrullige Sammler im «Elfenbeinturm» hatten über hundert Jahre lang Eisammlungen angelegt. Er konnte die Schalendicken messen und stellte fest, dass just in der zweiten Hälfte der Vierziger Jahre eine statistisch deutliche Abnahme der Eischalendicken stattfand, und dass das genau mit dem Masseneinsatz von DDT zusammenfiel. Dann erkannte man, dass dies auf die störende Wechselwirkung der chlorierten Kohlenwasserstoffe mit dem Östrogenhaushalt der weiblichen Vögel zurückgeht und zugleich durch die angespeicherten Giftkonzentrationen eine Hemmung des Enzyms Carbonatanhydratase stattfindet, welches an der Kalkbildung beteiligt ist. Solche Beweisführungen sind nur möglich, wenn man in derartigen naturkundlichen Sammlungen die epidemiologischen Hinweise bereithält.

Zusammenfassung und Ausblick

Die Forderungen an naturkundliche Museen in einer bedrohten Welt lauten neben der Forschung immer deutlicher: Öffnung zum Publikum. Attraktive Präsentation aktueller Inhalte unter Einbeziehung lebendiger Natur, unterhaltliche Erziehung - edutainment. Angesichts einer grenzbelasteten Biosphäre muss Ökologie als Haushaltslehre der Natur dargestellt werden.

Bionik

Beispiele aus der Artenvielfalt können technisch interessierten Jugendlichen verblüffend zeigen, was wir von den Konstruktionen des Lebendigen alles lernen können. Frederic Vester hat das immer unter dem saloppen Slogan «Mutter ist die Beste» zusammengefasst. Zur gleichen Einsicht kam etwa der Erfinder des PAL Farbfernsehsystems Walter Bruch, als er in einem Vortrag des Zoologen Autrum staunend feststellte, dass das Libellenauge sein Farbfernsehsystem bereits 250 Millionen Jahre früher vorweggenommen hatte. Die frühen Bioniker gehören meines Erachtens in einem Naturkundemuseum dargestellt. Ein Leonardo da Vinci, welcher der Natur so viel ablauschte, jedoch an der Nachahmung des Vogelfluges scheiterte und dann ein Igo Etrich, der Industrielle und Luftfahrtpionier aus Wiener Neustadt, der sich sagte: Wenn ein Genie wie Leonardo technisch an der Mechanik des Flügelschlages scheiterte, dann versuche ich es mit Naturobjekten, die nicht mit den Flügeln schlagen. Zum Beispiel geflügelte Samen einer tropischen Cucurbitacee, einer Zanonia (Alsomitra) macrocarpa. Nach diesem Nurflügel-Modell hat Igo Etrich mit dem Deutschen Rumpler das erfolgreichste Flugzeug aus der Zeit des 1. Weltkrieges entwickelt, die Etrich-Rumpler-Taube (Taube, weil das hinzugefügte Leitwerk an einen Taubenschwanz erinnerte). «Mutter ist die Beste». Übrigens hat der Ozeanüberflieger Charles Lindberg einmal gesagt, «If I had to choose I would rather have birds than planes.» - «Hätte ich die Wahl, kämen bei mir die Vögel vor den Flugzeugen.» Diesen Spirit müssen wir in einem naturkundlichen Museum zu vermitteln verstehen, dann gewinnen wir auch die kleinen Technokraten für das Leben, bevor sie sich zu grossen Technokraten auswachsen.

Planetarium inversum

Im Unterschied zu Kunstmuseen, wo man vorhandene Kunstwerke arrangiert, managt, beleuchtet, restauriert, kommentiert und untersucht, müssen Naturkundemuseen sehr oft auch Ausstellungsobjekte neu entwickeln: bühnenbildartige Dioramen von Lebensräumen, von erdgeschichtlichen Szenerien. Meine Lieblingsidee: ein inverses Planetarium. Stellen Sie sich vor, als Besucher in einer Weltraumkapsel mit Panoramascheibe in das unendliche schwarze All zu blicken, in dem einsam der blaue Mutterplanet schwebt. Dieser Astronautenblick ist auch emotional berührend und man kann damit eine Son-et-Lumiere-Darstellung mit Aufprojektionen auf die Erdkugel verbinden, die das wachsende Ozonloch, die schwindenden Regenwälder, die zunehmenden atmosphärischen Turbulenzen, den Klimaeffekt, die wachsenden Wüsten, die schmalen produktiven Zonen der Weltmeere und viele andere Phänomene sichtbar machen, die uns die Satelliten mit ihren Messungen und Falschfarbenaufnahmen erschliessen. Ich staune über das Haus der Natur, das so früh Weltraumstationen und Mondlandungen zu präsentieren verstand.

Schau-Experimente

Zu den historischen Laborszenen aus der Entdeckungsgeschichte: Wir haben Aufseher, die grosse Freude daran hätten, physikalische Experimente vorzuführen, aber es lässt sie vorläufig keiner. Man dürfte derzeit in diesen altehrwürdigen Räumen auch kein Wasser verschütten, ohne die kostbaren Stukkaturdecken darunter zu gefährden. Im Saal neben der oberen Kuppelhalle wollen wir stilvolle Laborpulte über Sicherheitswannen errichten.

Zur ökologischen Tier-Pflanze Abhängigkeit: Die wenigsten Menschen haben diesen fundamentalen Zusammenhang der ökologischen Grenzkapazität verstanden, der durch die Photosynthese gegeben ist. Es ist kein Tier vorstellbar, das bloss Mineralwasser trinkt, den Bauch in die Sonne hält und davon satt wird. Die Pflanze aber kann genau das, daher ist alles Leben letztlich vegetarisch. Die grossen schlagenden Experimente der Photosyntheseforschung werden hier eine Einstiegsdroge in ökologisches Verstehen sein, Aquarien, Terrarien werden die vielen Stopf- und Spirituspräparate durch echtes Leben ergänzen. Nicht einmal ein Genie wie Konrad Lorenz hätte am Stopfpräparat einer Graugans die Vergleichende Verhaltensforschung begründen können ...

Microtheatre, 3-D und Lebendigkeit

Dem Publikum muss die bislang unsichtbare Welt erschlossen werden. Das «Microtheatre» in Form von Live-Grossprojektionen der glasigen kribbelnden Kleinlebewesen aus dem Tümpel oder Plankton, die Tropenwaldthematik könnte durch «lebende Abgesandte aus Amazonien» dargestellt werden, z B. Urwaldpflanzen, eventuell gekoppelt mit der Zucht lebender Schmetterlinge und Pfeilgiftfrösche im Burggarten-Glashaus (es gibt dazu sehr gute erste Kontakte mit dem Chef der Bundesgärten). Wir brauchen neue Medien, die es mit der Flimmerkiste im Wohnzimmer aufnehmen können, insbesondere den stereoskopischen Film und die zweiäugige stereoskopische Rückprojektion, kurze Zuspielungen von Bildplatten als Moving Slides, doch möglichst im Zusammenspiel mit Pädagogen, Animateuren, welche die Achse vom Museum in die Natur legen, in den europäischen Amazonasdschungel. Wir haben gerade einen Exkursionsstützpunkt im Bau, wir sollten vielleicht eine Expositur, ein Flussschauaquarium mit Museum bei Hainburg einrichten, einen Satelliten sozusagen. Dieselben Interpreters, die im Sommerhalbjahr diese Aufgabe der Freilandpädagogik erfüllen, müssen im Winterhalbjahr für die Schulbetreuung im Haus und in den Bundesländern zur Verfügung stehen. Mit einer «Tropenkiste», mit einem «Auenkoffer», mit einer «Hohe Tauern Truhe», aus der sie einfach auspacken: aus der Tropenkiste etwa Kakaofrüchte und Vanilleschoten, präparierte Tiere, Schrumpfkopf und Blasrohrpfeil, Orchideen, Schmetterlinge und vieles mehr.

Denn was ist denn Museumsdidaktik: kurzweiliges Lehren anhand von realen Objekten. Und ich staune auch über den Weitblick meines Vorvorgängers Oliver Paget, dem Schöpfer unseres Kindersaales, der die Wünsche der Kinder damals noch ohne Publikumsbefragungen erahnt hat, und wir müssen diesen Weg des Kindermuseums im Museum gehen. Ich bin nicht für eine Entmischung der Gesellschaft, die ist in

den Städten schon andernorts zu beobachten, die Abdrängung zu Asphaltkümmerern im Spielplatzghetto, zu Wegwerfrentnern im Pensionistensilo, alles wird entmischt. Wollen wir dann ein Kindermuseum, ein Rentnermuseum, ein Gastarbeitermuseum... Nein, wir brauchen das lebende Museum für alle Generationen. Aber innerhalb des Museums gibt es Bereiche für Kinder, die ihre eigene Welt leben wollen. Es muss natürlich eine Cafeteria und einen Naturshop geben. Wir müssen natürlich elektrisch beleuchten, aber den Zauber eines Museums machen die Ideen seiner Mitarbeiter. Und ich kann mir Mitarbeiter vorstellen, die in Nachtführungen mit einer Grubenlaterne im gegenwärtigen Naturhistorischen Museum Packenderes für Kinder vermitteln, als in einem vollelektrifizierten Museum, in dem es an Ideen fehlt.

Energie und Umwelt

Naturkundemuseen in einer bedrohten Welt sollten auch in Alltagsfragen richtigen Umweltverhaltens Vorbildwirkung entfalten. Bei aller Begeisterung für die Naturkundemuseen Amerikas und Englands war ich entsetzt über die Plastikorgien und Müllschlachten ihrer Selbstbedienungsrestaurants. Wir müssen uns hier mit ökologisch fortschrittlichen Gastronomen über Müllvermeidungsstrategien einigen, wie dies den Veranstaltern der letzten Olympischen Winterspiele in Norwegen schon teilweise gelang. Ich möchte für das altehrwürdige Haus am Ring, in dem Tausende Quadratmeter zu elektrifizieren sind und fast die gesamte Kubatur belüftet werden muss, die intelligentesten Strom-, Wärme- und Wasserspartechnologien suchen lassen – als enorme Herausforderung für eine ökologisch optimierte Haustechnik. Auf dem Dach entsteht eine 15 KW peak Solarstromanlage mit Netzeinspeisung. Sie ist sicher noch nicht wirtschaftlich, hält aber im Sommer eine enorme Wärmelast vom heissen Blechdach des Dachgeschosses ab. Ausserdem dient sie zur Demonstration der sonnengetriebenen elektrischen Wasserspaltung zu Wasserstoff und Sauerstoff technisches Gleichnis des Primärschrittes der Photosynthese und wichtigste Energieoption der Zukunft (Wasserstoffökonomie).

Unser im Bau befindliches «Nationalpark-Haus der Jugend» in Petronell wird ein Musterobjekt für Bauökologie, dörfliche Einbindung und Ressourcenschonung: 80 % solare Wärmeaufbringung, ergänzt durch Biomasse, das Grauwasser aus Dusch- und Waschräumen wird – nach Aufbereitung in einer Sumpfpflanzenklärstrecke und UV-Behandlung – noch für die WC-Spülung nachgenutzt (ohne dass die Installationen verkeimen), wodurch ein Drittel bis die Hälfte des Trinkwasserverbrauches eingespart werden kann.

Ein Fernziel wäre eine Windturbine auf den Feldern bei Petronell/Regelsbrunn (wo bekanntlich Windschutzgürtel gepflanzt werden müssen, damit die Erde nicht fortfliegt), da diese Gegend zu den besten Windenergiegebieten des Landes gehört, mit einem Windenergiemaximum im Winterhalbjahr. Bei Einspeistarifen von öS 1,3 S/kWh in das allgemeine Stromnetz ist die Investition einer Windturbine, die rund 100 Haushalte versorgen kann, bereits wirtschaftlich, in den Investitionskosten pro kW durchaus vergleichbar dem Preis-Leistungsverhältnis eines Donaukraftwerkes.

Mit der Natur ist es wie mit der Gesundheit: ihr Wert wächst in dem Masse, in dem sie schwindet. In diesem Sinn gibt es doch eine Gemeinsamkeit der grossen naturkundlichen Museen der Nationalparks und der Kultursammlungen: wir alle kämpfen für das Unwiederbringliche.

Literatur

- Harasewych, M., G., 1989. Shells - Jewels from the Sea, Rizzoli Inc. publ. New York.
  Laven, H., 1972. Möglichkeiten genetischer Schädlingsbekämpfung, Naturwiss. Rundschau Heft 10, 25. Jhg., S. 391-39S.
- Lötsch, B., 1993. Ist die Zukunft schon zu Ende? Umwelt und Ressourcen. In: Studienbrief IO/Studieneinheit 28 der Fernstudien- und Funkkolleg-Reihe «Der Mensch - Anthropologie Heute.» Hrsg. Deutsches Institut für Fernstudien an der Univ. Tübingen in Verbindung mit dem Südwestfunk, Hessischen Rundfunk, Norddeutschen Rundfunk, Saarländischen Rundfunk, Süddeutschen Rundfunk und Radio Bremen sowie dem Westdeutschen Rundfunk. S. 5-S5.
- Peakall, D. B., 1970. Pesticides and the Reproduction of Birds, Scientific American, April 1970, S. 73-78.
- Ratcliffe, D., 1970. Journal of Applied Ecology, No. 7, S. 67-IIS.
- Reed, H. S., 1949. Jan Ingenhousz Chronica botanica vol. 11 INr.S/6.
- Wember, B., 1993. Die Bauch-Kopfschere oder: was machen Menschen mit Information, Medium spezial 1993, S. 31-36.
- Wiesner, J., 190S. Jan Ingen-Housz Festgabe zum 2. Internationalen Botanischen Kongress in Wien 190S, Verlagsbuchhandlung Carl Konegen, Wien, 190S.

Bernd Lötsch, Geboren 1941, Studium der Biologie und Chemie an der Universität Wien, 1970 Promotion zum Dr. phil. mit einer biochemischen Dissertation zum pflanzlichen Mineral- und Säurestoffwechsel. Von 1966 bis 1973 Assistent am Institut für Pflanzenphysiologie der Universität Wien, experimentelle Arbeiten zur pflanzlichen Biochemie, seit 1970 enge Zusammenarbeit mit dem FWU München und dem IWF Göttingen, Produktion von Hochschulunterrichts- und Forschungsfilmen; seit 1969 in Umweltfragen engagiert. 1973 Aufbau des Instituts für Umweltwissenschaften und Naturschutz, zuerst Boltzmann Gesellschaft, dann Akademie der Wissenschaften, Habilitation an der Universität Salzburg (1973), lehrt Humanethologie an der Universität Wien. Umweltberater von Konrad Lorenz (1974–89) und von Verbänden (ÖNB,WWF, B.U.N.D) Als Biologe Engagement für lebensgerechte Stadtgestaltung und Verkehrslösungen. Durch Aktivität und Medienpräsenz in zahlreichen Umweltkonflikten bekannt (Biolandbau, Kernenergie, Neusiedlersee und Auenschutz, Hainburg Krise, Ökologiekommission «Natur freikaufen» für den Auen Nationalpark etc.). Seit 1994 Generaldirektor und Neugestalter des Naturhistorischen Museums Wien. Publikationen über Stadtökologie, Energie und Umwelt, Nationalparkfragen. Nationale und internationale Preise für Umweltschutz.

Dr. Bernd Lötsch
Generaldirektor Naturhistorisches Museum Wien
Burgring 7, A-1010 Wien
bernd.lotsch@nhm-wien.ac.at

Diskussion

Naturmuseen in einer bedrohten Welt

Carl Aigner

Es hat mich beeindruckt, wie Sie dargestellt haben, wie Sie Ihr Haus in seinen Wurzeln pflegen und weiterentwickeln und dabei die inneren Strukturen des Hauses erhalten. Bei Ihnen zieht die Moderne ein, ohne dass das Alte kaputt gemacht wird. Ein weiterer Punkt ist, dass das Naturhistorische Museum in Wien hier Grundlagenforschung betreibt, die sich mit den Themen, die heute wichtig sind, vernetzt. Diese Beispiele machen auch sehr eindringlich deutlich, dass ein Museum forschen und seine Forschung auch gegenüber der Öffentlichkeit, gegenüber der Politik, legitimieren kann, ohne dabei servil zu sein oder sich anzupassen.

Bernd Lötsch

Ich möchte noch 3 Inhalte ergänzen. Wir haben auch eine Aussenstelle im Nationalpark Donauauen, wo wir Naturführer ausbilden (bei den Amerikanern sind es Interprety of Rangers). Wir haben hierfür ein Gebäude errichtet, ausschliesslich aus privaten Spenden, welches das konsequenteste Ökohaus des Landes darstellt, das aussieht wie ein panonisches Gehöft, weil es die Weisheit des vorindustriellen Bauens in die Klimagerechtigkeit einbezieht und ansonsten Hightech im Bauch hat, die man aber nicht sieht. Das heisst, Ökohäuser können in einem regionalen Architekturidiom errichtet sein und müssen nicht ausschauen wie Solargaragen oder Aluwäschetrommeln. Das ist eine Sache, die ich noch hinzufügen wollte und warum ich die Etrich Taube und die Bionik erwähnt habe: Wir haben den geflügelten Samen, den Igo Etrich als Inspiration aus den Dschungeln Javas genommen hat. Wir haben den Samen in vier Meter Grösse nachgebaut und ihn mit einem winzigen Motor motorisiert. Er hat das ideale Gewicht/Leistungsverhältnis und fliegt wie ein Engel. Wir glauben, dass diese Entwicklung – 100 Jahre nach Igo Etrich – auf das ursprüngliche Vorbild der Natur zu setzen, diesen Nur-Flügler-Samen, sogar der Weg zu einem Photovoltar ist, einem solarbetriebenen Flugzeug. Das ist Backyard Research, das ist Spielerei mit begnadeten Amateuren. So wie es ein Denkmal des unbekannten Soldaten gibt, sollte es ein Denkmal des unbekannten Volontärs von Museen geben. Amateur kommt von amare, und Dilettant kommt von dilettare, sich ergötzen. Und das sind die Partner der Museen. Ich kenne etliche von diesen Freiwilligen, die auch unsere Akademiker auf bestimmten Feldern des Spezialistentums in die Tasche stecken. Allerdings ist immer eine akademische Überwachung nötig, weil es sich zum Teil ja auch um sehr eigene Persönlichkeiten handelt, die sich unter Umständen auch in etwas verrennen können. Aber hervorragende Arbeit wird hier geleistet und auch im Publikumsbereich. Wir haben UNO Pensionisten als Auskunftspersonen in mehreren Sprachen am Infostand. Und da ist unlängst eine kleine Amerikanerin zum Infostand hingegangen und hat diese UNO Pensionistin angetippt und gesagt: «Are you real?» Beim Personalmangel von Museen ja eine berechtigte Frage. Und die Aufseher bei der Garderobe, die ja nicht immer die Feinsten sind (sie werden immer feiner an sich), die haben gesagt: «Die Kleine hat geglaubt, die Alte ist eine Mumie, nicht!». Und die hat das aber verstanden, hatte sehr viel Humor, und hat im Fachorgan der UNO Pensionisten einen Artikel geschrieben, man soll sich für das Naturhistorische Museum melden, unter dem Titel: «My first six month as a part-time mummy in the natural history museum.» Dankeschön.

Hans-Martin Treff

Ich muss Ihnen in einem kleinen Detail widersprechen. Sie haben gesagt, unser Museum hätte keinen wissenschaftlichen Background. Das Naturhistorische Museum in München gehört zu den Staatlichen Naturwissenschaftlichen Sammlungen und ist letztlich über ganz München verteilt. Die Staatlichen Naturwissenschaftlichen Sammlungen stellen gleichzeitig eine eigene Behörde dar. Die Zoologie, Mineralogie, Paläontologie usw. haben aber jeweils Direktoren, die gleichzeitig Lehrstuhlinhaber sind. Unser Museum ist das allgemeine Ausstellungsforum für diese Sammlungen. Ich habe mich letztlich immer als Museum bezeichnet, aber die Sammlungsdirektoren bezeichnen sich mehr als Universitätsleute und ich kann sagen, dass da über Jahrzehnte gewaltige Spannungen entstanden sind, wie es übrigens in London auch einmal der Fall war zwischen Wissenschaftlern und den Mitteilern. Insofern sehen Sie es natürlich so, wie ich es letztlich auch sehe, dass wir nicht umgeben sind von einem forschenden Sammlungsbereich, nur das da die Kontakte ganz anders als bei Ihnen, wesentlich ungünstiger, waren.

Carl Aigner

Wir kennen das im universitären Bereich unter dem Begriff Orchideenfächer. Wir müssen unglaublich aufmerksam sein und alles in Stellung bringen, dass uns nicht aufgrund von ökonomischen Argumenten sozusagen politisch gesagt wird: Zu was braucht man denn das? Denken sie an das Thema Latein. In Österreich ist es z.B. so, dass der Geschichtsunterricht sich jetzt v.a. auf das 20. Jahrhundert konzentriert. Halten Sie sich das einmal vor Augen! Und hier gibt es gerade aus dem Bereich der Natur und Naturwissenschaft Beispiele, die zeigen, dass es keine sinnlose Forschung gibt. Wenn sie in einen richtigen Kontext und Zusammenhang gebracht wird, mag sie hundert, zweihundert Jahre brachliegen, aber es kommt ein Moment, wo es dann auch eine grosse Rettung sein kann. Das ist etwas, wo wir auch ganz nachdrücklich Stellung nehmen und die Zusammenhänge hier darlegen müssen.

Freie Forschung im Museum

Ein Nationalfondsprojekt zur spätmittelalterlichen Skulptur im Museum für Kunst und Geschichte Freiburg (CH)

Stephan Gasser

Unter der Rubrik Utilisation des Musées im Jahresrapport des Museums für Kunst und Geschichte Freiburg, hielt Maurice Musy, Konservator ad interim, im Jahre 1897 fest: «Il est rejouissant de voir que si le grand public ne visite pas le musée autant qu'il le devrait, il tend au contraire à être plus souvent utilisé dans un but scientifique.»[45] Es sei erfreulich zu sehen, so also Musy, dass wenn auch das breite Publikum das Museum nicht gebührend besuche, dieses doch zunehmend wissenschaftlichen Zwecken diene. Die im Anschluss aufgeführten Beispiele zeigen, was man im ausgehenden 19. Jahrhundert unter der Zusammenarbeit von Museum und Forschung verstand: Das Komitee der Zeitschrift Fribourg artistique erhielt die Erlaubnis, das Juliusbanner von 1512 zu fotografieren, um es anschliessend im 8. Band der seit 1890 erscheinenden Reihe Fribourg artistique à travers les âges zu publizieren.[46] In den grossformatigen, bibliophilen Bänden dieser Reihe erschienen Jahr für Jahr gut zwei Dutzend historisch und kunsthistorisch bedeutende Werke aus dem Raum Freiburg. Dabei wurde eine ganzseitige Fotografie von einem ein- bis zweiseitigen Text begleitet, der nicht selten von Leuten aus dem Umkreis des Museums verfasst wurde. Diese Zusammenarbeit von Museum und Wissenschaft ist für die Erforschung des Freiburger Kunstpatrimoniums auch heute noch von nicht zu unterschätzender Bedeutung. In vielen Fällen handelte es sich nämlich um die erste Publikation der jeweiligen Objekte und die ausgezeichneten grossformatigen Fotografien überliefern nicht selten heute veränderte oder restaurierte Werke in einem ursprünglicheren Zustand.

Ein weiteres Beispiel zeigt, dass das Museum auch mit der internationalen Forschung kooperierte: Ein französischer und ein belgischer Archäologe untersuchten und fotografierten laut Jahresbericht einige Objekte aus dem Burgunderfriedhof von Fétigny, die sich seit 1883 im Museum befinden. Ziel der beiden Archäologen war es, diese Objekte, unter denen sich als eines der wichtigsten Stücke eine Gürtelgarnitur aus der 2. Hälfte des 7. Jahrhunderts befand, zusammen mit ähnlichen Funden aus Südfrankreich in einer wissenschaftlichen Zeitschrift zu publizieren.[47]

Ausdrücklich erwähnte jedoch Musy in seinem Bericht, die beabsichtigte Publikation werde dazu führen, das Freiburger Museum im Ausland bekannt zu machen. Ziel der Zusammenarbeit zwischen Museum und Forschung war also damals, die im Museum aufbewahrten Gegenstände wissenschaftlichen Zwecken zur Verfügung zu stellen und über Publikationen die Bekanntheit des Museums zu fördern. Insgeheim wünschte sich Musy wohl, der eingangs geäusserte Mangel – das Ausbleiben grosser Publikumsströme – möge durch diese Kooperation behoben werden.

So sehr der Konservator die Zusammenarbeit mit Forschern aus aller Welt begrüsste, bemängelte er doch das Fehlen eines Reglements, das vor unangebrachten Anfragen schützen könnte: «Il n'existe aucun règlement déterminant les conditions auxquelles on peut utiliser nos collections ou reproduire nos œuvres d'art. Nous croyons qu'il devient de plus en plus urgent d'en élaborer un afin d'éviter des demandes intempestives.»[48]

Die Kooperation von Forschung und Museum hat also am Freiburger Museum für Kunst und Geschichte eine Tradition, die mindestens bis ins ausgehende 19. Jahrhundert zurückreicht. In dieser Tradition steht letztlich auch ein auf vier Jahre angelegtes Nationalfondsprojekt, das seit September 2005 im Gange ist und die Freiburger Plastik aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts untersucht. Initiantin dieses Projekts war Verena Villiger, die Vizedirektorin des Freiburger Museums, wo sich etwa ein Drittel der in Frage kommenden Objekte befinden. Sie nahm vor knapp vier Jahren Kontakt auf mit Peter Kurmann, Professor am Lehrstuhl für mittelalterliche Kunstgeschichte der Universität Freiburg, um eine umfassende Untersuchung des fraglichen Skulpturenensembles in Gang zu bringen. In der Tat stagnierte die Erforschung der Freiburger Skulptur des 16. Jahrhunderts, die sich in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts einer ausserordentlichen Beliebtheit erfreute, seit längerem. Wie viel wissenschaftliches Potential dieses Ensemble noch bietet, zeigten die in den 1990er Jahren veröffentlichten Artikel von Ivan Andrey und Sophie Guillaut de Suduiraut.[49] Deren wichtige Beiträge machten jedoch auch klar, dass viele Fragen zur Freiburger Plastik nur dann beantworten werden können, wenn der gesamte Figurenkomplex umfassend und mit Hilfe aktueller wissenschaftlicher Methoden untersucht würde. Dies war der Grund, weshalb das Museum in Zusammenarbeit mit der Universität und mit Unterstützung des Kantons Freiburg im Herbst 2004 beim Schweizerischen Nationalfonds ein Projekt einreichte mit dem Titel «Zwischen Gotik und Renaissance. Die Freiburger Plastik aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts: Form, Funktion, Werkstattbetrieb und Produktionsbedingungen».[50]

Die Zusammenarbeit von Museum und Universität im Rahmen dieses Projekts entbehrt nicht einer gewissen Logik. Der Kunsthistoriker Adrien Bovy, der 1942 bis 1952 das Museum leitete und gleichzeitig Lehrbeauftragter an der Universität war, beschäftigte sich verschiedentlich mit der Freiburger Skulptur.[51] Er gab einem der wichtigsten Bildhauer dieser Zeit, dem Meister der grossen Nasen, seinen bis heute akzeptierten Notnamen und regte eine Dissertation zum Thema an, von der noch zu sprechen sein wird. Alfred A. Schmid, der langjährige Vorgänger von Peter Kurmann am kunstgeschichtlichen Institut Freiburg, war in den Jahren 1952 bis 1956 Konservator ad interim des Freiburger Museums und organisierte in seiner kurzen Amtszeit zwei bedeutende Ausstellungen, in denen die Freiburger Skulptur des 16. Jahrhunderts einen prominenten Platz einnahm. Es handelt sich um die Ausstellung Trésors de Fribourg. XIe - XVIIe siècle im Jahre 1955 sowie um die grosse Ausstellung zum 700-jährigen Bestehen der Stadt Freiburg im Jahre 1957, in denen die fragliche Plastik etwa die Hälfte, bzw. einen Viertel der Exponate ausmachte.[52] Auch Marcel Strub, der von 1960 bis zu seinem tragischen Tod durch Autounfall im Jahre 1969 die Leitung des Museums inne hatte, war sowohl als Forscher wie auch als Konservator eng mit der Plastik der zu untersuchenden Periode verbunden. Bereits 1947 hatte er an der Universität Freiburg, betreut durch Adrien Bovy, eine Dissertation mit dem Titel Sculpture fribourgeoise du XVIe siècle (1500-1563), Hans Roditzer, Martin Gramp, Hans Geiler, Hans Gieng, eingereicht, deren Resultate in den 50er und 60er Jahren in einer Serie von Artikeln publiziert wurden und auch in die drei von Strub redigierten Bände des Kunstdenkmälerinventars der Stadt Freiburg Eingang fanden.[53] Strub organisierte zudem 1965 mit Sculpture médiévale et baroque. Collections privées fribourgeoises eine Ausstellung, deren Schwerpunkt trotz des weiter gefassten Titels eindeutig auf der Plastik des 16. Jahrhunderts lag.[54] Diese Ausstellung bildete mit ihrer Fokussierung auf Werke aus Privatsammlungen eine Art Pendant zu den bereits erwähnten Ausstellungen Schmids in der Mitte der 50er Jahre.

Das Forschungsprojekt zur Freiburger Plastik des 16. Jahrhunderts hat drei Standbeine, die jeweils durch eine Mitarbeiterin/einen Mitarbeiter verkörpert werden. Die Historikerin Katharina Simon-Muscheid erforscht

das historische Umfeld der Skulpturen anhand umfassender Archivrecherchen; der Restaurator Alain Fretz untersucht die materiellen Aspekte der Figuren wie Holzbearbeitung, Polychromie, Restaurierungen usw. und der Referierende selbst ist für die kunsthistorische Einordnung und ikonografische Fragen zuständig. Es versteht sich von selbst, dass die Mitarbeitenden untereinander einen permanenten Austausch pflegen, da die drei grossen Themenfelder nur miteinander verknüpft interessante Resultate zu Tage fördern können. Diesem Team steht mit Primula Bossard eine professionelle Fotografin zur Seite, die von allen Skulpturen Aufnahmen unter möglichst identischen Bedingungen herstellt.

Erklärtes Ziel des Projekts ist es, nicht einzelne Skulpturen oder Skulpturengruppen monografisch zu untersuchen, sondern die Figuren in ihrer Gesamtheit mit einigen zentralen Themenkomplexen zu konfrontieren. Dieses Vorgehen wird durch die hohe Überlieferungsdichte des Materials – es existieren etwa 450 Objekte – geradezu herausgefordert. Mit der Erfassung des gesamten Bestandes in einer zentralen Datenbank, der technologischen Untersuchung aller zugänglichen Figuren und einem umfassenden Studium der schriftlichen Quellen, wird eine solide Basis für die Untersuchung der folgenden Aspekte gelegt: Die Frage nach der Form der Bildwerke wird im Projekt nicht mehr in erster Linie zur Lösung von Zuschreibungsproblemen gestellt, wie dies in der bisherigen Forschung der Fall war. Vielmehr werden Bildwerke als ein Medium betrachtet, das dem Rezipienten in möglichst günstiger Form bestimmte Informationen übermitteln soll. Dies bedingt vorerst die genaue Analyse der materiellen Seite der Bildwerke als Medium, d.h. die Analyse nicht nur der Form, sondern auch ihres Aussagewertes. Es muss also untersucht werden, wie die Skulpturen beschaffen sind und was sie auf Grund ihrer spezifischen Eigenschaften in einem grösseren Kommunikationssystem zu leisten vermochten.

Einen weiteren Problemkreis eröffnet die aktuelle Aufstellung der Figuren. Die meisten Objekte funktionieren heute nicht mehr im ursprünglichen Kontext, sondern werden unter veränderten Bedingungen in Kirchen, Museen, Privatsammlungen, Pfarrhäusern, Sakristeien usw. aufbewahrt. Sie werden also heute in erster Linie medienhistorisch, d.h. als Produkte alter Kunst wahrgenommen. Die breite religiöse Erfahrung, die sie dem Rezipienten einst boten, reduziert sich dadurch auf eine Kunsterfahrung. Es ist deshalb unabdingbar, den ursprünglichen Kontext der einzelnen Werke (ehemaliger Aufstellungsort, Einbindung in Kult und Alltag usw.) zu erforschen. So wurde etwa eine Christusfigur im Freiburger Museum ursprünglich am Tag der Himmelfahrt Christi durch das Himmelfahrtsloch der ehemaligen Pfarrkirche aufgezogen – der Eisenring am Kopf der Figur zeugt von dieser Verwendung – und war wohl an den übrigen Tagen des Jahres der Öffentlichkeit nicht zugänglich[55]; Hans Geilers Heiliger Georg im Kampf gegen den Drachen im Lapidarium desselben Museums erfreute sich hingegen einer permanenten Sichtbarkeit, denn er zierte den Brunnen auf dem Platz vor dem Rathaus[56]; eine Madonna mit Kind im Tresor des Pfarrhauses von St. Antoni dürfte ursprünglich im Schrein eines Altarretabels gestanden haben, das sich den Kirchenbesuchern im Verlauf des liturgischen Jahres abwechslungsweise in geöffnetem und geschlossenem Zustand präsentierte.[57]

Für das Verständnis spätgotischer Plastik ist weiter die Analyse der Produktionsbedingungen unabdingbar. Zum einen muss untersucht werden, inwieweit in einem Werkstattbetrieb namentlich bekannte Bildhauer überhaupt für einzelne Werke und Stile verantwortlich gemacht werden können. Zum anderen stellt sich die Frage, ob es sich bei einzelnen in Quellen erscheinenden Namen nicht «nur» um kapitalkräftige Unternehmer gehandelt hat, die selber keine Skulpturen herstellten. So erscheint etwa Hans Roditzer in Quellen als Auftragnehmer einer Vielzahl von Altarretabeln, die auf Grund erheblicher stilistischer Differenzen nicht

alle in derselben Werkstatt, geschweige denn vom selben Bildhauer geschaffen worden sein können. Es ist deshalb gut möglich, dass Roditzer – der übrigens in der schriftlichen Überlieferung immer als Tischler auftaucht – die Schreine der Retabel herstellte und die bildhauerischen Arbeiten an andere verdingte. Neben konkreten Herstellungsprozessen ist aber auch die marktwirtschaftliche Situation zu analysieren. Obwohl die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts als Blütezeit der Freiburgischen Skulptur gilt, scheinen ihre bedeutendsten Protagonisten nicht reich geworden zu sein. Hans Geiler musste gegen Ende seines Lebens sein Haus verkaufen, und auch Hans Gieng starb trotz zahlreicher auswärtiger Aufträge in Armut. Es stellt sich deshalb die Frage, inwieweit einige in erster Instanz als stilistische Phänomene wahrgenommene Erscheinungen von marktwirtschaftlichen Bedingungen wie kostengünstiger Serienfertigung o. ä. motiviert waren. Unter marktwirtschaftlichen Gesichtspunkten muss auch der Ex- und Import von Bildwerken von und nach Freiburg untersucht werden, der bei einigen Werken nachweisbar ist. Die bisher so intensiv diskutierten Zuschreibungs- und Datierungsprobleme sollen schliesslich nicht mehr allein mit kunsthistorischen Methoden angegangen werden, sondern auch mit Hilfe naturwissenschaftlicher Technologien (Untersuchung von Werkzeug- und Einspannspuren, dendrochronologische Analysen, Röntgenaufnahmen, Material- und Pigmentanalysen usw.). Zwei Madonnen, die sich heute in St. Antoni befinden, zeigen beispielsweise deutliche werktechnische Unterschiede. Die Spuren in den Aushöhlungen der Rückseite beweisen, dass unterschiedliche Werkzeuge verwendet wurden und dass der Rohstoff einmal Frischholz, das andere mal getrocknetes Holz war. Die Einspannspuren auf der Ober- und Unterseite der Figuren erbringen den Nachweis dafür, dass die beiden Madonnen nicht auf derselben Werkbank bearbeitet wurden.

Bereits nach einem Dreivierteljahr zeigt sich, dass die praxisnahe Arbeit im Museumsbetrieb in Kombination mit der theoretisch ausgerichteten Arbeit universitärer Forschung ausserordentlich fruchtbar ist und für beide Teile zahlreiche Vorteile mit sich bringt. Über das Inhaltliche hinaus, ergänzen sich die beiden Institutionen im Rahmen des Projekts auch betreffend ihrer Infrastruktur. Es ist deshalb nicht übertrieben, in diesem Zusammenhang von einer klassischen Win-Win-Situation zu sprechen.

Dazu einige Beispiele:

1.
Etwa ein Drittel der ca. 450 im Projekt behandelten Skulpturen befinden sich heute im Museum. Zu diesem Ensemble besteht zwar kein Katalog, sie sind jedoch in der Kartei des Museums mit den wichtigsten Angaben zu Ikonografie, Dimensionen, Provenienz (falls bekannt), Restaurierungen und Literatur erfasst. Während diese Fichen dem Projekt als Ausgangsbasis für die Datenbank dienten, wird es nach Abschluss unserer Arbeit ein Leichtes sein, aus der vervollständigten Datenbank einen Katalog der spätmittelalterlichen Skulptur des Museums zu erstellen. Ein solcher Katalog macht allerdings nur dann wirklich Sinn, wenn auch die Skulpturen ausserhalb des Museums gründlich untersucht werden. Es ist nämlich nicht selten der Fall, dass Figuren, die sich jetzt im Museum befinden, ursprünglich im gleichen Kontext verwendet wurden, wie Figuren, die heute noch in situ oder in Privatbesitz sind. So stammen etwa ein heiliger Martin und ein heiliger Michael, die sich seit 1900 im Museum befinden, aus zwei verschiedenen Retabeln der Freiburger Johanniterkirche, wo sich die übrigen Figuren dieser Retabel befinden. Ein Rechnungsbeleg im Archiv des Museums beweist, dass die beiden Figuren aus besagter Kirche stammen und über den Maler und Sammler Joseph Reichlen ins Museum gelangten, während ein Inventar der Johanniterkirche aus dem späten 17. Jahrhundert deren Position in den entsprechenden Retabeln beschreibt.[58]

2.
Im Rahmen des Projekts wird das gesamte Archiv des Museums durchgearbeitet. Diese Arbeit wäre nicht zu leisten ohne die unzähligen Hinweise von Museumsmitarbeiterinnen und -mitarbeitern, die jahrelange Erfahrung im Umgang mit diesem Material haben, das für Aussenstehende oft nach undurchsichtigen Kriterien abgelegt zu sein scheint. Im Gegenzug fördert die konsequente Durcharbeitung des Archivs manches zu Tage, das nicht für das Skulpturenprojekt, wohl aber in anderem Zusammenhang von Interesse ist. So zeigte sich etwa, dass eine Madonna mit Kind aus dem späten 14. Jahrhundert nicht aus Surpierre oder Belfaux stammt, wie man bisher vermutete, sondern aus Torny-Pittet. Solche Funde erlauben es dem Museum, ohne grossen Forschungsaufwand den bisherigen Kenntnisstand zu korrigieren oder zu erweitern. Das Projektteam hat im Gegenzug die Möglichkeit, diese kleinen Neuheiten im Rahmen museumsinterner Veranstaltungen der interessierten Öffentlichkeit zu präsentieren. Die Madonna aus Torny-Pittet wurde beispielsweise anlässlich der monatlich stattfindenden Decouverte de 6 à 7 vorgestellt und wird in Form eines Museumsblatts publiziert.[59]

3.
Der permanente Austausch, den das Museum über seine Ausstellungs- und Forschungstätigkeit mit anderen Institutionen pflegt, kommt unmittelbar auch dem Projekt zugute. Die engen Kontakte zur Freiburger Denkmalpflege und zum Staatsarchiv erleichterten die Einführung eines Hauskolloquiums, anlässlich dessen in loser Folge verschiedene Interessierte eingeladen werden, über Themen zur spätmittelalterlichen Skulptur Freiburgs zu diskutieren. Aus der Verbindung zum Schweizerischen Landesmuseum, wo unter der Leitung von Dione Flühler zur Zeit ein Katalog zur mittelalterlichen Holzskulptur im Entstehen begriffen ist, resultierte eine Arbeitstagung zu ausgesuchten Werken dieses Museums, unter denen sich auch solche freiburgischer oder vermeintlich freiburgischer Provenienz befinden. Die Zusammenarbeit des Freiburger Museums mit der Fondazione Torino Musei für die Ausstellung Corti e città führte gar zu einem ebenso unerwarteten wie interessanten Fund. Durch den regen Austausch mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Ausstellung, stiess das Projektteam bei der Redaktion der Katalogbeiträge zu den Leihgaben des Freiburger Museums im nördlichen Piemont auf ein bisher unbekanntes Retabel aus einer Freiburger Werkstatt. Einem Hinweis Guido Gentile Folge leistend, untersuchte das Team im Mai dieses Jahres in einem Weiler oberhalb von Alagna Valsesia auf der Südseite des Monte Rosa ein kleines spätmittelalterliches Flügelretabel, das heute als Predella eines barocken Altaraufsatzes dient. Obwohl seit einem Diebstahl im Jahre 1972 nur noch der Schrein und eines der Flügelreliefs vorhanden sind, ist dieses Retabel für die Erforschung der spätgotischen Skulpturenproduktion Freiburgs von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Die formalen Übereinstimmungen der hl. Anna selbdritt vom linken Flügel des Retabels in Rusa mit einer Figur gleicher Ikonografie in Tafers sind von seltener Evidenz und machen eine Freiburger Provenienz des Retabels in Rusa sehr wahrscheinlich. Dieser Befund wird durch die Resultate einer dendrochronologischen Analyse des Schreins bestätigt: Dessen Holz wurde gegen 1515 geschlagen und stammt aus den Freiburger Voralpen. Das Retabel von Rusa gehört damit zu den wenigen gut datierten Werken der spätgotischen Skulptur Freiburgs und dient als Referenzwerk zur Datierung dieses Skulpturenensembles. Es handelt sich zudem eindeutig um ein Exportstück, was belegt, dass die Freiburger Bildhauerwerkstätten nicht nur für ihre unmittelbare Umgebung arbeiteten.[60]

Zusammenfassend zeigt sich, dass die Ziele, die Maurice Musy vor über 100 Jahren betreffend Kooperation von Forschung und Museum formulierte, noch heute gelten: Beide Parteien profitieren, wenn das Museum

seine Bestände nicht nur dem breiten Publikum, sondern auch wissenschaftlichen Zwecken zur Verfügung stellt. Und beide Parteien profitieren, wenn die Forschung ihre Resultate nicht nur der Scientific Community, sondern auch interessierten Laien präsentiert. Ziel des Projektes zur Freiburger Skulptur aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ist es deshalb, das untersuchte Figurenensemble nicht nur zu erforschen, sondern sowohl der internationalen Forschung – sie hat von der Freiburger Skulptur aus verschiedenen Gründen bisher kaum Kenntnis genommen –, als auch der breiten Öffentlichkeit bekannt zu machen. Neben einem internationalen Kolloquium und einer wissenschaftlichen Publikation sind deshalb auch Zeitungsartikel, Vorträge für ein breites Publikum und eine Ausstellung mit einem leicht verständlichen Begleitband vorgesehen.

Anmerkungen

[45] Archiv des Museums für Kunst und Geschichte Freiburg, Rapport annuel, Heft 3 (1895–1897), p. 39.

[46] Max de Diesbach, Le bannière donnée aux Fribourgois, in: Fribourg artistique à travers les âges 8 (1897), T. 16. Zum Juliusbanner zuletzt Sabine Sille, Juliusbanner von Freiburg (1512), Blätter des Museums für Kunst und Geschichte Freiburg, Freiburg 2004

[47] Ob ein entsprechender Artikel je erschienen ist, war nicht in Erfahrung zu bringen. Zur Gürtelgarnitur François Guex, Gürtelgarnitur aus Fétigny (2. Hälfte 7. Jahrhundert), Blätter des Museums für Kunst und Geschichte Freiburg, Freiburg 1998.

[48] Archiv des Museums für Kunst und Geschichte Freiburg, Rapport annuel, Heft 3 (1895–1897), p. 40.

[49] Ivan Andrey, Le Christ des Rameaux de Fribourg a été retrouvé, in: Patrimoine fribourgeois 1 (1992), p. 3–8; idem, Les statues du commandeur. Essai de reconstruction des retables gothiques de l'eglise Saint-Jean à Fribourg, in: Hommage à Marcel Grandjean. Des pierres et des hommes: materiaux pour une histoire de l'art monumental regional. Hg. v. Paul Bissegger und Monique Fontannaz. Lausanne 1995, p. 191–216; idem, Freiburger Retabel aus der Zeit von Hans Fries, in: Hans Fries. Ein Maler an der Zeitenwende, Katalog zur Ausstellung im Museum für Kunst und Geschichte 7. Dezember 2001 bis 24. Februar 2002, hrsg. v. Verena Villiger und Alfred A. Schmid, Zürich 2001, p. 69–88; Sophie Guillot de Suduiraut, Deux fragments réunis d'un Mont des Oliviers de l'atelier de Hans Geiler, in: Revue du Louvre. La revue des musées de France 2 (1995), p. 28–41; idem Sculptures fribourgeoises en Franche-Comté, in: Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 53 (1996), 29–56; La Vierge à l'enfant d'Issenheim. Un chef-d'oeuvre bâlois de la fin du Moyen Age, Katalog zu den Ausstellungen im Musée du Louvre Paris 12. Februar bis 11. Mai 1998 und im Museum für Kunst und Geschichte Freiburg 5. Juni bis 6. September 1998, hrsg. v. Sophie Guillot de Suduiraut, Paris 1998.

[50] Zum Projekt vgl. Stephan Gasser, Gramp, Geiler, Gieng et les autres. L'âge d'or de la sculpture à Fribourg, in: Annales fribourgeoises 67 (2005), p. 21–39 (ausführliche Projektbeschreibung) sowie http://www.mediaevum.unifr.ch/deutsch/forsch_projekte/Kurmann_Plastik.htm (Projektskizze).

[51] Vgl. zusammenfassend Andrien Bovy, La sculpture à Fribourg, in: Vie, art, cité 6 (1943).

[52] Trésors de Fribourg (XIe–XVIIe siècles), Katalog zur Ausstellung im Museum für Kunst und Geschichte Freiburg 21. August bis 11. September 1955, hrsg. von Alfred A. Schmid, Freiburg 1955; Expositions du huitième centenaire de la formation de Fribourg 1157–1957, Katalog zur Ausstellung im Museum für Kunst und Geschichte, im Kollegium St. Michael und an der Universität Freiburg 15. Juni bis 15. Septembre 1957, hrsg. von Alfred A. Schmid, Freiburg 1957.

[53] Strub, Marcel, Sculpture fribourgeoise du XVIe siècle (1500–1563). Hans Roditzer, Martin Gramp, Hans Geiler, Hans Gieng, Typoskript, Diss., Freiburg 1947; idem, Les monuments d'art et d'histoire du canton de Fribourg. La ville de Fribourg, 3 Bde, Basel 1956, 1959 und 1964; idem, Sculpture fribourgeoise du XVIe siècle (1500–1563), in: Annales fribourgeoises 42 (1956), p. 74–106; idem, L'oeuvre du sculpteur Hans Roditzer, in: Annales fribourgeoises 43 (1958), p. 111–126; idem, L'oeuvre du sculpteur Martin Gramp, in: Annales fribourgeoises 44 (1960), p. 63–89; idem, Deux maîtres de la sculptures suisse du XVIe siècle. Hans Geiler et Hans Gieng, Freiburg 1962.

[54] Sculpture médiévale et baroque. Collections privées fribourgeoises, Katalog zur Ausstellung im Museum für Kunst und Geschichte 23. Juli bis 26. September 1965, hrsg. von Marcel Strub, Freiburg 1965.

[55] Zum Auffahrtschristus zuletzt R. Blanchard, Himmelfahrts-Christus (Fassung), 1503, in: Kat. Hans Fries (wie Anm. 5), p. 245–247.

[56] Zu den Freiburger Brunnen Axel Gampp, Sprudelnde Moral. Die Ikonographie des Fribourger Brunnenprogramms als Ausdruck geistig-moralischer Aufrüstung im 16. Jahrhundert, in: Brunnen in der Geschichte, Akten des Kolloquiums in Bern 2005 (erscheint demnächst).

[57] Die Madonna von St. Antoni ist unpubliziert.

[58] Zur Rekonstruktion der Retabel in der Johanniterkirche Andrey 1995 und Andrey 2001 (wie Anm. 49).

[59] Stephan Gasser, La Vierge à l'Enfant de Torny-Pittet, Blätter des Museums für Kunst und Geschichte Freiburg (erscheint 2006).

[60] Stephan Gasser, Katharina Simon-Muscheid, Alain Fretz, Primula Bossard, Skulpturenexport im Spätmittelalter. Ein bisher unbekanntes Freiburger Retabel in Rusa/Alagna Valsesia (Piemont), in: Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte (erscheint 2006).

*Stephan Gasser, * 8. April 1965, 1980–1985 Pädagogische Matura in Sitten/VS, 1986–1991 Musikstudium an der Swiss Jazz School in Bern (Abschluss mit Lehrdiplom), 1993–1998 Studium der Kunstgeschichte (Prof. Dr. Dr. hc. Peter Kurmann), der Philosophie (Prof. Dr. Ruedi Imbach) und der Historischen Hilfswissenschaften (Prof. Dr. Pascal Ladner) an der Universität Freiburg i. Üe., 1998 Lizentiat (Magister), Titel der Lizentiatsarbeit: Das Südportal der Kathedrale von Freiburg i. Üe. Geschichte, Stil, Ikonografie. Oktober 2000–Mai 2002 Diplom-Assistent am Lehrstuhl für mittelalterliche Kunstgeschichte der Universität Freiburg i. Üe. April 2002 Promotion, Titel der Dissertation: Früh- und hochgotische Architektur in der westlichen Schweiz (ausgehendes 12. bis mittleres 14. Jahrhundert). Seit Juni 2002 Doktor-Assistent am Lehrstuhl für mittelalterliche Kunstgeschichte der Universität Freiburg i. Üe. Seit Sept. 2005 Mitarbeiter am vom Schweizerischen Nationalfonds unterstützten Forschungsprojekt Zwischen Gotik und Renaissance. Die Freiburger Plastik aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts: Form, Funktion, Werkstattbetrieb und Produktionsbedingungen*

Dr. Stephan Gasser
Freistrasse 37, CH-3012 Bern
stephan.gasser@unifr.ch

Diskussion

Freie Forschung im Museum - Ein Nationalfondsprojekt zur spätmittelalterlichen Skulptur im Museum für Kunst und Geschichte Freiburg (CH)

NN

Wie sehen sie die Aufstellung solcher Heiligtümer in einem unserer Zeit entsprechendem Kontext? Holt man sie jetzt aus den Kirchen in die Museen oder will man sie in den Kirchen behalten, auch wenn wir sie heute als Kunstobjekt betrachten?

Stephan Gasser

Man muss vorausschicken, dass natürlich unsere Aufgabe die Erforschung ist und nicht unbedingt die Konservierung dieser Figuren. Ich kann aber durchaus meine persönliche Meinung dazu sagen, da wir gerade gestern eine grossformatige Muttergottesfigur von einer Kirche ins Museum gebracht haben, die dem Museum als Leihgabe übergeben wurde. In diesem Fall handelt es sich um ein qualitativ hochwertiges Stück, das bisher in der Sakristei einer Kirche aufbewahrt wurde und Konservierungsprobleme aufwies. In solch einem Fall rechtfertigt sich eine Überführung ins Museum, vor allem, wenn es als Leihgabe ist. Denn im Museum können zum einen die Konservierungsprobleme besser angegangen werden und zum anderen wird das Objekt ausgestellt und ist damit eigentlich erst der Öffentlichkeit zugänglich. Selbstverständlich wird das Objekt dadurch dekontextualisiert. In anderen Fällen ist es sicher wünschenswert, dass Objekte so nahe wie möglich am ursprünglichen Kontext verbleiben können. Das ist im Zusammenhang mit der Freiburger Skulptur sehr schwierig, weil die meisten Figuren als isolierte Figuren überlebt haben, während die Retabelschreine verloren sind. Das heisst, diese Figuren müssen auch dann ausserhalb ihres ursprünglichen Kontexts aufgestellt werden, wenn sie sich noch am Ort ihrer ursprünglichen Aufstellung befinden. Im Falle des Freiburger Museums, dessen Archiv ich bereits zum Teil durchgearbeitet habe, hat das Museum oft die Funktion eines Retters solcher Objekte gespielt, vor allem in der Zeit im ausgehenden 19. und im frühen 20. Jahrhundert, als viele dieser mittelalterlichen Objekte im Dachboden der Kirchen verschwunden und verstaubt sind, sie dort von interessierten Konservatoren aufgefunden und je nachdem ins Museum überführt wurden. Es gab aber durchaus auch Fälle, wo das Museum eine Restaurierung und eine Platzierung im alten Kontext angeregt hat.

Carl Aigner

Und eine Schutzfunktion, nämlich die Sicherheit. Wir wissen, wie viel in den letzten 20 Jahren aus Kirchen oder aus anderen sakralen Räumen (Kapellen) verschwunden ist.

Burkard von Roda

Wir haben eine ähnliche Situation in unserer Sammlung und auch eine ähnliche Sammlungsgeschichte. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, bevor es ein schweizerisches Landesmuseum gegeben hat, waren zum Teil die kleineren Museen die einzigen Orte in der Schweiz, wo man solche Dinge unterbringen konnte. Bei uns in Basel ist ein riesiges Altarwerk aus dem Gebiet südlich der Alpen, das in Memmingen fabriziert worden war, ein Exportstück von Memmingen in das Calancatal gewesen ist und heute bei uns als ein Hauptwerk steht. Das wäre verschwunden, zumindest aus der Schweiz. Es ist also nicht nur ein Thema, das sich auf Fribourg und die nähere Umgebung beschränkt, sondern es hat weltweite Dimensionen. Insofern ist diese Forschung wichtig. Es ist die Frage gestellt worden, wofür es heute gut ist, wofür kann es noch gut sein? Es gibt auch Fälle, wo kleinere Orte, in unserem Fall ein Beispiel aus dem Wallis, den Antrag stellen, die Figuren anlässlich einer Kirchenrenovierung nach 100 Jahren wieder zurückzubekommen und wo man sich dann darauf einigt, ob das möglich ist. Das sind jedoch eher die seltenen Fälle, da es auch immer noch die Möglichkeit gibt, eine Kopie vom Original anfertigen zu lassen, das im Museum ist.

Museoentertainement

Carl Aigner

Es ist erstaunlich, dass das Thema «Museum und Forschung» fast oder kaum zu einer öffentlichen Diskussion in Österreich führt. Das Thema der Museen ist vor allem seit der grossen Transformation, die wir mit den Begriffen der Ausgliederung, der Vollrechtsfähigkeit, der Selbstständigwerdung der Museen in den späten 90er Jahren und in der Praxis seit 2000 etwa nennen: der ökonomische Zustand der Museen auf der einen Seite, und wie viele Besucher gibt es auf der anderen Seite. Ich selbst, und ich weiss es auch von einigen meiner Kollegen, haben immer wieder mit den Medien ganz gute Kontakte und wir versuchen zu motivieren und darüber zu berichten, welche prachtvolle Forschungspublikationen ein Museum wie das Naturhistorische oder ein Landesmuseum bringt und das zu einem Thema zu machen. Es ist anscheinend, oder bis jetzt, in der Praxis auf alle Fälle nicht möglich.

Der Begriff «Wissenschaft und Forschung» ist im Zusammenhang mit dieser Restrukturierung der Museen bei den Bundesmuseen schon im Titel: «Wissenschaftliche Anstalten öffentlichen Rechts». Und das ist ein Titel, der viel zu wenig vor sich hergetragen wird, aber es ist bemerkenswert im Zusammenhang mit der Vollrechtsfähigkeit, sozusagen Museen als eigene Wirtschaftseinheiten, als Autonome zu sehen. Wir haben hier jede Referenzmöglichkeit zu sehen.

Zweimal ist das Thema «Forschung» ein Thema geworden. Einmal seitens des Bundesministeriums, und Bernhard Graf kann davon Lebhaftes berichten, denn er war der Beauftragte im Zusammenhang mit der Evaluierung der Bundesmuseen. Vor gut einem Jahr ist diese Studie abgeschlossen worden. Im Rahmen dieser Studie ist (und darüber bin ich sehr froh, weshalb ich diese Evaluierungsstudie sehr verteidige) das Thema Wissenschaft wirklich explizit mit jedem Museum nicht nur angeführt, sondern auch sichtbar gemacht worden und was hier alles geleistet wird. Aus diesem Grunde kann und darf man auf keinen Fall von einem Rückgang wissenschaftlicher Forschung im Zusammenhang mit der Restrukturierung, mit der Reformierung im Sinne der Ausgliederung der Selbstrechtsfähigkeit, sprechen. Dies ist etwas ganz Wichtiges, nur wir sagen und vermitteln es zu wenig.

Zum anderen handelt es sich um eine Art inoffizielle Studie. Diese ist im Auftrag des für Museen zuständigen Bundesministeriums vergeben worden und es handelt sich dabei um eine explorative Studie zum Thema «Forschung in Museen». Diese ist etwa vor einem Monat abgeschlossen worden und darüber werde ich einige Aspekte vermitteln, weil dies den Rahmen unserer Bodensee-Tagung teilweise auch mitformulieren kann. Diese Studie zur Bestandesaufnahme der Forschung in ausgewählten Bundes-, Landes-, städtischen, aber auch privaten Museen, hat die Fragestellungen «Forschungsart», «Profil der Forscherinnen und Forscher», «Forschungsanteil an Budgets», «Stellenwert der Forschung», «Wie sieht es mit Forschungskooperationen aus?», «Wie ist der Bereich der Drittmittel?» aufgenommen. Etwas, das mit dieser Selbstrechtsfähigkeit der Museen in Österreich seit jetzt fast schon einem Jahrzehnt heftig diskutiert wird. Der letzte Punkt ist das Thema der Publikationen und zwar unabhängig davon, ob es sich um Printmedien handelt oder es über andere Medien artikuliert wird. Insgesamt sind hier 80 Museen, zum Teil im Zufallsprinzip und zum Teil strategisch, befragt worden, bis hin zum Thema der Leitbilder. Akzentuiert wurde diese Befragung durch

eine Reihe von Interviews, also eine Qualifizierung sozusagen dieser Fragebogenerhebung. Von diesen 80 Fragebögen, die ausgeschickt wurden, sind fast 60 zurückgekommen. Auch wenn hier sehr intensiv und sehr nahe an die Befragten herangegangen wurde (was diese Fragebögen allerdings auf der anderen Seite wieder problematisch macht), ist zu erwähnen, dass zum Teil äusserst spärliche, zum Teil überhaupt keine konkreten, faktischen Antworten zurückgekommen sind. Zum Beispiel: Wie gross ist der Budgetanteil vom Gesamtbudget im Bezug auf das, was für wissenschaftliches Arbeiten oder Forschung ausgegeben wird?

Die Studie hat bewusst (was eine Schwäche darstellt) den Begriff der Forschung sehr breit gefasst. Keine Differenzierung zwischen einem wissenschaftlichen Arbeiten und einem Forschen. Auch die Bestandsaufnahme von Sammlungen zum Beispiel ist unter die Rubrik Forschung aufgenommen worden (dies als Rahmenaspekte). Und es sind doch Aspekte, die wir im Sinne der Seriosität mitbedenken und mitartikulieren und argumentieren müssen, damit wir hier nachdrücklich gegenüber den Medien und der öffentlichen Hand auch argumentieren und Stellung nehmen können. Es geht quer durch alle Sparten der Museen, von den Kunstmuseen bis zu Kulturhistorischen Museen. Mitaufgenommen sind auch die verschiedensten Rechtsträger, die es in Österreich für Museen gibt, vom Verein, über GmbH, über wissenschaftliche Anstalten öffentlichen Rechts. Eines dieser Ergebnisse in bezug auf Mitarbeiter und Forschung ist, dass die forschenden Museen (oder die, die zu den forschenden gezählt werden müssen), die befragt worden sind, im Schnitt 58 MitarbeiterInnen haben. Dazu muss gesagt sein, dass davon der Hauptanteil Bundesmuseen/Landesmuseen sind. Diese Zahl nimmt in Österreich radikal ab, wenn es sich um städtische Museen handelt, von regionaleren oder lokaleren Museen ganz zu schweigen. Die Studie hat etwas ergeben, das wir alle wissen: In dem Moment, wo es in den Bereich der Ehrenamtlichkeit geht, ist hier fast keine Leistungserbringung möglich. Aus diesem Grunde kann man diesen auch nicht zuschlagen oder unter einen Hut werfen, wenn man nach dem Thema von «Forschung und Museen» fragt. Hier muss wirklich differenziert werden, weil auf ehrenamtlicher Basis kaum eine Forschungsleistung zu erbringen ist, ausser in speziellen Konstellationen, die sich auch in Österreich gezeigt haben. Durchaus wichtig sind nämlich die ehrenamtlichen Wissenschaftler, die in den Ruhestand getreten sind und sich aus diesem oder aus anderen Gründen im Museum engagieren und sagen: mein Anteil ist wirklich die wissenschaftliche Kompetenz und was ich sonst noch aus zeitlichen und sonstigen gesundheitlichen Gründen an Forschungsleistung einbringen kann. Das ist in dieser Studie beispielsweise überhaupt nicht erfasst worden, weshalb ich es ganz explizit einbringen möchte und weil das auch ein Thema ist, das wir in dieser Diskussion auch mittragen und mitformulieren sollten. Interessant ist, dass von diesen fast 60 Museen – deren Fragebögen eingegangen sind –, sich immerhin 46 beim Selbstbildnis als forschende Institution deklariert haben, also ein «Mission-Statement». Von diesen 46 forschenden Institutionen und Museen wiederum haben 15 eine eigene Forschungsabteilung, wobei dies gar nicht alles nur bei den Bundesmuseen so explizit ist, sondern eher breiter und sehr unterschiedlich gestreut ist. Das Thema einer eigenen Forschungsabteilung ist schon ein Aspekt der uns hilft, wenn wir über Forschungsleistungen in Museen differenzieren. Kann sich ein Museum eine eigene Forschungsabteilung leisten, wenn sie historisch nicht schon geerbt worden ist? Und wenn das der Fall ist, macht sie es dann auch? Das ist ein Aspekt, den wir auch bedenken müssen. Der Anteil von Frauen in Museumsforschung beträgt übrigens in bezug auf die Männer nicht ganz die Hälfte, 45 %.

Der Verzicht auf eine vorgegebene Definition von Museumsforschung sollte also das Antwortspektrum in dieser kleinen explorativen Erhebung nicht einengen. Es zeigt sich jedoch zugleich, dass wir einer ziemlich klaren Definition, was wir im Museum als Forschungsleistung bzw. Forschungsarbeit bezeichnen, nicht ausweichen können, um nicht labile Antworten und Ergebnisse zu erhalten. Von diesen fast 60 Antworten sind es mehr als 50% (also mehr als 30 Museen), die angegeben haben, dass sie längerfristige Forschungsprojekte nicht nur realisieren können, sondern auch realisieren. Es gibt in Österreich – das zeigt als Konklusion auch diese Erhebung und Studie – auch aufgrund dieser komplexeren Finanzierungssituation von Museen einen Trend hin zu Projektförderung. Was natürlich heisst, dass das auf Kosten der Grundlagenforschung geht, denn Projekte sind nämlich, wenn wir genau nachfragen, Ausstellungsprojekte. Die Projekte sind in der Regel immer auf spezifische Ausstellungen und die damit verbundene Forschungsarbeit bezogen. Der durchschnittliche Anteil des Forschungsbudgets vom Gesamtbudget dieser 60 Museen beträgt knapp 7 %, wobei die Streuung allerdings sehr unterschiedlich ausfällt, das reicht von 1 % bis auch zu Spitzenwerten von bis zu 30 %, die hier eruiert wurden. Interessant ist jedoch nicht nur diese neue Situation von Museen, sondern auch ein neuer Generationsgeist. Von Österreich her traue ich mir zu behaupten, dass mehr als 85 % dieser 60 Museen ihre Forschungsprojekte in Kooperationsformen mit anderen Museen und Ausstellungshäusern realisieren. Das ist zum Beispiel ein Aspekt, den ich selber in meiner Kunsthallentätigkeit erlebt habe, dass wir bei Ausstellungsprojekten in verschiedener Weise eine Mitfinanzierung für die wissenschaftliche Arbeit eines Ausstellungsprojektes, das wir von einem anderen Haus übernehmen oder wo eine Zusammenarbeit mit Museen und zum Teil mit Ausstellungshäusern stattfindet, angestrebt haben. Relativ wenig, nur 12 Museen von diesen 60, sind in EU-Projekte involviert. Interessanterweise zeigt sich hier kein Zusammenhang mit der Grösse des Hauses. Generell ist der Tenor, EU-Projekte sind sehr kompliziert und komplex, was die gesamte Administration, das Bewerbungsverfahren, etc. anbelangt, so dass man sich fragt, ob es sinnvoll ist, wegen 5000 Euro anzusuchen. Aber hier zeigt es sich, dass es in Österreich sehr unterschiedliche Situationen gibt, gerade auch auf kleinere Museen bezogen, die spezielle personelle Konstellationen haben, da diese z.B. die Person in Brüssel, augrund der Tatsache, dass sie einfach sehr schnell agiert haben, sehr gut kennen. Das trifft besonders auf Niederösterreich zu. Das ist das Bundesland, welches soz. die meisten Gelder von der EU, in Bezug auf das, was es hinein gibt, zurückholen kann. Wir haben in Österreich leider nicht die «blaue Liste». Wir haben den Wissenschafts-Forschungs-Fond, natürlich über die Akademie der Wissenschaften, aber da gibt es unterhalb der Ebene von Bundesmuseen ganz wenige Kooperationen die Museumsforschung betreffend.

27 von diesen 60 Museen antworteten, dass sie sich um Drittmittel bewerben, was in etwa 50 % entspricht. Hier sind demnach ein hohes Bewusstsein und eine hohe Herausforderung gegeben. Interessant dabei ist, dass von diesen fast 50 %, die um Drittmittel antreten, wiederum fast die Hälfte eher von einer frustrierenden Erfahrung berichtet.

Ich erinnere mich, wie Ende der 80er, Anfang der 90er Jahre das grosse Zauberwort «Sponsoring» auch in Österreich an den Horizonten der Kunst-/Museen und Ausstellungshäuser aufgetaucht ist und zwar mit viel Engagement einer Gruppe «Wirtschaft und Kunst». Man muss sagen, dass die Erwartungen, die seinerzeit aufgrund internationaler Vergleiche in Europa – von Amerika ganz zu schweigen – gesetzt worden sind, sich in keiner Weise erfüllten. Speziell in Österreich haben sie sich unter anderem deshalb nicht erfüllt, weil es hier nicht sehr viele grosse Unternehmungen gibt. Aber Sie kennen das auch in der Schweiz oder in Deutschland, dass die Institutionen, die sponsorfähig sind, in dieser Zeit begonnen hatten, ihre eigenen Museumsinstitutionen aufzubauen. Wir haben einige Fälle, wie z.B. das Museum Essl oder Swarovski, um ganz Grosse zu nennen, die nicht mehr in den Bereich des Sponsorings gekommen sind, weil sie sagten: bevor ich hier und dort etwas ausgebe, baue ich mir meine eigene Institution auf. Das ist ein Aspekt, der

Anfang der 90er Jahre überhaupt nicht bedacht wurde. Auf der anderen Seite ein Beispiel des niederösterreichischen Energiekonzerns EVN. Ein sehr potenter Konzern, der eine unglaublich internationale, kleine aber feine Sammlung aufgebaut hat. Die argumentieren bei Anfragen zu Forschungsprojekten folgendermassen: Dafür haben wir keine Budgets, denn wir pflegen unser eigenes kulturelles, künstlerisches Engagement.

Noch zu den Publikationen – einerseits selbstständige Publikationen, andererseits Fachzeitschriften – der Forschungsergebnisse. Interessant ist, dass von diesen 60 Museen (bzw. eingegangenen Antworten) angeben, dass die Museumsmitarbeiter, die Forscher, die Wissenschaftler bis hin zu den Leitungen, fast genauso viel wie in österreichischen Fachzeitschriften auch in internationalen Publikationen präsent sind. Dies ist etwas, was in Österreich öffentlich überhaupt nicht bekannt ist und was wir und was ich sicher auch mit ICOM nachdrücklich in die Öffentlichkeit tragen möchte. Das ist beachtlich, weil es erstens das hohe Niveau der Forschung in Österreich und zweitens auch die internationale Verflochtenheit österreichischer Forscher zeigt.

Wenn nachgegangen wird, was Publikationen betrifft, so muss angemerkt werden, dass zunehmend die Tendenz vorherrscht, Publikationen, gerade wenn sie in Hinblick auf Ausstellungen geschehen, sehr besucher- oder käuferorientiert zu gestalten. Das heisst, dass das Faktum des Wissenschaftlichen in diesen Texten nicht mehr rüberkommt. Andererseits wird auch bewusst damit begonnen – was ich auch für positiv halte –, von einem «Wissenschaftsjargon», den wirklich nur ein kleiner Kreis bzw. Fachleute kennen, zu transkribieren und in eine Sprache zu übersetzen, wo davon auszugehen ist, dass da jemand interessiert und neugierig ist und weiterlesen wird. Dazu muss allerdings gesagt werden, dass die Österreicher eher «Hommes du musique» des Theaters sind, aber kaum «Hommes du lettre». Was bedeutet, dass im Vergleich etwa zu Frankreich oder zu deren Geschichtsforschung einfach die Gnade des literarischen Schreibens im Sinne dieser Sensibilität für Sprache doch nicht so gross und stark ist. Das hat zur Folge, dass schnell das Argument kommt: Das ist hier aber nicht wissenschaftlich. Dies stellt einen komplexen Bereich dar, den wir auch im Auge behalten müssen. Inwieweit sind wir bereit, Texte so zu verflüssigen, dass zwar jeder mitschwimmen kann, aber letztlich dann auch jeder soz. untergeht, oder nicht wirklich etwas mitnehmen kann.

Die Frage, wie wir Forschungsarbeit an die Öffentlichkeit bringen, ist im Hinblick auf Museumsarbeit, auf die Schnittstelle, keine Neue. Das Medium der Ausstellung, des Zeigens, des Präsentierens, ist eine Frage, die mich immer wieder beschäftigt. Wie schreibe ich einen Text in einem Ausstellungskatalog, wo wir allgemein sagen, dass der nicht schwerer als ein Kilogramm sein darf und vom Format her auch noch stimmen muss. Auf der anderen Seite ist es meine Haltung, dass wir auch nicht abschalten dürfen, denn ich muss die Menschen in gewisser Weise dort abholen, wo sie aktuell stehen, sonst überfordere und verliere ich sie. Darüber, wie hier eine Balance zu finden ist, können wir vielleicht heute abschliessend noch diskutieren, ob es im Fachbereich der Fachpublikationen verbleiben und inwiefern wir Schritte in einer Weise unternehmen sollen, dass die Seriosität nicht darunter leidet und wir gleichzeitig nicht nur Zunahmen und ein neues Publikum gewinnen, sondern auch begeistern können.

Ich habe eingangs zum Thema der Ausgliederung gesprochen. Bei der Vollrechtsfähigkeit lautet der Befund, dass durch die Ausgliederung in der Forschung die Veränderungen sehr unterschiedlich sind. Sie reichen vom Zurückdrängen der Grundlagenforschung, Kürzungen bei Ausstellungen, schrumpfende Budgets, über komplizierte Entscheidungsabläufe, um hier zu einem Mehr an Eigenständigkeit und autonomer Mittelverwendung

zu gelangen. Oberflächlich betrachtet oder vom Klischee, lautet der einhellige Tenor natürlich: Wir brauchen immer mehr Geld für die Grundbedürfnisse des Museums, Personal, Infrastruktur. Die Deckelung in den Bundesmuseen ist seit Jahren ein Thema bei uns im Landesmuseum. Wir haben eine sehr komplexe formalrechtliche Struktur: Bestands- und Betriebsfunktion sowie das Thema des Sammlungsbudgets. Das wird meiner Meinung nach manchmal sehr schnell als ein Argument genommen, nach dem Motto: Okay, wir brauchen das Geld anders, wir müssen dieses und jenes einsparen. Der Wettbewerb bei Ausstellungen im Museumsbereich ist auch in Österreich in den letzten zehn Jahren enorm gestiegen. Ein Wettbewerb, der sich meines Erachtens nach in vielerlei Hinsicht ins Negative umzuschlagen begonnen hat, um wieder beim Argument der Besuchergewinnung zu bleiben. Aber ich denke, dass dies nicht das alleinige Argument sein kann, wenn es um Kooperationen mit Absprachen, mit einer Art gemeinsamer Haltung gegenüber der Politik und der Öffentlichkeit geht. Auf der anderen Seite, und darüber werden wir heute ebenfalls noch diskutieren, ist es ganz einfach auch so, dass wir uns mehr anstrengen und darüber nachdenken müssen, wie wir unsere Forschungsarbeit öffentlich machen.

Diese Problematik stellt sich in Naturkundlichen, Naturwissenschaftlichen Museen, den so genannten Geisteswissenschaftlichen Museen, ein wenig anders. Wir haben z.B. in Österreich in verschiedenen Museen das Thema Restaurierung, Forschung und Erkenntnis behandelt. Im Rahmen der «Lange Nacht der Museen» öffnen wir die Türen in vielen Museen und wir bieten die Möglichkeit an, einen Blick hinter die Kulissen zu werfen, um zu sehen, wie Ergebnisse zustande kommen oder wie Restaurierung funktioniert. Ich bin jedes Mal vom riesigen Interesse der Menschen überwältigt. Wir müssen nur gut überlegen, wie genau, in welcher Weise und in welchen Zusammenhängen wir das vermitteln. Und dann, das ist ganz wichtig, entsteht z.B. auch im Bereich der Bilder ein ganz anderes Bildbewusstsein bei den Menschen, die diese betrachten. Wenn diese realisieren, dass ein Bild nicht einfach nur so da hängt, sondern dass sich dahinter auch langwierige Forschungs- oder Restaurierungsarbeiten verbergen, gelangen wir in die Richtung, wo wir Imaging betreiben können.

Im Zusammenhang mit dem Thema «Forschung» ist interessant, dass bei dieser Befragung als Ergebnis herauskam, dass nicht zu aller erst bei Forschungsgeldern gespart wird (aus welchen Gründen kann ich aufgrund der Studie nicht erkennen), sondern beim Sammeln und beim Einkaufsbudget. Wahrscheinlich, weil das die mobilsten Budgets eines Museums mit sonst sehr hohen Personal- und Infrastrukturkosten sind. Das führt dann zu einer Situation, wie wir sie teilweise schon in Österreich, wahrscheinlich auch in Deutschland und evtl. der Schweiz haben und wie es generell international der Trend ist (von Amerika ganz zu schweigen), dass zunehmend die privaten Sammler tatsächlich diejenigen sind, die eine einigermassen adäquate Sammlungstätigkeit entfalten können und nicht mehr die Museen oder die öffentlichen Institutionen. Da sind wir wieder beim Thema, das bereits die Tage angesprochen wurde, dass die Forschungstätigkeit in Museen vor allem nicht nur sammlungsbezogen geschehen muss, sondern auch in Bezug auf Aufbereitung von Sammlungen, sei es jetzt im Hinblick auf Ausstellungen oder auf Bestandeskataloge. Diesbezüglich wird es jedoch auch wieder problematisch. Nicht nur, dass uns weniger und relevante Werke zur Verfügung stehen, um einigermassen überblicksmässig arbeiten zu können, sondern dass sich daran auch keine Forschungstätigkeit knüpfen kann. Aus diesem Grunde habe ich in aller Stille in Österreich begonnen, diejenigen, die privat sammeln, zu motivieren, den Aspekt der Erforschung ihrer Sammlung zu berücksichtigen und das auch budgetär mitzutragen.
Erwähnenswert ist auch ein Trend, der in verschiedenster Hinsicht erklärbar ist, dass nämlich die Grund-

lagenforschung rückläufig ist. Lassen Sie mich noch kurz das Thema Leitbild ansprechen. Die österreichischen Museen haben in den letzten Jahren einiges daran gesetzt, um ein solches zu erstellen. Diese Leitbild-Situation ist sehr unterschiedlich ausgeprägt, denn es gibt Museen, die haben zwar eines, aber sie reden nicht darüber, stellen es weder ins Internet, noch vermitteln sie es. Dies ist insofern spannend, als dass im Hinblick auf das Thema Forschung erwähnt werden muss, dass der Tenor der Befragten war, dass die Voraussetzung für methodisches und zielgerechtes Vorgehen nicht nur im Sammlungsaufbau begründet liegt, sondern auch das Forschen im Leitbild kristallisiert, fixiert und fokussiert werden sollte und auch muss. Der Befund fällt deshalb unterschiedlich aus, da es selbst bis hinein in die Bundesmuseen solche gibt, die entweder über kein Leitbild verfügen, weil sie sich an die Museumsordnung orientieren oder – wie ein Drittel der Museen – in ihrem Leitbild das Thema Forschung überhaupt nicht einbringt. Da müssen wir unbedingt hinterfragen, ob das unbewusst geschehen ist oder die Annahme vorherrscht, dass man mit dem Leitbild nicht an die Öffentlichkeit geht, weil es diese nicht interessiert, ob da Forschung festgeschrieben ist oder nicht.

Damit möchte ich abschliessen und noch auf einige Punkte zurückkommen, die mich sehr bewegen und wo ich der Ansicht bin, dass wir gemeinsame Strategien überlegen sollten: Legitimierung der Forschung zunehmend unter der Rubrik des Budgetären. Wir müssen generell die Forschungs- sowie die Museumsarbeit noch viel stärker in die Öffentlichkeit tragen. In der Praxis bemühe ich mich zum Beispiel sehr, speziellere Gäste in unserem Museum selber zu führen. Die Menschen gehen in ein Museum oder Ausstellungshaus und können in gewisser Weise gar nicht mehr differenzieren, weil es für sie auch gar nicht relevant ist. «Wunderbare Ausstellung», «Ah, die ist da in einer Kunsthalle», «Dieses Museum, das ist sekundär, ich will eine wunderbare Ausstellung sehen.». Wir müssen nachdrücklich im Kleinsten, bis hin zu Gesprächen mit Medien und Kulturpolitikern, das vermitteln, was Museumsarbeit letztendlich ist und was damit zusammenhängt, weil damit etwas sichtbar wird, was normalerweise nicht für die Besucherinnen und Besucher sichtbar ist. Auf diesem Gebiet kann man wirklich sehr viel bewegen und aus langjähriger Erfahrung kann ich sagen, dass es unglaublich ist, welche Reaktionen man zurückbekommt, welches Erstaunen, auch Betroffenheit im Sinne von: «Ja, das wäre mir niemals in den Sinn gekommen!».

Die Legitimierungsproblematik auf das Budgetäre zu formulieren, habe ich im Hinblick auf die Museumsarbeit getan, da dieses wiederum das gesamte Imaging von Museen betrifft und die Museen nicht nur Ausstellungshäuser sind. Es ist wichtig, dies immer wieder zu betonen, auch dass das Imaging von Museum etwas anderes ist als das Imaging von Kunsthallen.

In meinem kleinen Abstract habe ich auch Fragestellungen zur Definition des Wissenschaftlichen angeführt: Wie und welche Definition des Wissenschaftlichen bringen wir über unsere eigene Community hinaus und zwar so, dass es greifbar und griffig nachvollziehbar wird? Die Frage, die wir in vielen Bereichen schon gehört haben, nämlich «Wozu brauche ich das eigentlich?», muss ernst genommen werden, denn sonst wird etwas passieren, was bereits heraufdämmert. Hier spreche ich das Problem ‚Museum und Depot' an, das eventuell an einer Bodensee-Konferenz thematisiert werden sollte, denn das wird ein immenses Problem, das auf uns zukommt und auch die wissenschaftliche Forschung tangiert. Wenn die Depotsituation teilweise schon so desolat ist, wie kann dann seriöse Forschung überhaupt betrieben werden? Die Depotarbeit stellt ein wichtiges Element der Museumsarbeit dar.
Ein anderes Argument im Zusammenhang von Eventkultur lautet «Beschleunigung-Gesellschaft», wie wir sie seit dem 19. Jahrhundert kennen. Eine Gesellschaft, die sich immer mehr beschleunigt, was man anhand der Materialien, mit der sie hantiert, feststellen kann. Je schneller die Gesellschaft wird, desto kurzlebiger sind die Materialien, mit der sie z.B. ihre Häuser baut. In dreissig bis vierzig Jahren jedoch sind diese Häuser zum Abreissen. Dieser Zusammenhang wirkt sich auch auf all das aus, was wir Museum nennen. Diese Kurzlebigkeit, zum Glück immer mehr Forschungsergebnisse, auch die Halbwertszeit musealer Forschung, all das sind natürlich Faktoren, wo ich schon von Politikern gehört habe: Verkauft ab und zu einen Gegenstand (z.B. ein wichtiges Werkzeug), dann habt ihr über Jahre hinweg genügend Geld! Oder: Müssen wir da wirklich so einen Katalog machen? Das Argument: stellt doch alles ins Netz, keine Publikation mehr! Oder: Muss denn da wirklich so viel geforscht werden, denn in zwanzig Jahren ist das sowieso schon wieder nicht mehr gültig! Auch mit solchen Argumenten sind viele von uns schon häufig konfrontiert worden. Das ist etwas, was das gesellschaftliche Selbstverständnis von Museen zu tangieren beginnt. Je schneller eine Gesellschaft wird, umso schneller muss auch das Museum in seinem Agieren werden. Aus diesem Grunde plädiere ich sehr dafür, nicht über «Eventkultur» oder die zunehmende Ökonomisierung von Museen zu klagen, sondern statt dessen sollte die Frage lauten, wie wir Strategien zum Gegensteuern entwickeln und wie diese momentane Mentalität «professionalisieren» oder «Effizienz» für uns geschickt zum Argumentieren für unsere Museumsarbeit ausnützen können.

Insofern darf ich einerseits mit Friedrich Nietzsche schliessen: «Auf zur fröhlichen Wissenschaft!» Bernd Lötsch hat es gestern vorgeführt, wir müssen vieles auch so vermitteln, dass die Menschen mit Humor lachen, denn wichtig ist, dass es in ihrem Wahrnehmen haften bleibt! Vielen Dank!

Carl Aigner, Geboren am 12. September 1954 in Ried i. I., Oberösterreich, 1976–1984 Studium der Germanistik, Geschichte Kunstgeschichte und Kommunikationswissenschaften an der Universität Salzburg, Mag. phil. , 1987/88 Aufbau der Photogalerie Faber in Wien, 1991 Gründung und Herausgabe der internationalen Kunstzeitschrift für Photographie und Neue Medien, «EIKON», Wien, 1993–1995 Mitarbeit am Forschungsprojekt «Audiovisuelle Medienarchäologie in Österreich am Beispiel Photographie»; Mitglied des Forschungsaustauschprojektes PICS-Intrakulturelle und interkulturelle Ästhetik und Kommunikation, Frankreich - Österreich (SIGMA, Akademie der Wissenschaften Wien sowie CNRS Paris), 1995–1996 Kurator für Photographie und Neue Medien an der Kunsthalle Krems, 1997 bis Ende 2002 künstlerischer Leiter der Kunsthalle Krems (1997–1999 auch kaufmännischer Geschäftsführer), Seit 1986 zahlreiche österreichische und internationale Ausstellungstätigkeiten; seit 1990 österreichische und internationale Jurytätigkeiten im Bereich Gegenwartskunst und Medienkunst (Schwerpunkt bildende Kunst, Photographie, Bild- und Medientheorie), Seit 2001 Direktor des Niederösterreichischen Landesmuseums St. Pölten, Seit 2003 Vizepräsident des Österreichischen Museumsbundes, Seit Januar 2005: Präsident von ICOM Österreich (International Council of Museums)

Carl Aigner
Direktor Niederösterreichisches Landesmuseum
Präsident ICOM Österreich
Kulturbezirk 5, A-3109 St. Pölten

Diskussion

Museoentertainement

NN

Wird diese Studie irgendwo publiziert?

Carl Aigner

Diese Studie geht sozusagen den wunderbaren kakanischen Weg, nämlich in irgendwelchen ministerialen Schreibtischschubladen auf ewig gesichert zu werden.

Bernd Lötsch

Zur öffentlichen Präsenz der Forschung von Museen. Erstens haben der Wissenschaftsjournalismus und die Öffentlichkeit ein Gespür für das Wesentliche. Mit welchen Studien erlangen wir internationale Präsenz? Da wird z.B. ein Homo sapiens sapiens, ein angeblicher Jetzt-Mensch, mit neuen Methoden neu datiert. Man kommt darauf, dass es sich doch nicht um einen Jetzt-Mensch sondern um ein weibliches Exemplar der Hergrazila oder sogar Neandertaler handelt. Solche Ergebnisse, eine exakte Datierung und die Möglichkeit einer Übergangsform von Homo sapiens sapiens und Homo sapiens neanderthalensis, geht durch die internationale Fachliteratur. Ich kann die Kollegen nur auffordern, nicht spekulativ oder nach publicity heischend, spannende Fragestellungen zu bearbeiten und sich nicht mit Türgretler-Abhandlungen zufrieden zu geben. Wie weit sollen Museen sich selbst Publikationsorgane halten? Wir haben einst die Annalen, wo ein internationales Herausgebergremium als Filter wirkt, aber eigentlich sollte man wirklich bestrebt sein, dass man so wesentlich arbeitet, dass man in den internationalen Zeitschriften landet.

Carl Aigner

Jede Gesellschaft, die sich spezifisch entwickelt, produziert auch ganz bestimmtes Wissen, ganz bestimmte Wissenstypen und Wissensinstitutionen. Das hat Michel Foucault sehr gut dargelegt. Und es scheint, dass das Thema von Seriosität oder Faktischem zurzeit tatsächlich öffentlich-gesellschaftlich eher einen geringeren Stellenwert spielt. Heute heisst es mit Stolz: «Bad news are good news», also Hauptsache es sind News. Wie gehen wir damit um? Anscheinend mit einem schwimmenden gesellschaftlichen Bedürfnis an sehr Faktischen oder Präzisen, was sich im sog. Geistes- und Kulturwissenschaftlichen noch anders situiert. Wie gehen wir wirklich damit um, dass dieses Bedürfnis nach Scientific, wie es die Museen seit dem 19. Jahrhundert auch in ihrem Selbstverständnis entwickelt haben, hier anscheinend nachlässt, dass es für Besucher von einer oberflächlichen Wahrnehmung ist – der Hintergrund mag ganz anders sein, denn wenn man es vermittelt, wird es wichtig. Hauptsache das Bild hängt, ist gut restauriert, ich kann es sehen und ob die Datierung jetzt zwanzig Jahre nach oben oder unten differiert, ist eigentlich egal. Wie gehen wir mit so einer Haltung des zunehmenden Konsumierens von Ausstellungen um? Können wir dagegen steuern, oder ist das ein Trend, den wir in der Medienlandschaft schon lange sehen? Nicht die Gesellschaft oder der Einzelne machen Schlagzeilen sondern die Medien.

Eventkultur

Lösung für Not leidende Museen?

Hannah Bröckers

1. Wieso stellt sich diese Frage überhaupt?

Mit Veränderungen in der Gesellschaft wandeln sich auch die Rahmenbedingungen der Museen. Dies bringt vielfältige Herausforderungen für das Museum mit sich. In den letzten Jahren ist zu beobachten, dass auf der einen Seite die ökonomischen Zwänge zunehmen, zum anderen sorgt ein genereller Anstieg kultureller Angebote für verstärkte Konkurrenz und Erfolgsdruck innerhalb des Kultursektors. Parallel dazu haben sich aber auch die Werte und Erwartungen der Menschen an die Freizeit insgesamt und damit eben auch an kulturelle Einrichtungen verändert. Dabei nimmt die Forderung nach Unterhaltung und Erlebnissen stetig zu. Dieser Wertewandel wird aus soziologischer Sicht als Erlebnisgesellschaft beschrieben (vgl. Schulze, 1992). In diesem Zusammenhang ist von einer «Eventisierung» des Alltags und der Freizeit die Rede. Inwieweit sich Museen dabei stärker auf ihre klassischen Kernaufgaben besinnen oder einen Paradigmenwechsel (Orientierung an der Zeitdiagnose Erlebnisgesellschaft) anstreben sollten, wird kontrovers eingeschätzt. Ohne konkret auf diese Kontroverse einzugehen, werde ich im Folgenden einige grundlegende Überlegungen zum Event anstellen und darauf verweisen, welche Funktion der Event für Museen in Hinblick auf ihre Ziele haben kann. Ich glaube, dass es sinnvoll ist, zunächst einige definitorische Erläuterungen vorzunehmen, da der Begriff Event inflationär gebraucht wird und in den unterschiedlichsten Lebensbereichen auftaucht, selten aber hinreichend geklärt wird, was darunter überhaupt zu verstehen ist. Daraus resultiert meiner Meinung nach auch die häufig ablehnende Haltung von Kulturinstitutionen zum Event. Danach werde ich den Event und das Museum zusammenführen und gemeinsam betrachten, um abschliessend einen Blick auf durchgeführte Events zu werfen und schliesslich zu einer Bewertung der Frage «Ist die Eventkultur die Lösung für Not leidende Museen» zu kommen.

1.1 Der Event - Eine Begriffsklärung

Die häufige Verwendung des Wortes Event hat sicherlich auch damit zu tun, dass es ganz verschiedene Arten von Events gibt, die Bandbreite reicht von hochkulturellen Veranstaltungen bis hin zur Popkultur (Olympische Spiele, Fastnacht, Weltausstellungen, Woodstock). Interessant dabei ist, einmal zu schauen, was genau alle diese Veranstaltungen gemeinsam haben, dass sie als Event bezeichnet werden? Dies soll im Folgenden sowohl im soziologischen wie auch ökonomischen Kontext betrachtet werden.

Soziologischer Erklärungsversuch

- werden als einzigartige Erlebnisse geplant und erlebt
- Versprechen eines «totalen» Erlebnisses
- perfekt organisiert und monothematisch fokussiert (Botschaft verlangt Eindeutigkeit)
- Abhebung vom Alltäglichen
- bindet unterschiedlichste Erlebnisinhalte und Erlebnisformen zu einem nach ästhetischen Kriterien konstruierten Ganzen
- bietet Möglichkeit zum Sammeln von Erfahrungen emotionaler und intellektueller Art
- vermitteln ein Gefühl von exklusiver Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit (durch gemeinsames Handeln)
- stellt emotionale Bindungen her
- zeitlich und räumlich begrenzt

(vgl. Gebhardt/Hitzler/Pfadenhauer; 2000: 10)

Nach dieser Definition stellt sich die Frage, ob der Event überhaupt etwas Neues oder nur ein neuer Begriff für etwas eigentlich Altbekanntes ist? Die genannten Punkte erinnern an Feste und Feiern. Auch sie sind mehr oder weniger geplante Ereignisse, heben sich klar vom Alttäglichen ab, sprechen ebenfalls Sinne und Gefühle an und stärken die Gemeinschaft. Sie haben insofern denselben Erlebniswert wie der heute so genannte Event. Events als soziale Gebilde gab es also in gewisser Weise schon seit es Menschen als «Kulturwesen» gibt (vgl. Willems, 2000: 51). Das legt den Schluss nahe, dass Events eher eine «spezifische Variante des Festlichen» (Gebhardt, 2000: 24) darstellten, als etwas wirklich Neues zu sein. Trotzdem ist aber etwas Spezifisches am heutigen Event. Für Gebhardt besteht dies in den folgenden fünf miteinander korrespondierenden Entwicklungen.

Entwicklungen in der modernen «Festkultur»- vom Fest zum Event

Deinstitutionalisierung	Feste klassischer, politischer, kultureller, kirchlicher, ökonomischer Institutionen verlieren an Bedeutung, lockere, unverbindliche Gemeinschaftserlebnisse nehmen an Bedeutung zu
Entstrukturierung	die soziale Homogenität der Teilnehmer löst sich auf, so vermischen sich auch die Veranstaltungen selbst (Hochkultur/Volkskultur)
Profanisierung	Erwartungen an ein «Fest» (Event) verändern sich, subjektive Freiheit ist bedeutend, also individuelle, emotionale Erlebnisse, weniger formale Regeln
Multiplizierung	Angebot solcher Ereignisse nimmt zu
Kommerzialisierung	«Feste» unterliegen vermehrt der Kommerzialisierung, der Gewinnmaximierung

(Quelle eigene Darstellung in Anlehnung an Gebhardt, 2000: 24ff.)

Der letzte der fünf Punkte führt uns gleich zum anderen Kontext der Anschauung, der ökonomischen Betrachtung des Events.

Ökonomischer Erklärungsversuch

- inszenierte Ereignisse
- sind Bestandteil des Konzeptes integrierter Unternehmenskommunikation (inhaltlich gebunden, organisatorisch selbständig)
- vom Unternehmen initiierte Veranstaltungen ohne (reinen) Verkaufscharakter
- sind erlebnisorientierte firmen- oder produktbezogene Veranstaltungen, die emotionale und physische Reize darbieten und einen starken Aktivierungsprozess auslösen
- unterscheiden sich bewusst von der Alltagswirklichkeit
- setzen (Werbe-) Botschaften in tatsächlich erlebbare Ereignisse um (Interaktivität)
- werden zielgruppenfokussiert ausgerichtet und stehen für eine hohe Kontaktintensität

(Quellen: Definition des Deutschen Kommunikationsverbandes (BDW)

Hier zeigt sich, Events werden nicht als zufällige Ereignisse definiert, sondern sie sind immer inszeniert, das heisst geplant. Jedes Ereignis, das ein Unternehmen im Rahmen seiner Kommunikation inszeniert, trägt den Oberbegriff Event. Events sind also zunächst einmal Kommunikationsmittel, sie sind nicht nur als verkaufsfördernde Massnahme zu verstehen, sondern ein eigenständiges Instrument innerhalb der Gesamtkommunikation eines Unternehmens oder einer Institution (vgl. Inden, 1993: 29). Das heisst, Events sind Transportmittel für Botschaften und diese Botschaften sollen planmässig und systematisch an die

Zielgruppe(n) geleitet werden. Die Ausführungen zum Event haben bis hierher gezeigt, dass dieser dazu dienen kann, die (Kommunikations-) Ziele von Unternehmen bzw. Institutionen systematisch zu verfolgen und dabei gleichzeitig auf die Bedürfnisse der Kunden und Besucher reagiert. Diese Doppelfunktion möchte ich noch einmal verdeutlichen.

1.2 Rahmenbedingungen und Funktionen des Events

Die Rahmenbedingungen, die sich für das Museum ebenso wie für jedes Unternehmen stellen, zeigen, warum gerade der Event ein geeignetes Instrument darstellt, um auf aktuelle Herausforderungen zu reagieren und dabei zugleich die eigenen Ziele zu erreichen. Die Betrachtung findet auf makro-, meso- und mikrosoziologischer Perspektive statt.

Gesellschaftliche Veränderungen und Eventfunktion

Perspektiven	Gesell. Rahmenbedingungen	Funktion
Makrosoziologische Perspektive	■ Wertewandel: Erlebnisqualität – Lebensqualität	Schafft Ausseralltäglichkeit, ist einzigartig, erzeugt Gemeinsamkeit und Möglichkeit individueller emotionaler Erlebnisse
Mesosoziologische Perspektive	■ Schwindende lokale und regionale Haushalte ■ Wachsende Konkurrenz als Tourismus-Objekt	Stärkung lokaler und regionaler Bindungen Imageverbesserung und Attraktivitätssteigerung
Mikrosoziologische Perspektive		
Ökonomisch	■ Forderung nach Erlebnis über eigentliches Produkt hinaus ■ Effizienzverlust klassischer Kommunikationsinstrumente ■ Gesättigte Märkte und steigende Konkurrenz	■ Kontaktpflege zur Zielgruppe ■ Kundenbindung ■ Neukundengewinnung ■ Verbesserung des Images ■ Erhöhung des Bekanntheitsgrades ■ Emotionale Zielgruppenansprache ■ Aktivierung der Zielgruppe Kunden- und Händlermotivation ■ Kurzfristige Erhöhung des Umsatzes/ Absatzes
Soziologisch	■ Voranschreitende Individualisierung, zugleich Wunsch nach temporärer Gemeinschaft ■ Suche nach emotionaler Befriedigung	Bringt notwendige Emotionalisierung Schafft Erlebniswerte und damit Befriedigung des Erlebniswunsches Kognitiver, sozialer und emotionaler Nutzen Schafft Gemeinschaft

(Quelle: eigene Darstellung)

1.3 Implementierung des Events

Damit der Event Erfolg hat, darauf wurde in der Definition bereits verwiesen, muss er systematisch eingesetzt werden. Eventmarketing oder Eventmanagement sind dafür notwendige Voraussetzungen.

Marketinginstrumente
Preispolitik, Produkt-/Leistungspolitik, Vertriebspolitik, Kommunikationspolitik ...
Eintrittsgeld, Museumsshop, Werbung, Events, Public Relations, Eventmarketing, Sponsoring
Eventmarketing als Instrument der Kommunikationspolitik

(Quelle: veränderte Darstellung in Anlehnung an Erber, 2000: 41)

Eventmarketing darf nicht als losgelöst vom Gesamtkonzept betrachtet werden, sondern muss vielmehr integrierter Bestandteil der Kommunikationsstrategie sein (vgl. Graf, 1998: 35). Eventmarketing ist mit den klassischen Kommunikationsinstrumenten (Werbung, Public Relations) vernetzt und erweist sich als besonders flexibel. Dabei besitzt der Event einige Vorteile gegenüber den klassischen Kommunikationsinstrumenten. Anhand des Instrumentes Werbung illustriere ich dies.

Klassische Werbung
Passives Verhalten, Werbemonolog, Einseitig, Anonymität, Medialer Auftritt, Information, Streuverluste, begrenzte Einsetzbarkeit

Eventmarketing
Aktives Verhalten, Kundendialog, direktes Feedback/Response, Individuum, Live-Erlebnis, Emotion (+Information), fokussierte Ansprache, vielfältige Einsetzbarkeit

Vorteile des Eventmarketings gegenüber der Werbung

(Quelle: veränderte Darstellung in Anlehnung an Eckel, 2003: 20)

Doch ist nicht jeder Event für jeden Veranstalter geeignet. So müssen bei der Etablierung von wirksamen Events stets die folgenden Kernfragen berücksichtigt werden:

- Passen die Events (Erlebnisse) zum bereits vorhandenen Angebotsimage?
- Entsprechen die Events (Erlebnisse) den Lebensstilen, welche die Zielgruppe langfristig bindet?
- Welche Events (Erlebnisse) machen eine Abgrenzung zur Konkurrenz möglich?
- Mit welchen Events (Erlebnissen) kann langfristig ein «Wettbewerbsvorteil» erreicht werden?
- Ist eine prägnante Umsetzung der gewünschten Erlebnisse mit Events möglich?
- Können Angebot und Information glaubhaft mit dem Event (Erlebnis) abgestimmt werden?

(vgl. Weinberg/Nickel, 1998: 68)

Damit der Event exakt auf die Ziele und Zielgruppe des Unternehmens oder der Einrichtung abgestimmt werden kann, ist eine genaue Differenzierung des Events notwendig. Bei einer systematischen Betrachtung lassen sich folgende Unterscheidungsmöglichkeiten ausmachen.

Eventkategorisierung	
Ziel	operative Ziele/Kontaktziele, strategische Ziele/Kommunikationsziele, ökonomische Ziele/Nicht-ökonomische Ziele
Zielgruppe	interne und externe, primäre und sekundäre Zielgruppen
Inhalt	Objektbereich & thematische Ausrichtung (im Museum: Museumsbezug o. interdisziplinär)
Form	Prozess- und Qualitätspotenzial, Art der Reizdarbietung, Raum und Zeit
Anlass	ohne Anlass (inszeniert), intern (Jubiläum), extern (Kalender, Termine)
Veranstalter	Intern: eigene Veranstaltung; extern: fremde Veranstaltung (nur Location)

(Quelle: eigene Darstellung)

Soweit nun allgemein zum Event, das eigentliche Thema des Vortrags ist ja, « Ist die Eventkultur die Lösung für Not leidende Museen?» Was ist nun mit dem Event im Museum, können beide Dinge zusammengeführt werden, oder ist das schlicht und einfach unmöglich?

2. Das Museum und der Event

Die Erlebnisorientierung der Besucher bildet eine zentrale Herausforderung für das Museum, womit der Event zu einem wichtigen Instrument werden kann. Noch immer aber herrscht eine breite Ablehnung gegen Unterhaltung von Seiten der Museen, da vielerorts offenbar noch immer angenommen wird, dass Unterhaltung dem institutionellen Bildungsauftrag des Museums entgegensteht. Der Event ist kein Synonym für «billiges Amüsement», das hat der Vortrag bisher hoffentlich gezeigt, und somit doch auch durchaus im Museum denkbar.

2.1 Museumsbezogene Kernfragen zum Event

Bei der Implementierung des Events im Museum müssen die gleichen Kernfragen vorangestellt werden, die jedes Unternehmen ebenso zu beachten hat.

Kernfragen bei der Etablierung von Events	**Bedeutung für Museumsevents**
Passen die Events (Erlebnisse) zum bereits vorhandenen Angebotsimage?	Kernfunktionen: Bilden und Informieren müssen erhalten bleiben
Welche Events (Erlebnisse) machen eine Abgrenzung zur Konkurrenz möglich?	Verbindung: Bildung & Unterhaltung
Mit welchen Events (Erlebnissen) kann langfristig ein «Wettbewerbsvorteil» erreicht werden?	Aura der Authentizität & wissenschaftliche Korrektheit & Spezifik des Museums oder der Museumsart
Entsprechen die Events (Erlebnisse) den Lebensstilen, die die Zielgruppe langfristig bindet?	Zielgruppe sind Museumsbesucher & neue Besucher, Events müssen danach gestaltet werden
Können Angebot und Information glaubhaft mit dem Event (Erlebnis) abgestimmt werden	Durch Museumsbezug der Events auf der inhaltlichen Dimension
Ist eine prägnante Umsetzung der gewünschten Erlebnisse mit Events möglich?	Event muss informieren, unterhalten und zur Kommunikation anregen

(Quelle: eigene Darstellung)

2.2 Eine museumsbezogene Eventkategorisierung

Auch der Museumsevent kann nach der eben skizzierten allgemeinen Vorlage kategorisiert werden und somit für die spezifischen Ziele des Museums eingesetzt, auf die Zielgruppen des Museums abgestimmt werden.

Kategorisierung der Museumsevents

Ziel	Operatives Ziel: Besucheransprache & Besucherneuansprache Strategisches Ziel: Besucherbindung, Imagewandel und Bekanntheit erhöhen
Zielgruppe	(potenzielle) Besucher, breite Öffentlichkeit, Medien
Inhalt	1. Bildung und wissenschaftliche Dimension 2. Unterhaltungs- und Erlebnisdimension 1. Museumsthemen 2. interdisziplinäre Themen
Form	■ aktive oder passive Besucherbeteiligung ■ einmaliges Angebot oder regelmässiger Programmpunkt ■ ausserhalb der Öffnungszeiten, während der Öffnungszeiten, auf einige Stunden begrenzt oder mehrtägig ■ streng durchorganisiert oder Möglichkeit der Improvisation ■ unterschiedliche Ansprache der Sinnesorgane ■ 1. kognitiver, 2. sozialer und 3. emotionaler Nutzen für den Besucher
Anlass	Inszenierung ohne Anlass, innere oder äussere terminliche/kalendarische Vorgabe, lokale, nationale oder internationale Ereignisse
Veranstalter	intern oder extern

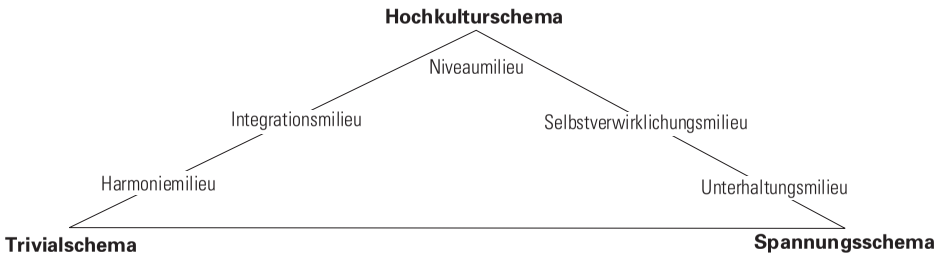
(Quelle: eigene Darstellung)

Die Festlegung von Zielen und Zielgruppen sind also elementar für den Erfolg eines Events. Die Ziele müssen im Vorfeld genau festgelegt werden. Nach der Bestimmung der Zielgruppen sind Informationen zu dieser unerlässlich. Das Gelingen eines Events (wie jede Marketingmassnahme) ist stets abhängig von den Besuchern. Die «traditionelle» Besucherforschung, die sich auf die Untersuchung sozioökonomischer und demographischer Merkmale stützt, wird hierbei z. T. kritisch betrachtet bzw. als unzureichend angesehen. Die Kritik richtet sich darauf, dass die Besucherforschung bisher nur Aussagen zur Besucherstruktur zulässt, aber keine Darlegungen zu Nicht-Besuchern gemacht werden können. Ausserdem, so die Kritik, geben die Daten nur beschränkt Auskunft zu Motiven und Gründen der Besuche. Prognosen zum Museumsbesuch sind damit kaum möglich (vgl. Terlutter, 2000: 39). Einen wichtigen Beitrag, um die Defizite der herkömmlichen Besucherforschung zu mindern, der zugleich die Möglichkeit eröffnet, Aussagen über Nicht-Besucher zu treffen, liefert die aus der Sozialforschung stammende Lebensstildiskussion, die eine Vielzahl von unterschiedlichen Lebensstil- und Milieutypologisierungen vornimmt.

2.3 Besucherforschung und Lebensstile

Exemplarisch möchte ich hier das Konzept von Schulze vorstellen. Der Stil stellt für Schulze eine Konkretisierung von Identität dar, er ist expressiv (besonders im Freizeitverhalten) und wird zu einem situationsübergreifenden und stabilen Muster (vgl. Schulze, 1992: 102ff.). Über individuelle Muster hinaus zeigt sich, dass es zur Bildung kollektiver Schemata kommt. Durch (expressive) Affinitäten und Distanzen zu

sogenannten «alltagsästhetischen Schemata» findet laut Schulze eine soziale Differenzierung statt. Mit der Wahl bestimmter alltagsästhetischer Schemata formierten sich soziale Kollektive, in denen eine gemeinsame Kodierung des Erlebens stattfindet (dies sind die Milieus) (vgl. Schulze, 1992: 127f.).



Erlebnismilieus und alltagästhetische Schemata (Quelle: Kirchberg, 2005: 216)

Bevorzugung bestimmter, zunächst allgemeiner Freizeitaktivitäten, lassen sich auch Präferenzen in Hinblick auf das Museum ausmachen. Mit der Verwendung des Konzepts des Lebensstils in der Besucherforschung wird es möglich, Wünsche und Motive und vor allem Prognosen für Museumsbesuche zu treffen. Die Ergebnisse der Lebensstilforschung können für Marketingüberlegungen (Zielgruppenfindung etc.) im Museum sinnvoll eingesetzt werden und sind insbesondere für erfolgreiche Events hilfreich. Da zeigt sich der «Zusatznutzen» der Lebensstilforschung.[61]

2.4 Events in Museen- Eine Bestandsaufnahme

Jährlich veröffentlicht das Institut für Museumskunde der staatlichen Museen zu Berlin Preußischer Kulturbesitz eine statistische Auswertung der an den Museen der Bundesrepublik Deutschland erhobenen Besuchszahlen und anderer museumsstatistischer Daten (vgl. Materialien aus dem Institut für Museumskunde, Heft 59, 2005: 3). Ein Teil der Erhebung besteht aus einer jährlich wechselnden Zusatzfrage. In der aktuellsten Erhebungsveröffentlichung (zum Jahr 2004) wurden die Museen erstmals darum gebeten, Angaben zu ihren Sonderveranstaltungen zu machen. In den Ergebnissen der Erhebung zeigt sich, dass eine Steigerung der Besuchszahlen erreicht werden konnte, unabhängig von Museumsart und Grösse, wenn das Museum «einen besonderen Anlass» (M.a.d.l.f.Mk. Heft 59, 2005: 11) geschaffen hat. Fraglich ist hier, ob die Museen, die Angaben zu ihren Sonderveranstaltungen machen, diese als Events definieren. Wahrscheinlich ist dies wohl eher nicht der Fall. Nach dem hier im Vortrag entwickelten Verständnis wäre dies jedoch durchaus zutreffend.

Durchführung von Sonderveranstaltungen

- 51% der Museen führen Sonderveranstaltungen durch
- Arten von Sonderveranstaltungen:
  1. Ausstellungseröffnungen/ Finissage (56,1%)
  2. Internationaler Museumstag (42,8%)
  3. Vorträge und Lesungen (42,3%)

(Quelle: Statistische Gesamterhebung an den Museen der Bundesrepublik Deutschland für das Jahr 2004, M.a.d.l.f.Mk. Heft 59, 2005, S.51ff.)

Ich habe eine Sortierung der Daten anhand der gezeigten Kategorisierung von Events vorgenommen. An der Kategorie Inhalt möchte ich das einmal beispielhaft zeigen:

Inhalte der Sonderveranstaltungen

musealer Inhalt	interdisziplinär
Vorführungen (17,4 %)	Vorträge und Lesungen (42,3 %)
Exkursionen (12,2 %)	Konzerte (25,4 %)
Veranstaltungsreihen (10,8 %)	Theater im Museum (9,4 %)
Seminare (9,4 %)	Filmveranstaltungen (8,6 %)
Heimattreffen (2,8 %)	Künstlerprogramme (8,0 %)
Depot-Öffnung (2,9 %)	
Tagungen und Symposien (12,1 %)	
Tag der offenen Tür (13,6 %)	
Ausstellungseröffnungen (56,1 %)	
Internationaler Museumstag (42,8 %)	
Tag des offenen Denkmals (29,8 %)	
Aktionstage (16,3 %)	
Messeauftritte (8,0 %)	

(Quelle: eigene Darstellung nach Daten der statistischen Gesamterhebung an den Museen der Bundesrepublik Deutschland für das Jahr 2004, M.a.d.I.f.Mk. Heft 59, 2005, S.51ff.)

Sonderveranstaltungen und Erlebnisqualität

Bildung & Information	Bildung & Unterhaltung	Unterhaltung & Geselligkeit
Vorführungen (17,4 %)	Tag der offenen Tür (13,6 %)	Konzerte (25,4 %)
Exkursionen (12,2 %)	Ausstellungseröffnungen (56,1 %)	Theater im Museum (9,4 %)
Veranstaltungsreihen (10,8 %)	Internationaler Museumstag (42,8%)	Jubiläum (9,0 %)
Seminare (9,4 %)	Tag des offenen Denkmals (29,8 %)	Filmveranstaltungen (8,6 %)
Heimattreffen (2,8 %)	Vorträge und Lesungen (42,3 %)	Künstlerprogramme (8,0 %)
Depot-Öffnung (2,9 %)	Aktionstage (16,3 %)	
	Messeauftritte (8,0 %)	
	Konzerte (25,4 %)	
	Theater im Museum (9,4 %)	

(Quelle: eigene Darstellung nach Daten der statistischen Gesamterhebung an den Museen der Bundesrepublik Deutschland für das Jahr 2004, M.a.d.I.f.Mk. Heft 59, 2005, S.51ff.)

Rufen wir uns jetzt die anderen Kategorisierungsmöglichkeiten ins Gedächtnis und wenden diese auf die Ergebnisse der Untersuchung an, dann zeigt sich, Events mit musealen Inhalten, in denen Bildung und Unterhaltung geboten werden, herrschen vor. Interdisziplinäre Veranstaltungen und gesellige Unterhaltung findet man hingegen weitaus seltener. In Hinblick auf Zielgruppen zeigt sich, dass die meisten Events an eine breite Öffentlichkeit gerichtet sind und selten spezifische Gruppen ansprechen. Des Weiteren lassen die Daten darauf schliessen, dass eher grosse und einmalig durchgeführte Veranstaltungen bevorzugt werden und seltener ein regelmässiges und differenziertes Programmangebot vorzufinden ist. Hinsichtlich des Anlasses wird deutlich, dass in den meisten Fällen das Museum selbst der Veranstalter der Sonderveranstaltungen ist. Es werden keine Aussagen zu Anlässen gemacht, doch aus der Art der Veranstaltungen lässt sich schliessen, dass die meisten Sonderveranstaltungen vom Museum selbst inszeniert werden. Der Mangel an Events, die Bezug auf externe Anlässe nehmen, kann kritisiert werden. Denn für eine Neu-Ansprache von Besuchern können gerade diese Veranstaltungen sinnvoll sein, da mit ihnen eine Brücke in die Alltagswelt geschaffen werden kann.

Kategorisierung durchgeführter Sonderveranstaltungen

Ziel	operatives Ziel: Museumsinhalte einer breiten Öffentlichkeit zugänglich machen strategisches Ziel: Besucherbindung, zum erneuten Besuch motivieren
Zielgruppe	meist breite Öffentlichkeit, spezifische (bereits museumsnahe) Zielgruppe
Inhalt	Bildungsdimension weit vor Unterhaltungsdimension, museumsnahe Inhalte vor interdisziplinären Inhalten
Form	Prozessqualität: Mischung aus aktiven und passiven Veranstaltungen Veranstaltungen finden meist im Museumsgebäude statt, zeitliche Angaben werden nicht gemacht, Mischung aus geschlossener und offener Dramaturgie, primär werden visuelle Reize dargeboten, kognitiver vor sozialem und emotionalem Nutzen
Anlass	meist ohne Anlass oder intern «geschaffene» Anlässe, kaum externe Anlässe
Veranstalter	Museum ist meist selbst Veranstalter

(Quelle: eigene Darstellung)

3. Fazit: Ist die Eventkultur die Rettung für Not leidende Museen?

Festzuhalten bleibt, Events sind nichts Neues, sie können für Museumsziele eingesetzt werden und werden von Museen bereits durchgeführt. Die Frage «Ist die Eventkultur die Rettung für Not leidende Museen» kann mit «Ja» und «Nein» beantwortet werden. Sie ist es nicht, wenn das Museum als reine Unterhaltungskulisse dient. Sie ist es auch dann nicht, wenn der Event unsystematisch eingesetzt und nicht auf die Spezifik des Museums eingesetzt ausgerichtet wird. Werden Events jedoch als ein spezifisch museales Erlebnis gestaltet, dann können sie sehr wohl hilfreich sein. Sie eröffnen für das Museum die Möglichkeit, auf die Anforderungen der Erlebnisgesellschaft zu reagieren, ohne ihren Bildungsauftrag zu vernachlässigen und zusätzlich ökonomische Erfordernisse (Wettbewerbsvorteile, Image) zu erfüllen. Begreift das Museum den Tatbestand der Erlebnisgesellschaft als Chance, dann braucht es dringend ein deutliches Unterscheidungskriterium zwischen museumsfremden und musealen Erlebnis. Sie müssen ihre Position zwischen Bildungs- und Unterhaltungsansprüchen finden und gleichzeitig kulturelle und wirtschaftliche Faktoren mit einbeziehen. Dabei gibt es keine allgemeingültige Antwort für alle Museen, sondern stets individuelle Lösungen. Nicht die Nachahmung anderer erfolgreicher Konzepte bringt positive Resultate, sondern eine Neuorientierung der eigenen Kulturangebote (vgl. Heinrichs, 1997: 16). Grundsätzlich lässt sich für den Museumsevent feststellen, dass er nicht reines Spektakel sein soll und gleichzeitig vermeidet, das Museum zur blossen Kulisse zu degradieren. Mit solchen Veranstaltungen mag es möglich sein, kurzfristig zusätzliche Gelder einzuspielen – und manches Not leidende Museum mag auch seine Degradierung zur Staffage als finanziellen Rettungsanker dankbar aufgreifen –, doch damit erreicht es nicht, Image und Profil zu stärken und Besucher zu gewinnen oder gar zu binden. Der Event in Museen sollte primär dazu benutzt

werden, die eigenen Ziele zu verfolgen und Zielgruppen anzusprechen und er sollte sich an den Inhalten des Museums orientieren. Beim Einsatz von Events im heutigen Museum geht es letztlich um nichts anderes als um die «staunende Neugierde», die schon in den Wunderkammern des 17. Jahrhunderts gleichsam als Köder benutzt wurde, um Wissen zu vermitteln. Das Staunen nimmt Aufmerksamkeit in Anspruch und die Neugierde fesselt sie. Der Event besitzt die Fähigkeit, diese Aufmerksamkeit zu erzeugen. Die menschliche Neugierde, die dabei erweckt wird, muss das Museum für seine Bildungsziele nutzen. Museumsbesuche können zu einem Ereignis gemacht werden und zwar zu einem «kulturellen» Ereignis. Der Event muss als Verführungsstrategie verwendet werden, darf aber nicht zum Selbstzweck werden, der Event zieht und der Inhalt bindet.

Literatur

- Eckel, D.: Eventmarketing - Das Geschäft mit dem Erlebnis, Berlin 2003.
- Erber, S.: Eventmarketing. Erlebnisstrategien für Marken, Landsberg/Lech 2000.
- Gebhardt, W.: Feste, Feiern und Events. Zur Soziologie des Außergewöhnlichen, in: Gebhardt, W./ Hitzler, R./ Pfadhauer, M. (Hrsg.): Events. Soziologie des Außergewöhnlichen, Opladen 2000, S.17-33.
- Gebhardt, W./ Hitzler, R./ Pfadhauer, M. : Einleitung, in: Gebhardt, W./ Hitzler, R./ Pfadhauer, M. (Hrsg.): Events. Soziologie des Außergewöhnlichen, Opladen 2000, S.9-17.
- Gluchowski, P.: Freizeit und Lebensstile. Plädoyer für eine integrierte Analyse von Freizeitverhalten, Erkrath 1988.
- Graf, Ch.: Event Marketing. Konzeption und Organisation in der Popmusik, Trier 1998.
- Heinrichs, W.: Die Karten werden neu gemischt! Strategische Skizzen zum Wandel im Kulturbetrieb, in: Heinrichs, W. (Hrsg.): Macht Kultur Gewinn? Kulturbetrieb zwischen Nutzen und Profit, Baden- Baden 1997, S.15- 21.
- Inden, T.: Alles Event?! Erfolg durch Erlebnismarketing, Landsberg/Lech 1993
- Kirchberg, V.: Gesellschaftliche Funktion von Museen. Makro-, meso- und mikrosoziologische Perspektiven, Wiesbaden 2005.
- KGST-Gutachten: Die Museen. Besucherorientierung und Wirtschaftlichkeit, Köln 1989.
- Schulze, G.: Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart, Frankfurt am Main; New York 1992.
- Statistische Gesamterhebung an den Museen der Bundesrepublik Deutschland für das Jahr 2004, Materialien aus dem Institut für Museumskunde Heft 59, Berlin 2005.
- Terlutter, R.: Lebensstilorientiertes Kulturmarketing: Besucherorientierung bei Ausstellungen und Museen, Wiesbaden 2000.
- Weinberg, P./ Nickl, O.: Emotionales Erleben: Zentrale Determinanten für den Erfolg von Marketingevents, in: Nickel, O. (Hrsg.): Eventmarketing. Grundlagen und Erfolgsbeispiele, München und Vahlen 1998, S.61- 79.
- Willems, H.: Events: Kultur- Identität- Marketing, in: Gebhardt, W./ Hitzler, R./ Pfadhauer, M. (Hrsg.): Events. Soziologie des Außergewöhnlichen, Opladen 2000, S.51-77.

Hannah Bröckers , 1982 in Berlin geboren. Schulen in Limburg/Lahn und Berlin. 2002 bis 2005 Studium an der Freien Universität Berlin in Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. 2006 Magisterarbeit mit dem Thema: Der Museumsbesuch als Event: Museen in der Erlebnisgesellschaft.

Hannah Bröckers
Liegnitzer Str. 17, D-10999 Berlin
hannah@broeckers.com

Diskussion

Eventkultur – Lösung für Not leidende Museen?

Peter-René Becker

Sie führten an, dass Events dem Individuum erlauben, sein Milieu zu verlassen und in anderen Milieus Vergnügung zu suchen. Gilt dies auch für die Rückkopplung? Bei Schulz und auch bei Ahlat heisst es, dass der Antrieb und die Motivation des Individuum ist, dass er hinterher in seiner Gruppe darüber berichten kann, was er erlebt hat. Ist das geblieben und springt er, nur um ein Event wahrzunehmen, in ein anderes Milieu oder erzählt er danach gar nichts mehr drüber, weil er weiss, dass das nicht gut ankommt bzw. seine Gruppe nicht interessiert?

Hannah Bröckers

Ich glaube, dass das gerade bei Schulze sehr milieuabhängig ist. Beim Selbstverwirklichungsmilieu oder Lebensstil ist es so, dass diejenigen das auch kommunizieren, andere Milieus hingegen eher nicht.

Carl Aigner

Eventmuseum losgelöst von diesem individuellen Kontext nützt uns überhaupt nichts, noch nicht einmal, wenn es um Geld machen geht. Das Hans Hollein-Museum z.B. ist auch von der Architektur ein Erlebnismuseum. Aber wir merken, dass wir es vermitteln müssen, gerade auch, wenn Firmen dort Veranstaltungen oder Firmenfeste veranstalten. Der Inhalt muss mit berücksichtigt werden, nicht nur die Architektur. Interessanterweise schafft genau das die Bindung und eine ganz andere Qualität.

York Langenstein

An dieser Arbeit ist wichtig, dass wir in der Museumsgemeinschaft ein bisschen negativ gegen den Eventbegriff gepolt sind, weshalb dies ein ganz wichtiger Beitrag ist, um zu sezieren und neutral aufzudröseln, welches Elemente sind, die uns nützen können und die sich mit unseren eigenen Aktivitäten sinnvoll verbinden lassen. Eventkultur ist nicht nur reserviert für Freizeitparks, sondern kann sehr wohl auch ein wichtiger Aspekt des Museums sein, weshalb wir mit mehr Neutralität und Offenheit mit dem Thema Event umgehen sollten.

Bettina Bouresh

Für mich war der Begriff der selbstgewählten Milieus ein Angelhacken und worüber Museen heute verschärft nachdenken sowie darauf reagieren sollten. Viele unserer Museen reagieren nämlich heute noch auf einen Gesellschaftstypus, bei dem es nicht selbst gewählte Milieus gab, sondern wo die Gesellschaft sehr viel stärker in vorgegebene Milieus eingeteilt war. Wir haben diesen Transfer meines Erachtens noch nicht geschafft. Hier sollte angeknüpft und überlegt werden, was das konkret heisst. Es gibt ein Publikum, das sich sein Milieu, in dem es sich selber definiert und definieren will, selber wählt. Was die Gesellschaftsentwicklung angeht, bleibt die Frage offen, ob dieses so bleibt, oder ob wir damit nicht über Dinge reden, die gerade schon wieder im Begriff sind niederzugehen und wir auf Situationen zugehen, bei der sich diese Selbstwahl erneut verfestigt.

Annette Rein

Wir haben pro Jahr 54 Veranstaltungen und ich habe 3 Jahre um die Einrichtung einer Stelle für das Eventmanagement gekämpft. Wir sind also das erste Museum in Frankfurt, das seit 2½ Jahren über ein Eventmanagement verfügt. Viele Veranstaltungen haben vorher nicht funktioniert, speziell zu wissenschaftlichen Vorträgen kamen – wenn überhaupt – kaum Leute. Die Wahrnehmungsform der Menschen hat sich sehr stark verändert und dementsprechend auch deren Erwartungen an Veranstaltungen und wie sie dabei gebildet werden wollen. Sie pflegen einen ganz klaren Rhythmus und die Abwechslung: essen, trinken und etwas Spannendes hören, oder essen, trinken und dazwischen Musik. Das Ganze zu organisieren erfordert eine ziemlich hohe Professionalität, die ich als Ethnologin überhaupt nicht an der Universität gelernt habe und die nicht in den Natur- oder Geisteswissenschaften gelehrt wird. Zum Beispiel die Zielgruppen zu erheben und dies auch jeweils wieder neu und auf das Unternehmen angepasst. Deshalb empfinde ich es als wichtige Sache, Museen darin zu unterstützen, die Stelle für Eventmanagement zu beantragen.

Wolfgang Schepers

Als Leiter des Hauses bestehe ich darauf, dass alle Veranstaltungen auch einen thematischen Bezug haben, ob das nun Kinder- oder Museumsfeste oder auch lange Nächte sind. Kommt in Ihrer Arbeit auch der uralte Begriff des Überwindens der Schwellenangst vor? Wenn die Busse vor den Museen halten und Tausende von Leuten reinströmen, sehen wir, dass die Schwellenangst überwunden wird und es entsteht eine ganz andere Stimmung.

Hannah Bröckers

Dieser Begriff kommt so explizit nicht vor, weil man die Lebensstile betrachtet. Dann verfügt man jedoch schon über einen Teil, wo man erkennen kann, welche Leute aus welchen Lebensstilen stammen. Keine Museumsbesucher? Wie kommt man jedoch an diese heran. Dabei geht es darum, die Schwellenangst zu überwinden.

ICOM-Generalkonferenz Wien 2007

Carl Aigner, Udo Wiesinger

In Vertretung von Armine Wehdorn ein paar Hinweise zur Generalkonferenz, was natürlich alle interessiert. Was gibt es 2007 in Wien? Ich mache das gemeinsam mit dem Kollegen Udo Wiesinger. Alle Fakts stehen sozusagen fest. Das Datum: 19. bis 22. August. Das Thema, das letztendlich Paris entschieden hat: «Museen und universelles Erbe». Universelles Erbe, individuelle Verantwortung und individuelles Erbe, universelle Verantwortung, zumal ein Allerweltsthema, aber wir sind dabei, das mit unseren Kollegen von ICOM bis in den Herbst hinein zu präzisieren und weltweit Aspekte zu setzen. Ein wesentlicher Aspekt wird sicher das Intangible Heritage werden, als ein Schwerpunkt, den wir uns vielleicht angesichts der Generalkonferenz vor Augen halten sollen. Ich darf ein bisschen die Problematik gliedern. Wichtig ist, dass alle Veranstaltungen innerhalb der Ringstrasse in Wien konzentriert stattfinden werden. Der Hauptraum wird das Konzerthaus sein, die Universitäten, die Museen am Ring, es ist alles zu Fuss erreichbar, worauf wir sehr stolz sind, dass uns das gelungen ist. Wir sind auch deshalb sehr froh, weil wir wissen, dass wir bis zu 3000 Museumskollegen aus der ganzen Welt erwarten dürfen. Es beginnt also die Generalkonferenz mit den Vorkonferenzen am Donnerstag, den 16., Freitag, den 17. und Samstag den 18. Dann folgen bis Samstag die Sitzungen der Arbeitsgruppen und die des Advisory Committees, des Executive Committees. Am Sonntag, den 19., beginnt die Registrierung. 14.30 Uhr bis 17.00 Uhr ist reserviert für Festredner und Forumsdiskussion. Montag bis Mittwoch geht es noch einmal um Registrierung etc. und den einzelnen internationalen Fachkomitees. Am Donnerstag sind ganztägige Exkursionen (Udo Wiesinger wird darüber sprechen) und am 24. haben wir die Generalversammlung von ICOM und das Arbeitsessen des neuen Exekutiv-Komitees. Wir sind auch dabei, ganz spezielle Events vorzubereiten. Wir hoffen also einerseits, dass die Stadt da noch richtig mitgehen wird, da das Ganze eine immense budgetäre Frage darstellt und das zweite ist natürlich die Wettergöttin (nicht der Wettergott, sondern in Wien gibt es nur eine Wettergöttin), dass die hält, weil wir viel im offenen Raum um die Ringstrasse herum, diesem wunderbaren Forum zwischen Kunst- und Naturhistorischen Museum mit dem Museumsquartier, machen möchten. Diese Details finden sie alle auf der Homepage icom2007.com und natürlich auch auf der Homepage von ICOM Österreich. Im Laufe vom Oktober wird die Einladung mit allen Daten an unsere 23000 Mitglieder weltweit gehen. Wichtig ist, wer sich noch sofort im November und Dezember anmeldet, kann bis zu 40 % an Kosten sparen. Auch die Teilnahmegebühr ist gestaffelt, je nachdem, wie rasch man sich anmeldet. Wir haben versucht zu helfen, dass die Kollegen und Kolleginnen aus Afrika oder diejenigen, die von weiter kommen, finanziell etwas vorfinden, was ihnen entgegenkommt, auch was Hotels betrifft. Ende Mai ist in Paris ein wunderbarer Vorschlag gemacht worden, dass jedes ICOM Komitee (ICOM Österreich, ICOM Deutschland und alle aus den Nicht-Entwicklungsländern) jemanden zum Beispiel aus einem ICOM Komitee aus Afrika einlädt, aus einem ICOM Komitee, wo wir wissen, da könnte jemand nicht kommen. ICOM Österreich wird es wahrscheinlich schaffen, dass wir fünf mit kostenlosen Wohnmöglichkeiten einladen und was ICOM International auch schaffen muss. Dieses Problem mit hohen Anmeldegebühren, das gibt es auch innerhalb Europas. Gerade auch bei den Ehrenamtlichen, die umsonst für das Museum arbeiten, und die – selbst wenn sie aus Österreich kommen – insgesamt 400 Euro oder 500 Euro aufbringen müssten. Solche Realitäten haben wir zum Teil leider auch bei uns und in diese Richtung dürfen wir sie alle um Unterstützung angehen.

Udo Wiesinger

Noch ergänzend: die Generalkonferenz mit den Tagungen und Besprechungen findet –wie immer – in einer Stadt statt, dass ist immer so, das ist also beim nächsten Mal in Wien. Aber die Österreichische Museumslandschaft, die sich natürlich auch bei einer Generalkonferenz präsentieren möchte und wird, ist natürlich nicht auf Wien allein beschränkt. Daher gibt es für die Teilnehmerinnen und Teilnehmer an der Generalkonferenz viele Möglichkeiten, mehr von der Österreichischen Museumslandschaft zu sehen. Es gibt am Donnerstag während der Tagung den Exkursionstag. Das sind Exkursionen, die leicht an einem Tag durchzuführen sind, das wird sich in Wien, in der Umgebung von Wien, bis Oberösterreich bis etwa Linz ausdehnen. Viel mehr ist an einem Tag mit Hin- und Rückfahrt nicht möglich. Aber dafür gibt es die Postkonferenzexkursionen im Anschluss an das offizielle Programm. Und hier sind wir dabei, ein sehr vielfältiges Angebot zu entwickeln, so dass Sie wirklich die Möglichkeit haben, nicht nur die österreichische, sondern bis zu einem gewissen Grad auch ein bisschen über die Grenzen hinaus, die Museumslandschaft Zentraleuropas zu sehen. Wir werden das sowohl thematisch, als auch regional gliedern. Wien wird sicher ein attraktiver Standort sein, darum denken wir, dass sehr viele aus der ganzen Welt nach Wien kommen werden. Und wir hoffen, dass es wirklich ein Fest für die Museumswelt sein wird. Wir werden dazu beitragen, was wir beitragen können. Und wir freuen uns darauf, dass Sie alle kommen werden. Und viele, viele mitnehmen. Herzlichen Dank und bis im August des kommenden Jahres, auf Wiedersehen.

Hadwig Kräutler

Entschuldigung, dass ich mich dazwischen schwindele. Ich muss mich dreimal «lebensretten». Ich habe vorher gehört, die Mär geht um, es gibt die CECA nicht mehr. Was ist das? Die CECA ist eines der Internationalen Komitees, die ICOM ausmacht, Committee for Education and Cultural Action (Komitee für Bildung und Kulturvermittlung) besteht und es besteht hoffentlich noch lange. Es ist eines der ältesten und eines der grössten Komitees, 1946 gegründet. Das CECA wird 2007 in Wien also von mir vorbereitet. Vielleicht war es mehr die CEICOM, die gemeint war. Herr Graf nickt. CEICOM ist das ehemalige, nun in veränderter Form wiedererstandene Zentraleuropäische Komitee. CECA wird Veranstaltungen durchführen und lädt natürlich auch zum Mega-Event ein. Wir sind nicht nur im mittelalterlichen Bereich, das was Ringstrasse war. Ich persönlich residiere im Belvedere, also in einem barocken Sommerschloss, das Prinz Eugen gebaut hat. Da gibt es einiges zu sehen, und das Belvedere funktioniert natürlich am besten (da als Sommer- und Lustschloss gebaut), wenn Sommer- und Lustereignisse stattfinden. Danke vielmals.

York Langenstein

Dieser kurze Kommentar zur CECA veranlasst mich das Thema CEICOM auch zu benennen. CEICOM als eine Verbindung der Mittel- und Osteuropäischen Länder ist durchaus vital seit seiner Gründung in den neunziger Jahren und erfreut sich bester Gesundheit. Die CEICOM Komitees aus Deutschland, Österreich, Slowakei, Tschechien, Slowenien, Kroatien, Polen und Ungarn werden sich in der Zeit vom 13. bis zum 16. Oktober 2006 in München treffen.

Schlussworte

Marie Claude Morand, Präsidentin ICOM Schweiz

Für das Schlusswort möchte ich zurückkommen auf eine wichtige Frage, die Frage, von woher wir in die Zukunft gehen können. Wir haben während dreier Tage über Forschung und wissenschaftliche Arbeit diskutiert, wir haben sie neu definiert. Aber ich möchte sagen: Als wir dieses Thema dem deutschen und österreichischen Komitees vorgeschlagen haben, war das für uns eine wichtige Frage, ob die Recherche jemand im Museum machen kann. Ich hoffe, dass jede Institution, jedes Museum, das verstanden hat. Und zweitens, dass sich nach dieser Diskussion eine neue Frage eröffnete. Wie können wir die Aufgaben des Museums mit dem Publikum besser kommunizieren? Darum würde ich vorschlagen, dass wir an der nächsten Bodensee-Tagung über Marketingaufgaben des Museums diskutieren. Ich danke Ihnen vielmals für Ihre Teilnahme.

York Langenstein, Präsident ICOM Deutschland

Im Programm steht als Schlussakkord dieser Veranstaltung eine Podiumsdiskussion, die wir doch nun in einer gekürzten Form stattfinden lassen. Ich kann mich natürlich als Präsident von ICOM Deutschland darüber nicht beschweren, da wir selber heute Morgen mit unserer Versammlung ein bisschen den Zeitplan durcheinander gebracht haben. Und trotzdem finde ich es schade, dass wir eigentlich nicht in der Lage sind – aufgrund der knappen Zeit, die Tagungsergebnisse zusammenzufassen – heute über das Tagesthema zu sprechen und wie es angekommen ist. Die Frage ist, ob wir noch die Chance haben, auch hinterher von den deutschen Gästen oder den schweizerischen Veranstaltern ein bisschen darüber zu erfahren, ob das Tagungsthema gut gewählt wurde, was es gebracht hat. Ich möchte es jetzt nicht selbst evaluieren, sondern vor allem mich bedanken für die sehr guten und anregenden Beiträge. Es hat die ganzen Tage durch immer wieder Vorträge gegeben, die auch die Diskussion unter den Teilnehmer intensiv befruchtet und angefacht haben. Es hat auch Klärungsprozesse gegeben. Die Männerwelt war diesmal sehr stark vertreten. Da freue ich mich ganz besonders, dass der Schlussvortrag nun von weiblicher Seite kam und auch sozusagen jetzt die Generation der Honoratioren bis hinunter zu den jungen Kollegen und Kolleginnen hier voll vertreten waren. Insofern war es eine sehr schöne Tagung. Ich selber fühle mich vor allem veranlasst, den Schweizer Gastgebern sehr, sehr herzlich zu danken. Das gilt sowohl für Marie-Claude Morand, dem Vorstand von ICOM Schweiz, als auch für Josef Brülisauer, der als Oberfeldwebel diese Tagung mit Disziplin zu einem guten Ende gebracht hat. Es ist sicher schon ein Haufen Wehmut, wenn man jetzt sagen muss, dass Josef Brülisauer in diesem Jahr offiziell aufhört. Ich habe schon irgendwo läuten hören, dass man Möglichkeiten findet, ihn uns doch nicht ganz vorzuenthalten. Möglicherweise wird er doch immer halboffiziell oder offiziös wieder mal zu sehen sein. Josef, für die vielen Jahre der guten Betreuung unserer Arbeitsgemeinschaft sehr herzlichen Dank. Ich meine, dass die Arbeitsgemeinschaft von Österreich, Schweiz und Deutschland, durchaus auch wieder eine vitalisierende Erfahrung gemacht hat. Es ist oft ganz gut, dass Vorstände wechseln, dass neue Gesichter da sind. Wir müssen dann von vorne anfangen, uns anstrengen. Dann habe ich mich über die Zusammenarbeit mit Marie-Claude Morand und Carl Aigner sehr gefreut und ich hoffe, dass unser gemeinsames Anliegen in ICOM entsprechend weiter gefördert werden kann. Herzlichen Dank.

Carl Aigner, Präsident ICOM Österreich

Ich fasse mich jetzt ganz kurz und sage zu allem nur: d'accord.

Josef Brülisauer, ICOM Schweiz

Ich möchte das letzte Wort haben und dabei vier Personen danken, die immer im Hintergrund gearbeitet haben: meiner Mitarbeiterin Stefanie Sigrist. Sie hat das Tagungssekretariat betreut, hat Ihnen die Mappen und die Schilder herausgegeben, sie hat Ihre Fragen beantwortet und sie hat auch von Ihnen den Beitrag eingezogen. Ihr und ihrer Kollegin Sinem Ergemi herzlichen Dank, denn sie haben auch im Vorfeld sehr viel gearbeitet. Dann auch unserem Tonmeister, Herrn Moser, dem Bühnenmeister, Ton- und Medientechniker. Den haben Sie vielleicht dazwischen mal vorbeihuschen sehen, wenn er irgendwo etwas eingerichtet hat. Er war dafür besorgt, dass immer alles reibungslos abgelaufen ist. Oder wenn es doch gerieben hat, dass Sie es wenigstens nicht gemerkt haben. Für den Vortrag war immer alles bereit. Und zwei weiteren Personen möchte ich ebenfalls danken: Herrn und Frau Vecchi, Sie werden sie gleich draussen nochmals erleben, wenn wir jetzt den Steh-Apero einnehmen werden. Und ich denke, dass wir dort die Möglichkeit haben, noch weiter zu diskutieren und die Themen, die wir jetzt im Podium nicht mehr behandeln konnten, zu besprechen. Dort können wir uns auch von denjenigen verabschieden, die bereits weggehen und damit die anderen sich für den Ausflug am Nachmittag stärken können. Ich danke Ihnen für Ihre Teilnahme, ganz besonders auch allen Vortragenden und allen Beitragsrednern und Rednerinnen und wünsche Ihnen allen eine gute Heimkehr.

Damit ist das Symposium geschlossen.

Programm

Internationales Bodensee-Symposium der ICOM-Nationalkomitees von Schweiz, Deutschland und Österreich in Schaffhausen, 22. bis 24. Juni 2006

Mittwoch, 21. Juni 2006

17.00	Tagungsanmeldung im Park Casino.
	Gemeinsame Vorstandssitzung im Museum zu Allerheiligen.
18.00	Führung durch Roger Fayet, Direktor Museum zu Allerheiligen; Aperitif.
	Anschliessend Abendessen mit weiteren bereits eingetroffenen Teilnehmenden.

Donnerstag, 22. Juni 2006

Wissenschaftliche Arbeit als Grundaufgabe des Museums

08.30	Tagungsanmeldung, Park Casino
09.00	Begrüssung durch die Präsidenten von ICOM Schweiz, ICOM Deutschland und ICOM Österreich Begrüssung durch Hans-Peter Lenherr, Regierungspräsident des Kantons Schaffhausen und Marcel Wenger, Stadtpräsident von Schaffhausen
10.00	Roger Fayet, Direktor Museum zu Allerheiligen Schaffhausen: Der lahme Flügel der Eule? Überlegungen zur Tragfähigkeit wissenschaftlicher Museumsarbeit.
11.00	Kaffeepause
11.30	Willi Xylander, Direktor Staatliches Museum für Naturkunde Görlitz: Sammlung oder Ansammlung – Forschung als tragende Säule der Museumsarbeit.
12.30	Mittagspause: frei/individuell
14.30	Thomas Antonietti, Konservator am Kantonalen Museum für Geschichte Sitten und Leiter Lötschentaler Museum: Kooperation beginnt beim Forschen. Das Projekt Appenzell, Lötschental, überall.
15.15	Günter S. Hilbert; Hans-Jürgen Harras: The ICMS-Online-Vocabulary: Fachbegriffe zur Sicherheit von Museen in 13 Sprachen. Ein Beispiel?
16.15	Exkursion zur Kartause Ittingen. Besuch des Ittinger Museums und des Kunstmuseums des KantonsThurgau. Abendessen in der Kartause Ittingen
21.30	ca. Rückkehr nach Schaffhausen

Freitag, 23. Juni 2006

Das Museum und die wissenschaftliche Forschung

08.30	Tagungsanmeldung, Park Casino
09.00	Bernhard Graf, Leiter Institut für Museumskunde, Berlin: Forschung der Museen: Grundlagen und Perspektiven.
10.00	Gilbert Kaenel, Direktor Musée cantonal d'archéologie et d'histoire, Lausanne: Wissenschaftliche Forschung im Museum und die Verbindung zur Universität.
10.30	Kaffeepause
11.00	Bernd Lötsch, Direktor Naturhistorisches Museum, Wien: Naturmuseen in einer bedrohten Welt (von Artentod bis Ausgliederung).
11.45	Stephan Gasser, Assistent Universität Freiburg im Üchtland: Freie Forschung im Museum. Ein Nationalfondsprojekt zur spätmittelalterlichen Skulptur im Museum für Kunst und Geschichte Freiburg.
12.30	Mittagspause
14.00	Exkursion zum Pfahlbaumuseum Unteruhldingen bei Meersburg und zum Zeppelin Museum Friedrichshafen. Einladung durch ICOM Deutschland.
22.30	ca. Rückkehr nach Schaffhausen

Samstag, 24. Juni 2006

Wissensvermittlung zwischen Bildung und Event

08.30	Tagungsanmeldung, Park Casino
08.30	Mitgliederversammlung ICOM Deutschland.
09.30	Carl Aigner, Direktor Niederösterreichisches Landesmuseum, St. Pölten: Museotainement. Museen im Spannungsfeld von Wissenschaftskartause und Eventcenter.
10.30	Kaffeepause
10.45	Hannah Bröckers, Berlin: Ist die Eventkultur die Lösung für Not leidende Museen?
11.15	Carl Aigner/Udo Wiesinger: Information zur ICOM Generalkonferenz in Wien 2007.
11.30 s	Schlussworte
13.15	Abfahrt zur Exkursion von Schaffhausen Richtung Österreich
14 ca.	Ankunft in Hohenems Besichtigung Jüdisches Museum Hohenems Stadtrundgang jüdisches Viertel Hohenems
15.45	Abfahrt Hohenems nach Dornbirn
16.00	Besichtigung Stadtmuseum Dornbirn
16.45	Besichtigung Inatura
17.30	Empfang in Inatura
19.00	Abfahrt Richtung Schaffhausen
21.00	ca. Ankunft in Schaffhausen

Liste der Teilnehmenden

Gäste

Hans-Peter Lenherr, Regierungspräsident Kanton Schaffhausen
Marcel Wenger, Stadtpräsident Schaffhausen

Referierende

Aigner Carl Dr., Präsident ICOM Österreich,
Niederösterreichisches Landesmuseum, St. Pölten
Antonietti Thomas lic.phil., Konservator, Walliser Kantonsmuseen, Sion
Bröckers Hannah, Berlin
Fayet Roger Dr., Direktor, Museum zu Allerheiligen, Schaffhausen
Gasser Stephan Dr., Bern
Graf Bernhard Prof. Dr., Institut für Museumskunde, Staatliche Museen zu Berlin
Preußischer Kulturbesitz, Berlin
Harras Hans-Jürgen, Referat Sicherheit, Staatliche Museen Berlin
Preußischer Kulturbesitz, Berlin
Hilbert Günter S., Institut für Museumskunde, Berlin
Kaenel Gilbert, Directeur, Musée cantonal d'archéologie et d'histoire, Lausanne
Langenstein York Dr., Präsident ICOM Deutschland,
Landesstelle Nichtstaatliche Museen Bayern, München
Lötsch Bernd Univ. Prof. Dr., Generaldirektor, Naturhistorisches Museum, Wien
Morand Marie Claude, Präsidentin ICOM Schweiz, Directrice,
Musées cantonaux du Valais, Sion
Xylander Willi Prof. Dr., Staatliches Museum für Naturkunde, Görlitz

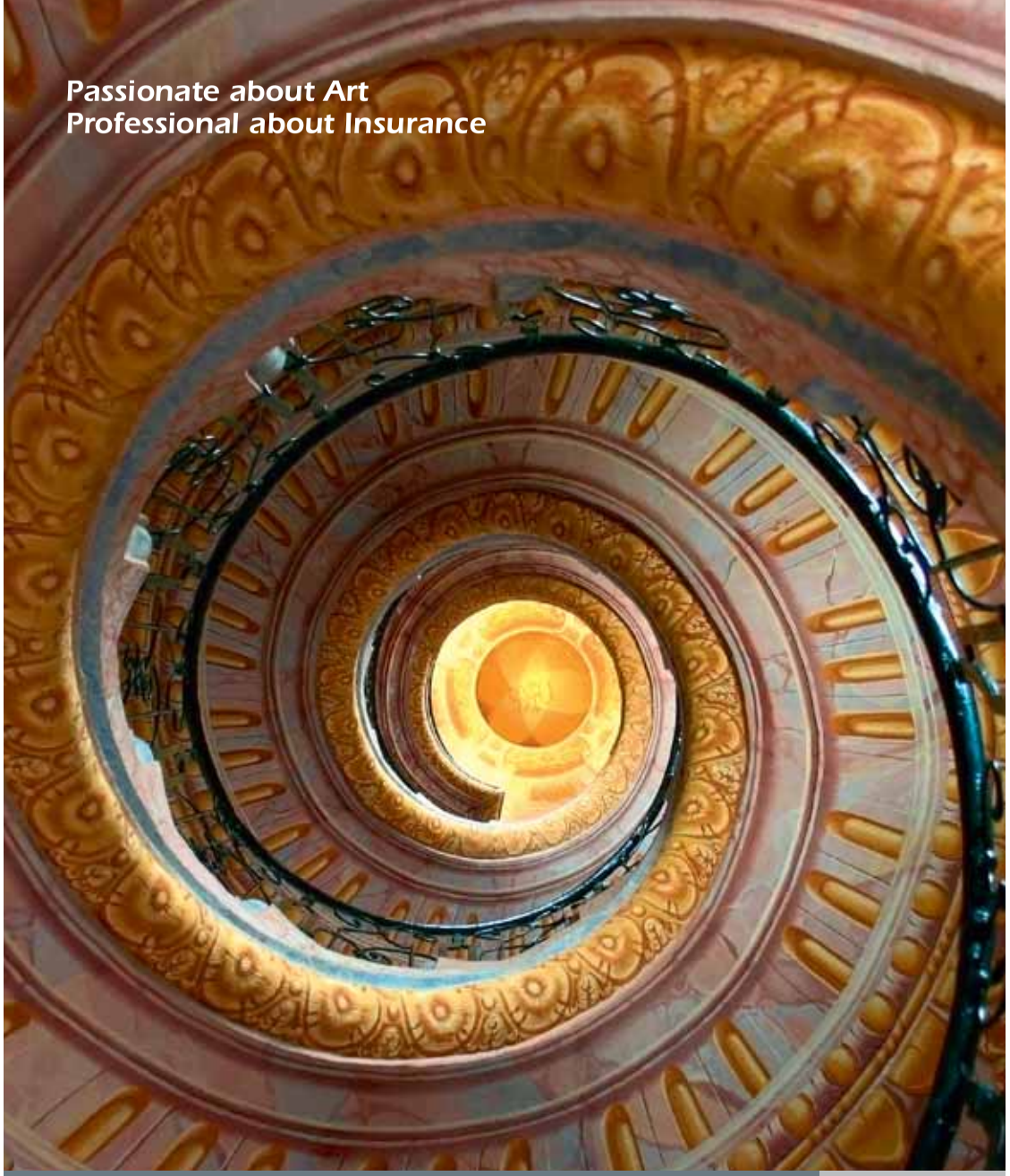
Teilnehmende

Amrein Heidi Dr. phil., Kuratorin, Schweiz. Landesmuseum
Abt. Archäologie, Zürich
Arnold Astrid Dr., Wiss. Volontärin, Freiburg
Artinger Kai Dr., Günter Grass-Haus, Lübeck
Ball Daniela Dr., Historisches Museum Aargau, Lenzburg
Bauer Christoph, Städtisches Kunstmuseum, Singen
Becker Peter-René Dr., Übersee-Museum, Bremen
Beier-De Haan Rosmarie Prof. Dr., Deutsches Historisches Museum, Berlin
Bierschenk Monika Dr., Berlin
Borgmann Maria Dr., Deutsches Technikmuseum, Berlin
Bouresh Bettina Dr., Rheinisches Archiv- und Museumsamt. Pulheim
Brand-Claussen Bettina, Sammlung Prinzhorn, Heidelberg
Brülisauer Josef, Geschäftsstelle VMS/ICOM, Zürich
Burkarth Axel Dr., Landesstelle Nichtstaatliche Museen
Baden-Württemberg, Stuttgart

Bursche Stefan Dr., Berlin
Calov Gudrun Prof. Dr., Stuttgart
Carlevaro Eva, Wissenschaftliche Mitarbeiterin,
Schweiz. Landesmuseum, Zürich
Dworak Ursula, Museo Consult, Stuttgart
Ebner Renate, Singen
Egli Barbara, Kulturmanagement, Zürich
Elsasser Kilian T., Konservator, Museumsfabrik, Ebikon
Ergemi Sinem. ICOM Schweiz, Zürich
Erismann Peter Edwin, Ausstellungsleiter, Schweiz. Landesbibliothek, Bern
Ermert Axel, Institut für Museumskunde, Berlin
Fast Kirsten Dr., Städt. Museum, Esslingen
Flühler Dione Dr., Schweiz. Landesmuseum, Zürich
Gabelmann Andreas, Singen
Grotkamp-Schepers Barbara Dr., Deutsches Klingenmuseum, Solingen-Gräfrath
Hanemann Regina Dr., Museen der Stadt Bamberg, Bamberg
Hardmeier Daniela lic. phil., wissenschaftliche Mitarbeiterin,
Museum zu Allerheiligen, Schaffhausen
Hermann Claudia Dr., Sammlungskuratorin Verkehrshaus, Luzern
Herzig Thomas Dr., Landesmuseum Mannheim, Mannheim
Herzog Clementine, Stadt Freiburg, Kulturdezernat, Freiburg
Hilgers Werner Dr., Alfter
Hinz Hans-Martin Dr., Deutsches Hist. Museum, Berlin
Hochreiter Otto; Graz
Horst Katarina Dr., Badisches Landesmuseum, Karlsruhe
Icke-Schwalbe Lydia Dr., Museum für Völkerkunde, Dresden
Im Obersteg Peter, Konservator/Restaurator,
Museum zu Allerheiligen, Schaffhausen
Janser Andres, Ko-Kuratorin, Museum für Gestaltung, Zürich
Kalbermatten-Ebener Rita, Blatten (Lötschen)
Kanter Karin, Kulturhist. Museum Magdeburg, Magdeburg
Keller Frank Beat, Ethno-Expo, Zürich
Keller Lüthi Christine Dr., Kuratorin, Schweiz. Landesmuseum Zürich
Klaassen Saskia lic.phil., Bern
Klesse Brigitte Prof. Dr., Diplomrestauratorin,
Museum für Angewandte Kunst Köln, Bonn
Klinkhammer Regina M.A., Hachenburg
Köhler Thomas Dr., Direktor, Kunstmuseum Wolfsburg, Wolfsburg
Köpfli Isabelle, Museum zu Allerheiligen, Schaffhausen
Kosicki Karin, Zentr. Restaurierungswerkstätten Museen der Stadt Erfurt, Erfurt
Kräutler Hadwig Mag., Regionalkoordinatorin Europa CECA,
Österreich. Galerie Belvedere, Wien
Krüger Roswitha, Riegsee-Aidling

Liebelt Udo Dr., Karlsruhe
Lind Christoph Dr., Reiss-Engelhorn-Museen, Mannheim
Lorenz Claudia, Kindermuseum in FEZ, Berlin
Mader Sylvia, Innsbruck
Mayr Thomas, Archäologisches Hegau-Museum, Singen
Meier Bruno, Baden
Meili David, Kloten
Messerli Jakob Dr., Museum für Kommunikation, Bern
Mey Wolfgang Dr., Museumsdienst Hamburg, Hamburg
Meyer Pascale lic. phil., Schweiz. Landesmuseum, Zürich
Mönch Walter, Stiftung Gedenkstätten Buchenwald, Weimar-Buchenwald
Moser Gina, Ausstellungsarchitektin, Zürich
Muchitsch Wolfgang Dr., Landesmuseum Joanneum, Graz
Pfeiffer Anna, iart interactive ag, Basel
Platzgummer Hanno, Mag., Direktor, Stadtmuseum Dornbirn, Dornbirn
Povinec Maja, iart interactive ag, Basel
Rampazzi Filippo, Museo cantonale di storia naturale, Lugano
Ranger Kurt, Ranger Design, Stuttgart
Rein Anette, Museum der Weltkulturen, Frankfurt M.
Ritschel Kerstin, Sächsisches Staatsministerium für Wiss. und Kunst, Dresden
Roson Claudie, Naturhistorisches Museum Wien, Wien
Ruisinger Marion Maria Priv.-Doz. Dr. med.,
Institut für Geschichte und Ethik der Medizin, Erlangen
Rump Oliver Dr., Museum für Kommunikation, Hamburg
Schade Sigrid, Leiterin Cultural Studies, Museum für Gestaltung/HGKZ, Zürich
Schepers Wolfgang Dr., Kestner Museum, Hannover
Schiffmann René Dr., Historisches Museum Kt. Thurgau, Frauenfeld
Schmid Brigitta, Naturhistorisches Museum, Wien
Schmid Markus, milla und partner, Stuttgart
Schredl Sàrolta Dr., Bundesdenkmalamt, Abt. Museen, Wien
Sigrist Stefanie, ICOM Schweiz, Zürich
Stark Barbara Dr., Städt. Wessenberg-Galerie, Konstanz
Störi Reto, Sensorium im Rüttihubelbad, Walkringen
Tarmann Gerhard, Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck
Treff Hans-Albert Dr., München
Villiger Verena Dr., Directrice adjointe, Musée d'art et d'histoire, Fribourg
von Roda Burkard Dr., Direktor, Historisches Museum, Basel
von Roda Hortensia Dr., Museum zu Allerheiligen Schaffhausen
von Rohr Alheidis, Hannover
von Roten Hortensia, Kuratorin, Schweiz. Landesmuseum, Zürich
von Törne Beate, ICOM Deutschland, Berlin
Vulic Ana, Ecole musée, Ecole-musée, Lausanne
Weber Sylvia, Museum Würth, Künzelsau

Wedemeyer Sabine, Haar
Weining Kirsten Dr., Biologin, Ausstellungen Recherche Kommunikation, Berlin
Weiss Maria, Schweiz. Landesmuseum, Zürich
Westphal Johanna, Geschäftsführerin, ICOM Deutschland, Berlin
Wiesinger Udo, Museum Arbeitswelt, Steyr
Winter Gerhard, Naturmuseum Senckenberg, Frankfurt / Main
Wodiunig Tina lic.phil., Zürich
Wüst Marc, Konservator, Museum zu Allerheiligen, Schaffhausen
Zinnkann Heidrun Dr., Museum für Angewandte Kunst, Frankfurt



AXA Art ist ein führender internationaler Spezialversicherer für Kunst- und Sammlungsobjekte mit massgeschneiderten Versicherungskonzepten für Privatsammlungen, Galeristen, Kunsthändler, Restauratoren, Museen, Ausstellungen und Corporate Collections.

www.axa-art.ch

AXA ART

Das Museum als Ort des Wissens
Bodenseesymposium

ICOM Schweiz ICOM Österreich ICOM Deutschland

Seit 1973 führte ICOM Deutschland alle drei Jahre das Lindau-Symposium für die drei deutschsprachigen ICOM-Länder (Deutschland, Österreich, Schweiz) durch. Nach einem gemeinsamen Beschluss aus dem Jahre 2000 wird es unter dem neuen Namen: «Bodenseesymposium» im Turnus organisiert. Nach Bregenz 2003 war zum ersten Mal die Schweiz mit Schaffhausen an der Reihe.

Das Thema «Das Museum als Ort des Wissens» wurde gewählt, um auf die wenig spektakuläre, aber notwendige Hintergrundarbeit der Museen hinzuweisen. Dies ist heute besonders angezeigt, weil die öffentliche Hand die Tendenz hat, ihre Unterstützung für die Museen zu reduzieren und an private Sponsoren zu delegieren.

Die Thematik macht aber auch den Museumsleuten klar, dass ihnen ohne immer neue Fragestellungen, das heisst, ohne ständiges Hinterfragen ihrer Arbeit, bald der Stoff für die Ausstellungen fehlen wird. Diese müssten schliesslich in einem riesigen Leerlauf enden.

Die verschiedenen Beiträge beschlagen daher ein breites Feld. Sie zeigen Beispiele spezialisierter Forschung in den grossen, meist universitätsnahen Institutionen und neuartige Zusammenarbeitsmodelle zwischen Museen und Hochschulen oder zwischen verschiedenen Museen. Sie belegen aber auch, dass die mühsame Kärrnerarbeit der Inventarisierung und minutiösen Detailabklärung selbst in den kleinen und mittleren Museen zur Vermehrung des Wissens beiträgt.

ISBN 978-3-9523484-1-3